



Studien und Skizzen
aus der
Inneren Mission und ihren Grenzgebieten.
III. Band.



Gesammelte Vorträge
über
Innere Mission

im Verein mit anderen herausgegeben

von

Hermann Grüner,
Pastor zu Salgala in Kurland.

Der Reinertrag ist für die Anstalt „Czabor“ Mitau bestimmt.

Riga 1900
Verlag von Jond & Poliewsky.

Studien und Skizzen

aus der

Inneren Mission und ihren Grenzgebieten.

III. Band.



Gesammelte Vorträge

über

Innere Mission

im Verein mit anderen herausgegeben

von

Hermann Grüner,
Pastor zu Salgahn in Kurland.

Der Reinertrag ist für die Anstalt „Cbabor“ Mitau bestimmt.

Riga 1906

Verlag von Jond & Poliewsky.

Herrn

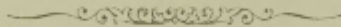
Pastor Ludwig Katterfeld

dem Freunde und Förderer
der inneren Mission der baltischen Heimat

in Dankbarkeit gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Christentum und soziale Fragen von Pastor Johannes Luther, St. Catharinen	1
Die Instruktionkurse für Innere Mission in Thabor bei Mitau vom 4.—11. Juni 1903 von Pastor H. Grüner, Salgall	17
Verbrechen und Strafen von Pastor E. Mickwitz, Jellin	47
Die innere Mission im Lichte der Hausstafel Pauli von F. Hoerschelmann .	63
Ein Versuch zur lebensvolleren Ausgestaltung der Gemeinde von Pastor D. Schabert, Riga	68
Ein Mittel der Fürsorge für Arbeitslose von Pastor Lichtenstein, Goldingen	85
Kirchliche Siechenhäuser auf dem Lande	100
Alkoholismus und Branntweinsmonopol	109
Die Lepra von Pastor G. Punga, Talkhof	121
Zur Krüppelpflege von Pastor A. Fliedner, Mitau	136
Die Blinden von D. Rothnagel	146
Die Werke der inneren Mission und der ihr verwandten Bestrebungen auf der Insel Desfel von General-Superintendent Lemm, Rebal	164



Christentum und soziale Frage

von Pastor Johannes Luther-Catharinen.

Es hat eine Zeit gegeben, in welcher Christentum und soziale Frage einander fremd und kühl gegenüberstanden. Auf christlicher Seite meinte man, die soziale Frage gehe einen nichts an, und auf sozialer Seite verbat man sich eine Einmischung in technische Fragen der Volkswirtschaft, von denen man nichts verstehe. Mit der Zeit hat man anders denken gelernt. Christentum und soziale Frage sind einander näher getreten, haben sich besser kennen und schätzen gelernt, sowohl in Theorie, als in Praxis, auf dem Katheder, als im täglichen Leben, ja es ist zu einem Bündnisse zwischen beiden gekommen, welches man den „christlichen Sozialismus“ nennt. Aber gleicht dieses Bündnis nicht am Ende dem einer „modernen Ehe“, wo man sich nach kurzem Freudenrausche gar bald tief enttäuscht und innerlich geschädigt voneinander zurückzieht? Nun die Form dieser Verbindung, die äußere und auch innere Gestaltung ihrer Beziehungen zueinander, mag dort und da eine verfehlte und für das Leben unglückliche sein, das Bündnis an sich ist sicherlich ein Gott gewolltes und unauflösliches. Sie sind für einander prädisponiert, das Christentum und die soziale Frage, und ich erachte es für ein Glück und einen Segen der Menschheit, daß beide, die schon innerlich solange zusammengehörten und unbewußt zusammenwirkten, nun auch offen und prinzipiell zusammenwirken wollen. Im Christentum heißt es Matth. 6, 33: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ Nach diesem Ausspruche des Herrn hängt sozialer Segen von rechtem christlichen Streben und Trachten ab (1. Tim. 4, 8), und der bekannte, im Geiste der Volkswirtschaftslehre redende Generalsuperintendent Todt behauptet: „Jeder Sozialist, so feindlich er sich sonst dem Christentume gegenüberstellt, trägt ein unbewußtes Christentum in sich.“ Von

beiden Seiten aus liegen im Laufe der christlich-sozialen Entwicklungsgeschichte bedeutsame Ausfagen dafür vor, daß Christentum und soziale Frage in naher Wechselbeziehung zueinander stehen. Rechtes Christentum, Gottseligkeit, Trachten nach dem Reiche Gottes hat auch die Verheißung fürs diesseitige Leben, soll auch sozialen Segen bringen, und gesunder Sozialismus muß wiederum zu christlichen Grundfäzen und Gesichtspunkten führen. Wo aber, so fragen wir nun, liegt für beide der Berührungspunkt, der gesunde Kontakt, durch welchen sie einander dienen und befruchten können? Was ist zuerst die Aufgabe des Christentums, was ist sodann die Aufgabe der sozialen Frage, und wobei und worin können sie einander nützen und fördern?

Was ist die Aufgabe des Christentums? Zunächst mag es so scheinen, als habe das Christentum radikal nichts mit der sozialen Frage zu tun, und es ist gewiß durchaus verfehlt und irrtümlich gewesen, wenn Männer wie Raumann, Blumhardt u. a. das Evangelium zu einem sozialistischen Reformprojekt haben machen wollen. Hier liegt eine Verkennung und Verdrehung vom Wesen des Christentums vor. Nein, nicht um Umgestaltung äußerer, wirtschaftlicher Verhältnisse ist es dem Evangelium zunächst zu tun, sondern um eine Änderung, ja um eine Neuschaffung des menschlichen Innern und Geisteslebens. Es richtet sich an das Herz, an das Gewissen des Menschen mit dem Rufe zur Sinnesänderung und Ergreifung des in Christo erschienenen Heils. Eine Verkennung seiner Aufgabe nannte Christus es selbst, wenn ihm die Armen nur um des Brotes willen nachliefen, die Kranken ihn nur um der leiblichen Heilung willen suchten, wenn das Volk ihn zum irdischen Könige und die Politiker ihn zum Befreier von drückender Fremdherrschaft machen wollten. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, lautet sein offenes Bekenntnis, und immer wieder ist er seinen Jüngern gegenüber bemüht, den göttlichen Charakter seines Wirkens und seiner Aufgabe in das rechte Licht zu stellen. Um eine Befreiung, um eine Gerechtigkeit ist es ihm zwar wohl zu tun, nicht aber um eine solche, wie sie auf Erden gilt vor den Menschen. Mit unerschütterlicher Festigkeit bleibt er bei der Behauptung, daß die Sünde die Wurzel alles Übels, alles Unglückes, des ewigen, aber auch des zeitlichen sei, und daß dem Menschengeschlechte nur geholfen werden könne, wenn man es von diesem Übel heile, wenn die Menschenseele ihren Gott wiederfinde, der verlorene Sohn sein Vaterhaus. Die Erlösung von der Macht der Sünde, die Versöhnung des mit Gott entzweiten

Menschenherzens, die Wiederherstellung eines Kindesverhältnisses zu Gott, bezeichnet er als das ihm vom Vater übertragene, heilige Werk. Wenn nun das Christentum nach Wort und Werk seines Meisters die Neuschaffung der Gesinnung und des Herzens, und damit der Stellung zu Gott zum Zwecke hat, so ist es doch fraglos, daß das Evangelium als solches zunächst noch nichts mit der sozialen Frage zu schaffen hat. Und doch soll es eine soziale Seite und Aufgabe haben? Worin sollte letztere bestehen? Nun, es ist doch unverkennbar, daß das Evangelium, ob es sich wohl immer zunächst an die Seele des Menschen richtet und diese vom Verderben zu retten sucht, ja eine solche Rettung als etwas so Hohes und Maßgebendes bezeichnet, „daß es dem Menschen nichts hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ (Matth. 16, 26), doch fortlaufend dabei betont, daß von diesem inneren Erneuerungsprozesse aus eine Segensfülle in alle gottgeordneten irdischen Lebensverhältnisse ausströmen werde und solle, ja, daß es den Menschen, indem es ihn seinem Gotte zurückgäbe, zugleich der Erde wiedergäbe, d. h. wahrhaft befähige und tüchtig mache zur Erfüllung der ihm gewordenen irdischen Lebensaufgaben und Pflichten. So will und geht das Evangelium geradenwegs darauf aus, durch innere Neugestaltung auch eine äußere Umgestaltung der Lebensverhältnisse anzubahnen, in welchen die Grundbegriffe der Gottes- und Nächstenliebe in mannigfaltigster Form christlicher Sittlichkeit zur Wahrheit und Wirklichkeit werden sollen. Das Evangelium hat einen praktischen Zweck, es zielt auf seine Betätigung im Leben ab, es will als „Sauerteig“ und „Licht“ alle Lebensverhältnisse auf Erden ordnen, erneuern, heiligen, reformieren. Es kann nicht anders sein, denn „ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte tragen“. Es soll der Christ von seinem neugewonnenen Glaubens- und Herzensstande aus befruchtend auf seine irdische Umgebung wirken. So will denn das Evangelium, nachdem es das Werk der Wiedervereinigung des Menschen mit Gott zustande gebracht hat, zugleich den Lebenspotenzen, den Normen und Ordnungen zu Recht verhelfen, von deren Berücksichtigung und Geltung auch die sozialen Verhältnisse in ihrem gesunden Gedeihen und ihrer segensreichen Entwicklung abhängen. Sofern das Christentum nicht nur Glauben, sondern auch Liebe, nicht nur innere Erneuerung, sondern auch äußere Betätigung in sich schließt, hat es eine soziale Aufgabe und Kraft, eine Macht wahrhafter, segensreicher Kultur. Es reißt das Evangelium wahrlich nicht Gott und Welt, Christsein und irdisches

Berufsleben auseinander, sondern fügt sie zu innigster Durchdringung ineinander, so daß im täglichen Leben und irdischer Pflichterfüllung göttliche Gedanken, und in der Anbetung Gottes höchste irdische Weisheit offenbar werden. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“ (Sirach 1, 4). Ja, von der irdischen Bewährung hängt doch schließlich die ewige Vollendung ab, „denn was der Mensch säet, das wird er ernten“ (Gal. 6, 7). So steht das Evangelium mitten im sozialen Leben drin, und soll den Menschen zum wahrhaft aktiven machen. Nicht von dieser Welt und doch für diese Welt ist das Evangelium, indem es uns für die Ewigkeit erzieht, will es uns tüchtig machen für die Zeit.

Nun aber wollen wir uns den Sozialismus mit seinen Aufgaben ansehen. Wie alt ist denn die soziale Frage? Darauf kann es keine andere Antwort geben als diese: „solange es Menschen auf Erden gegeben hat, hat es auch eine soziale Frage gegeben.“ Freilich der Ausdruck „sozial“ gehört dem vorigen Jahrhunderte an, und eine bewußt soziale Tätigkeit in Theorie und Praxis gibt es erst seit jener Zeit. Ihrem Wesen und Charakter nach sozial waren aber z. B. in der alten Geschichte die Sklaven- und Frauenfrage, im Mittelalter die Frage des Bettels und Raubrittertums, in der Neuzeit die des Bürger- und Bauernstandes, wie es jetzt insonderheit die Arbeiterfrage ist. Es ist also die soziale Frage eine Volkswirtschaftsfrage, welche dann brennend wird und vulkanartige Ausbrüche zeitigt, wenn dem Mangel und der dringenden Not einer Gesellschaftsgruppe nicht in befriedigender Weise Genüge geleistet wird. So stellt sich die soziale Frage als eine irdische Existenzfrage heraus, und zwar nicht als eine solche des einzelnen Menschen, sondern einer Menschheitsklasse, einer Völkergruppe, eines politischen Standes, verursacht durch die verschiedensten Umstände äußerer und innerer Art, etwa durch staatliche Umwälzungen, durch gesteigerte Lebensbedürfnisse, durch ein höheres Maß allgemeiner Bildung, durch technisch-industrielle Neuerungen, durch unmäßiges Anwachsen der Bevölkerung, durch das Eindringen philosophischer Ideen, durch Vernachlässigung religiös-moralischer Pflege und anderer Umstände. Bei dieser sozialen Frage fragt es sich nun, wie solche Volkswirtschaftsfragen je und je so geregelt und geordnet werden können, daß neben der Berechtigung einzelner Stände und volkswirtschaftlicher Gruppen das Wohl des ganzen Staates gewahrt werden könne. Der Staat ist somit die letzte, höchste Instanz, welcher solche soziale Fragen auf gesetzgeberischem

Wege zum Wohle seiner Untertanen zu regeln hat. Versäumt er seine Pflicht, so ist seine eigene Existenz unter Umständen gefährdet. Nach dem soeben Gesagten scheint also die soziale Frage zunächst nur eine staatswissenschaftliche, nationalökonomische zu sein, mit welcher das Christentum nichts zu schaffen hat, zumal da ihm die dazu nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten absolut zu fehlen scheinen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat denn auch die Nationalökonomie mit scheinbarem Rechte, ohne irgendwelche Rücksichtnahme auf das Christentum, auf ihrer eigensten Domäne geschaltet und gewaltet, und grundsätzlich soziale Fragen nur vom rein technischen Gesichtspunkte aus lösen wollen. Wie solches geschehen ist, soll eine nun folgende historische Skizze zu orientierender Darstellung bringen.

Man begann im Merkantilssystem mit dem Grundsätze, daß die soziale Frage wesentlich eine Geldfrage sei. Der Staat müsse dafür sorgen, sagte man sich, daß soviel als möglich Geld ins Land komme und so wenig als möglich davon abgeführt würde. Sei genügend Geld vorhanden, so könne die Steuerlast des Volkes erhöht werden, die staatliche Macht erstärke und werde dadurch in den Stand versetzt, jederzeit das Volk in Ordnung halten zu können. Man dachte bei diesem System wohl an seine Macht, nicht aber an die eigentlichen Bedürfnisse der Bevölkerung.

Einen neuen Gesichtspunkt für die Volkswirtschaftslehre brachte der Naturalismus eines Rousseau und der Enzyklopädisten. Die Rückkehr zur Natur sollte auch in der Volkswirtschaftslehre das Glück den Völkern bringen. Auf dem Anbau des Landes, auf der Landwirtschaft sollte nach formeller Seite, auf dem gleichen Rechte eines jeden Individuums in sachlicher Beziehung das Wohlergehen eines Staates und seiner Untertanen basiert sein. „Laissez aller, laissez faire“, es solle nur dem natürlichen Bedürfnisse und dem Naturrechte freier Lauf gelassen werden, und es werde sich das volkswirtschaftliche und staatliche Leben von selbst am besten regulieren. Die Kritik für dieses System brachte die große Revolution mit dem Zusammenbruche aller bisherigen wirtschaftlichen Verhältnisse.

Es folgte dem Physiokratismus, wie man dieses System nannte, das bekannte Industriesystem des Adam Smith. Hier ist es die Arbeit, und damit ein ethisches Prinzip, welches zur Grundlage der Volkswirtschaftslehre erhoben wird. Die Arbeit mache den Wohlstand eines Landes aus, sie hebe die Produktion und Erwerbsfähigkeit der Be-

wohner, und ließe sich durch Teilung zu noch höherer und einflußreicherer Potenz erheben. Zugleich reguliere die Arbeit selbst in gerechtester Weise den Besitz der Bevölkerung. Aber auch diese Hoffnung sollte wiederum durch die Wirklichkeit des Lebens Lügen gestraft werden. Man hatte, ausgehend von naturrechtlicher Basis, dem Einzelindividuum das absolute Recht freier Konkurrenz einzuräumen gewünscht, und dabei vergessen, daß dieses uneingeschränkt individuelle Prinzip der Selbstsucht und des Kapitalismus die ungehinderte Ausbeutung der wirtschaftlich Schwächeren zur Folge haben mußte. Im Manchesterium kam solches zum klaren Ausdruck. Selbstsucht und Eudämonismus vermochten das wirtschaftliche Problem der sozialen Frage nicht zu lösen. Dem krassen naturrechtlichen Individualismus stellte sich der radikale Sozialismus, die Sozialdemokratie, entgegen, welche nun im Gegenteil das gleiche Recht der Gesamtheit zum Prinzip erhob. Und in der Tat, man lernte es einsehen, daß für das volkswirtschaftliche Wohlergehen einer Bevölkerung nicht nur das individuelle Recht und die freie Entwicklung des einzelnen, sondern zugleich das Ganze, das Zusammenleben und Wirken einer Bevölkerungsgruppe zu berücksichtigen sei. Das sozial-ethische Moment hatte man außer acht gelassen. Man hatte in rein abstrakter Weise, in Formeln und Zahlen, das Wesen der Volkswirtschaft erfassen und darstellen wollen, und dabei vergessen, daß der Mensch ein sehr kompliziertes Wesen sei, welches vor allem nicht nur „nicht vom Brot allein lebe“, sondern auch geistige, geistliche und sittliche Bedürfnisse habe, welche der Befriedigung harren. Es zeigte sich dort und da ein Umschwung in der Auffassung und Betrachtungsweise nationalökonomischer, sozialer Fragen, angeregt durch Sismond Sismondie in Genf, Müller in Deutschland, weiter ausgeführt zum christlichen Sozialismus durch Männer wie Carlyle, Kingsley, Maurice, Ludley in England, Roscher, Schmoller, Knies, Schäffle, Victor Aimé Huber, Stöcker und Wagner in Deutschland, wobei man energisch christliche Sittlichkeitsgefühle in den Vordergrund stellte, und den Nachweis zu führen begann, daß nur unter Wahrung christlicher Grundsätze der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Billigkeit und der Nächstenliebe eine Lösung der nun so brennend gewordenen sozialen Frage denkbar sei. Nicht die egoistischen Prinzipien eines Naturrechtes, nicht die formell-individualistische Auffassung des römischen Rechtes, sondern nur das auf dem Grundsätze der christlichen Liebe und Gerechtigkeit beruhende moralische Recht sei imstande die Volkswirtschaftslehre auf eine gesunde Basis gedeihlicher Entwicklung zu

stellen. Wirtschaftsfragen sind ethisch-sozial bedingt und beeinflusst, ja sie nötigen uns im Kampf ums Dasein zur Rückkehr zu Gott und seinen sittlichen Ordnungen. In den sittlichen Ordnungen des Christentums ruhe zugleich die größte Weisheit und Kraft für soziales Wohlergehen und volkswirtschaftliches Gedeihen. Wer die sittlichen Ordnungen und Normen christlicher Wahrheit übertrete und vernachlässige, müsse die Rache der Natur empfinden. Es war wie eine neue Offenbarung, die sich bei dieser Erkenntnis auf beiden Seiten, auf christlicher und national-ökonomischer, vollzog. Staunend vor der Größe und Herrlichkeit Gottes, begann eine erneute, begeisterte Tätigkeit auf sozialem Gebiete, und wenn man auch in manchen Stücken zu weit ging, und vielleicht die Arbeit manches Theologen zu sozial, und die manches Sozialisten zu theologisch wurde, als bleibenden Gewinn hatte man die Erkenntnis davongetragen, daß Christentum und soziales Leben zusammengehören, daß das Christentum wahrlich auch für dieses Leben und dieses Leben für das Christentum sei. Ein herrlicher Beweis für die Notwendigkeit und Wahrheit des christlichen Glaubens zugleich! Der Materialismus hatte abgewirtschaftet, weil er geistlos war, das Naturrecht war zuschanden geworden, weil es den Egoismus anbetete, das Christentum aber hatte sich wiederum bewiesen als die realste Macht des Lebens. Christentum und Sozialismus, sie wollen einander fortan in die Hände arbeiten, denn sie bedürfen, sie bedingen auch einander wie Seele und Leib. Es soll der Theologe mitten im Leben mit seiner Arbeit stehen und nicht in der Klausel sitzen, er soll das Evangelium abzugslos allen predigen, den Reichen und Armen, den Gebildeten und Ungebildeten, den Königen und den Untertanen, den Herren und den Dienenden, denn sie brauchen es alle, es ist eine Macht des Lebens, des ewigen, aber auch gerade deswegen des zeitlichen, und des sozialen. Bieweit nun freilich der Theologe in seiner sozialen Tätigkeit gehen soll, darüber fehlen anher die näheren Grenzbestimmungen. Im allgemeinen wird man sagen können, es achte sowohl der Theologe, als der Nationalökonom darauf, daß er sein eigentlichstes Arbeitsgebiet nicht verlasse, und keine Vertauschung der Rollen stattfinde. In der Peripherie und nicht im Mittelpunkte finde die Berührung untereinander statt, wenn anders es nicht unangenehme Verzerrungen und Mißgestaltungen der Wahrheit geben soll, die sich sowohl im religiösen, als auch im sozialen Leben aufs empfindlichste rächen. Es will mir scheinen, als dürfe, aber müsse auch zugleich der Pastor in seinem sozialen Streben und seiner sozialen

Tätigkeit nicht weiter gehen, als es ihm die Arbeit der inneren Mission, schon nach Wicherns „Denkschrift“, nahelegt und an die Hand gibt, wo aber soziale Verhältnisse direkt das Seelenleben seiner Gemeinde gefährden und die religiöse Entwicklung hemmen, wo offenkundig Unrecht geschieht und Selbstsucht sich breit macht, da muß er eingreifen mit Wort und Tat, da muß er kämpfen und wirken für Gerechtigkeit und Wahrheit, für Liebe und Erbarmen.

Nachdem wir nun erkannt haben, daß das Christlich-Sittliche eine wirtschaftliche und das Wirtschaftliche eine christlich-sittliche Seite hat, wo sie einander aufs engste berühren und bedingen, möchte ich das Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit durch einige Beispiele aus dem praktischen Leben illustrieren. Am klarsten tritt solch ein Abhängigkeitsverhältnis des Sozialen vom Christlichen und des Christlichen vom Sozialen in der Sonntagsfrage zutage.*) Es stellt sich bei näherer Prüfung die christliche Sonntagsfeier als eine der wesentlichsten Lebensbedingungen glücklicher und gedeihlicher sozialer Verhältnisse heraus, wobei ich von vornherein die Bemerkung mache, daß der sündige, egoistisch beschränkte Menschenverstand zunächst immer wieder gegen die Forderungen christlich-sozialer Grundsätze als unpraktischer, unökonomischer, ja unverständiger protestiert, und doch von der Bewährung und Erfahrung im Leben fortlaufend Lügen gestraft und ad absurdum geführt wird. Zunächst scheint es doch auf der Hand zu liegen, daß die Einnahmen und das wirtschaftliche Gedeihen eines Landes wachsen müßten, wenn man die Sonntagsarbeit zu Hilfe nähme, und doch erwies die Erfahrung des Lebens das gerade Gegenteil davon. In allen Ländern, ja auch in Einzelwirtschaften und Betrieben hat sich eine erhebliche Mehreinnahme und Steigerung der Produktionsfähigkeit herausgestellt, wo man dem Sonntagsgebot der Ruhe Geltung verschafft hat. Dafür liegen Zeugnisse und Zahlen von verschiedenster Seite aus vor, von landwirtschaftlicher, industrieller, kaufmännischer und gewerblicher. Nur einige Beispiele aus dem Leben. Als in Kanada sich die Indianer zum Christentum bekehrt hatten, weigerten sie sich strikt am Sonntag zu arbeiten. Die englischen Handelskompagnien fürchteten infolgedessen eine enorme Schädigung ihrer wirtschaftlichen Interessen, galt es doch alle Tage der wenigen Monate mit schärfster Arbeit auszunützen, um

*) Die meisten Beispiele sind der Schrift „Beweis des Glaubens“ v. Peterson-Stoogard entnommen.

die im Norden angesammelten Pelzwaren auf den nur im Sommer fahrbaren Flüssen an den Bestimmungsort abzuführen. Trotz Überredung und hohen Angebotes von Geld, ließen sich die Indianer von ihrem Vorsatze nicht abbringen. Endlich machte man andere Leute willig mit Zuhilfenahme der Sonntagsarbeit die Abfuhr der Pelzwaren zu übernehmen. Was aber ergab sich als Resultat? Die am Sonntag ruhenden Indianer gelangten fast immer nahezu eine Woche früher am Bestimmungsorte an, als jene anderen. Das Sittliche hatte den wirtschaftlichen Erfolg erbracht und wie solches geschehen war, brauche ich wohl nicht zu erläutern. Wir Christen nennen den Erfolg „den Segen Gottes“, und willst du dir die Erklärung mit dem Verstande schaffen, so beruht sie eben darin, daß christliche Sittlichkeit die Leistungsfähigkeit der Menschen erhöht.

Und nun ein anderes Beispiel. In Paris machte man folgendes sozial-ethisches Experiment. Es sollte ein Architekt drei gleich große Häuser bauen. Das eine mit am Sonntag arbeitenden, das andere mit am Sonntag ruhenden, das dritte mit Leuten, welchen es frei gestellt war, Sonntag zu halten oder nicht. Auch hier trug das Christliche den wirtschaftlichen Sieg davon. Die am Sonntag ruhenden Arbeiter hatten das Haus als erste vollendet.

Einen anderen Versuch mit der Einführung und dem Erfolge der Sonntagsfeier machte man in Massachusetts und der Schweiz in dem Eisenbahnwesen. Bis auf ein Minimum beschränkte man den Eisenbahnverkehr am Sonntage, und die Einnahmen stiegen trotzdem um ein Bedeutendes.

Ein anderes Beispiel aus London. Eine der größten Getreidefirmen, deren Korrespondenz sich täglich auf 1200—2000 Briefe belief, führte radikale Sonntagsfeier ein. Man bat den mutigen Besitzer der Firma, über das Resultat seines Vorgehens eine Aussage im Parlamente zu machen. Er erklärte darauf, daß im Anfang ein Teil seiner Kundschaft verloren gegangen sei, später aber sein Geschäft einen bedeutenden Aufschwung genommen hätte. Er werde bei der neuen Praxis bleiben.

Ähnliche Gutachten sind auch von den verschiedensten industriellen Unternehmungen abgegeben worden, und zwar auch von solchen, wo die Einführung der Sonntagsruhe zunächst auf scheinbar unüberwindliche technische Schwierigkeiten stieß.

Endlich noch eine interessante Beobachtung von biologischer Seite,

von den Professoren Bettendorfer und Voigt in München. Danach stellt sich beim arbeitenden Menschen eine tägliche Unterbilanz von Sauerstoffbedarf heraus. Nun ersetzt zwar der tägliche Schlaf einen Teil dieser Unterbilanz, aber doch bleibt gerade am Ende einer jeden Woche ein so großes Defizit von Sauerstoffbedarf im menschlichen Körper nach, wie ihn gerade die Ruhe des Sonntags zu tilgen imstande ist, und die biologische Statistik erbringt den Nachweis, daß bei einem Alter von 50 Jahren diejenigen um 7 Jahre länger leben, welche am Sonntag geruht haben.

Hieraus ergibt sich die Schlußfolgerung; wer die sittliche Ordnung des Sonntags vernachlässigt, sei es der einzelne, sei es der Staat, sei es der Familienvater oder der Arbeitgeber, der schädigt sich, seinen Nächsten und die sozialen Verhältnisse seines Landes. Sittliche Vergehen rächen sich auch wirtschaftlich. Ist dem aber so, so arbeitet die Kirche und die christliche Gemeinde, wenn sie für die Einhaltung sittlicher Normen und Ordnungen eintritt, nicht nur für das Seelenheil, sondern auch für das soziale und wirtschaftliche Wohlergehen der Menschheit.

Wir gehen auf ein anderes Gebiet über, indem wir den Begriff der Wahrhaftigkeit, Treue und Redlichkeit in seinen Folgen für das wirtschaftliche Leben prüfen. Da höre ich den Einwand, daß konsequente Durchführung von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete geradezu zu den Unmöglichkeiten gehören. Wer nach diesen Grundsätzen trachten wolle, könne bald an den Hungerpfoten saugen oder zum Märtyrer seiner Überzeugung werden. Wer will es leugnen, daß auf dem Gebiete der Ehrlichkeit einem Hindernisse und Versuchungen im wirtschaftlichen Leben entgegentreten, die es einem rein unmöglich machen, ein Christ zu bleiben. Und doch hat auch dieses Gebot in sozialer Beziehung einen goldenen Boden. Allerdings gehört der Wagemut christlichen Glaubens dazu, um diese Erfahrung zu machen, und es läßt sich nicht leugnen, daß der einzelne dem Grundsatz „wahr und ehrlich“ zum Opfer fallen kann, wenn auch die Gesamtheit immer daraus den Nutzen ziehen wird. Sozial muß ja dieser Grundsatz immer zum Siege verhelfen, das sagt einem der natürliche Menschenverstand, aber wie oft auch individuell. Ich brauche nur die Frage zu stellen, was steht im Leben im höheren Werte, das Seltene oder das Häufige, die Ehrlichkeit oder die Unehrllichkeit? oder die andere Frage, wann gedeiht dein Haushalt, deine Wirtschaft, deine

Fabrik besser, wenn du redliche oder unredliche Leute hast? und endlich, worüber klagt denn die unehrliche Welt inkonsequenterweise häufiger, als über Mangel an Ehrlichkeit? Es ist die Unehrlichkeit ein fressendes soziales Übel, die Ehrlichkeit aber ein bauendes soziales Gut. Auch für diesen Fall mögen einzelne Beispiele aus dem Leben zur Illustration des Gesagten herangezogen werden, Beispiele aus dem Leben von Einzelpersonlichkeiten und Völkerguppen. So läßt es sich nachweisen, daß die ihrer Zeit größten Vermögen der Welt, die der Medici, Fugger und Rothschild dank den hohen sittlichen Qualitäten ihrer Begründer zustande gekommen sind, und ebenso bekannt ist es, daß das weltberühmte Zeitungsorgan der *Times* der furchtlosen Wahrhaftigkeit ihres ersten Redakteurs, Walter, ihren Weltruf verdankt. Auch Finnlands soziales Wohlergehen beruht ja im wesentlichen auf dem ehrlichen und wahrhaften Sinne seiner Bevölkerung, und welche einen wirtschaftlichen Segen haben ihrer Zeit die um ihrer Redlichkeit und ihres Fleißes bekannten Hugenotten und Quäker den Ländern zugeführt, wo sie sich ansiedeln konnten. Es sorgt also auch hier das Christentum und die Kirche wahrhaft sozial für das Wohlergehen und die äußere Existenz eines Volkes, wenn es ihnen immer wieder die Grundwahrheiten der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit predigt.

Setzt aber noch einen Schritt weiter. Es dient, so lehrt es das Leben, dem sozialen und wirtschaftlichen Erfolge und Wohlergehen eines Volkes nichts so sehr, als die Pflege christlicher Werke der Liebe und Barmherzigkeit. Das klingt dem egoistisch gesinnten Menschenverstande geradezu paradox. Also wieder einmal das alte Lied vom Geben, welches besser sein soll als das Nehmen! Es lacht und spottet die Sozialdemokratie, sie ruft uns höhrend zu, behaltet mit eurer Frömmigkeit den Himmel, wir beanspruchen die Erde. Und doch dieses hohe, himmlische, ideale Wirtschaftsprinzip vom Geben und Erbarmen, es hat die realsten, segensreichsten Folgen im wirtschaftlichen Leben. Ich stelle nun zunächst die Frage, was ist wirtschaftlich günstiger, Krieg oder Frieden? Selbstsucht bringt Krieg, Liebe bringt Frieden. Und nun möchte ich etwas tiefer in die soziale Wirklichkeit eingreifen, um die befruchtende, bessernde Macht der Liebe klarzulegen.

Zuerst nenne ich den weltberühmten Krupp. Alfred Krupp hatte von seinem Vater ein wertvolles Geheimnis als Erbe mitbekommen, es war das Geheimnis der Stahlhärtung. Ein Riesenvermögen lag

in dieser Erfindung geborgen. Mit gewaltiger Arbeitsenergie und Intelligenz machte sich Krupp an die Verwertung und Hebung des väterlichen Geisteserbes. Selbst stand er vom Morgen bis zum Abend an der Esse, und bis tief in die Nacht hinein in Büchern studierend, bildete er sich zum Meister der Technik aus. Bald entstand eine Reihe von neuen Fabrikgebäuden und von allen Seiten strömten Leute zur Arbeit herbei. Mit diesen Arbeitern aber war die Erfindung des Vaters nicht nutzbar zu machen. Das Glühen und Bearbeiten des Stahls bedurfte der größten Sorgfalt und Akkuratesse. Ohne zuverlässige, tüchtige Arbeiter war nichts zu erreichen. Wie verschaffte sich Krupp solche? Er erbaute seinen 10 000 Arbeitern eine eigene Stadt mit allen Wohlfahrtseinrichtungen christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Da gab es Krippen für die Kleinen, Schulen, Hospitäler, Speisehäuser, billige Kaufläden und gemütliche, nette Heimstätten mit Gärten und Gemüseplätzen. Und was war die Folge? Geben war besser als Nehmen, die großen Ausgaben brachten noch größere Einnahmen. Die angewandte Liebe erwies sich als praktischstes, bestes wirtschaftliches Prinzip. Jetzt machte das väterliche Erbe Krupp zum vielfachen Millionär.

Man könnte hier vielleicht den Einwand erheben, Krupp habe das ja alles aus selbstüchtigen Motiven und nicht aus christlicher Nächstenliebe getan. Wer hat ihm ins Herz gesehen, um solches zu behaupten? Aber selbst, wenn er aus egoistischen Motiven heraus gehandelt hätte, so wäre damit noch nichts gegen die Macht der Nächstenliebe auf die Beeinflussung sozialer Verhältnisse bewiesen, vielmehr der Nachweis erbracht, daß selbst, wo Seele und Geist fehlen, die christliche Form eine soziale Macht bleibt.

Eine ähnliche Beeinflussung sozialer Verhältnisse infolge Anwendung christlich-humaner Einrichtungen, wenn auch im kleinen, habe ich bei uns zu Lande in einem industriellen Unternehmen beobachten können. Freilich wurde mir hier vom Leiter des Unternehmens mit anerkennenswerter Offenheit gestanden, daß solches alles nicht aus christlicher Überzeugung heraus geschehen sei. „Herr Pastor, das macht sich bezahlt“, waren seine Worte. Es ist also unter Umständen der soziale, wirtschaftliche Erfolg bei Anwendung christlicher Werke der Barmherzigkeit so sicher, daß man sich nicht bedenkt, die größten Opfer an Geld zu bringen, selbst wenn es einem innerlich wider die Überzeugung geht.

Ja, da höre ich aber den Einwand, man muß Millionär sein oder doch Tausende haben, um solche Wohltaten leisten zu können. Zur Antwort ein Beispiel aus dem Leben. Ein englischer Fabrikbesitzer litt immer wieder darunter, daß seine Arbeiter auf einer öden Fläche in unschönen Baracken wohnten. Gern hätte er ihnen geholfen, aber es fehlten ihm die Mittel zu größeren Ausgaben. Da kam ihm ein origineller Gedanke. Er ließ auf dem Fabrikhofe einige Bäume pflanzen, zierte die Laternenpfähle und Brückenbögen mit wildem Weine und verteilte seinen Arbeitern und deren Kindern hunderte von Päckchen mit Blumen- und Gemüsesaaten, wobei er das Versprechen gab, für die besten Erzeugnisse an Blumen und Gemüse Prämien zu zahlen. Es dauerte einige Jahre, da glich seine früher so öde Fabrikanlage einem gepflegten Garten, und eine dankbare Arbeiterbevölkerung ward ihm zum Lohne. Ein Beispiel, wie erfinderisch die Liebe ist, und wo nur wirkliche keimende Liebesaat ist, da streue man sie aus, und es werden Blumen erblühen, dankbare fröhliche Menschenherzen. Solches sollen sich nicht nur die Männer mit dem großen Beutel sagen, sondern auch die kleinen Leute und die Hausfrauen mit dem oft Wenigen, was ihnen zur Verfügung steht. Auch im kleinen Haushalte wird Gott die Liebe lohnen. Ja, die Liebe ist ein bauendes und schaffendes Prinzip des Lebens, die Selbstsucht aber ein zersetzendes und zerstörendes.

Durch das Obengesagte hoffe ich einen, wenn auch bescheidenen, Beitrag zur Frage über die Bedeutung christlicher Grundsätze für das wirtschaftliche Leben erbracht und das Verständnis für die Aufgaben und Ziele der Arbeiten der inneren Mission geweckt zu haben, dies letztere will ja gerade die christliche Liebe in mannigfachster Art im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben zur Anwendung bringen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich noch mehr die ethischen Begriffe des Christentums in Anwendung auf das soziale Leben zur Sprache bringen, und etwa auf die Bedeutung der Arbeit, der Familie, der Kindererziehung, der Gerechtigkeit und Rechtsbegriffes mit Beziehung auf das wirtschaftliche Leben eingehen. Nur noch eine Frage, die christliche Mäßigkeitsfrage und ihre Folgen für das wirtschaftliche Leben möchte ich noch kurz berühren. Die Mäßigkeit im Alkoholgenusse ist ja eine Frage geworden, die Politiker, Mediziner, Nationalökonomien und Pastoren gleicherweise in unseren Tagen beschäftigt, und augenscheinlich sind die wirtschaftlichen Erfolge, wo die Mäßigkeits- und

Enthaltensamkeitsfrage in Fragen des Alkohols zum Gemeingut einer Bevölkerung geworden ist. So ergibt sich durch die Mäßigkeitsbewegung in Finnland eine jährliche Mehreinnahme von 30 Millionen Mark, welche der Bevölkerung wirtschaftlich zugute kommt, abgesehen von dem Nutzen auf hygienischen und kriminellen Gebiete. Aber nun ziehe man die Schlussfolgerung christlicher Mäßigkeit auf anderen Gebieten des Lebens. Man denke an die Mäßigkeit im Genuße irdischer Freuden, und irdischer Güter überhaupt, und stelle sich danach die Folgen für das wirtschaftliche Leben vor, den daraus entstehenden Ordnungssinn, die Sparsamkeit, die Einfachheit, und das Freiwerden geistiger Interessen und Fähigkeiten, welche durch den Übergenuß irdischer Güter gebunden waren. Welch eine neue Perspektive der Volkswohlfahrt eröffnet sich bei diesen Gedanken. Christentum und soziale Frage, sie hängen aufs engste zusammen, und wohl uns, wenn wir uns dieser Einsicht nicht verschließen, sondern danach handeln. Aber wie groß ist doch noch der Widerstand, man glaubt noch mit alten Pflügen das Land bearbeiten zu können und kriegt den harten Boden nicht fein. Gehe und siehe, wie's dein Nachbar macht.

Zum Schlusse noch ein Hinweis in umgekehrter Reihenfolge, ein Blick auf die Beeinflussung des religiösen Lebens durch das soziale. Wollen wir zu diesem Zwecke einem Arbeiter der inneren Mission auf seinem dornenvollen Wege folgen. Der Mann lebt in einer der Großstädte, wo der Zuzug einwandernder Leute zur Kalamität geworden ist. Sein Weg führt ihn in ein Hospital. Da tritt er vor das Bett eines Jünglings. Einige Worte genügen, um ihn über die Situation des Kranken zu orientieren. Wie kommt der hierher, wie hast du deines Gottes so gar vergessen? Der Kranke erzählte seine Geschichte. Ich kam in die Stadt, ich hoffte auf Arbeit, auf guten Lohn, Weder fand ich das eine noch das andere. Das Geld ging zu Ende. Da traf ich einen Bekannten. Es war ihm wie mir ergangen, das Vagabundenleben hatte ihn schon stark mitgenommen. Er zog mich in seine Gesellschaft. Da wurde fröhlich gezecht und von Tag zu Tag auf bessere Zeiten gehofft. So ging's bergab, äußerlich, innerlich, bis ich im Nachtschl endete. Da bin ich ganz gesunken. Jetzt hat man mich auf der Straße gefunden und hergebracht.

So haben soziale Mißverhältnisse den Sohn den Eltern und der christlichen Gesellschaft geraubt. Was hilft hier alles Predigen, wenn

solch einem sozialen Notstande ungehinderter Freizügigkeit nicht durch die Gesetzgebung ein Riegel vorgeschoben wird.

Jetzt geht's ans dem Hospital in das Fabrikarbeiter-Viertel. Es tritt der Missionar in eine kleine Stube, sie ist niedrig, dumpf, unordentlich. Es wohnen zwei Familien darin. Nun, wie geht's euch denn, was machen die Kleinen? Ach, klagt die Mutter, meine Tochter ist ins Verderben geraten, kenne sie nicht mehr, weiß auch nicht, wo sie ist in der großen Stadt. Deine Tochter verloren gegangen, aber wie? Nun, habe einen Mann zum Miteinwohner genommen, um die kleinen Einnahmen zu erhöhen, und ihr seht ja wie eng das Zimmer ist. Nun ist sie auf und davon mit ihm. Wer will den Stein nehmen und auf das unglückliche Geschöpf werfen? Wieder ein sozialer Mißstand ist am Unglück schuld gewesen, und heißt Wohnungsnot. Was hilft da alles Predigen und Reden, wo die Saat des Gotteswortes in den miserablen sozialen Verhältnissen zugrunde gehen muß?

Und endlich noch ein Beispiel. Der Missionar tritt aus der Mietswohnung hinaus auf den Hof. Was sieht er da? Eine Schar von mehr denn 20 Kindern, kleine, jämmerliche, aber auch manche kräftige, große Jungen laufen ihm entgegen und umringen ihn. Was macht ihr denn hier? Ein Teil läuft davon, ein paar Knaben kommen näher heran. Nun, was macht ihr denn? antwortet doch. Wir spielen, wird ihm zur Antwort. Was spielt ihr denn? Hol's der . . ., es entföhrt dem Jungen ein böser Fluch, und er meint dann gleichgültig, nun wir werfen mit Steinen und jagen einander nach . . . Ja, aber, was macht ihr denn noch? Nun, der Junge weiß nichts zu sagen, aber die Vorübergehenden und die Nachbarn können von manchen bösen Streichen der Kleinen berichten. Und was soll nun eigentlich aus dieser kleinen Räuberbande werden, die aufsichts- und erziehungslos aufwächst? Soll die Kirche immer wieder predigen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes?“ Soll sie sich dabei beruhigen und solch einem sozialen Mißstande gleichgültig ins Angesicht schauen? Weiß sie es nicht, was es ihr einmal einbringen wird?

Nun, es ist der Beispiele genug! Wer mit offenen Augen und nachdenkendem Sinne das Leben betrachtet, der wird immer wieder neue Zusammenhänge und wunderbare Wechselbeziehungen zwischen Christlichem und Sozialem entdecken, und sie werden ihn gewaltig rufen zur

Mitarbeit mit warmem Herzen. Im Christentum und seiner Sittlichkeit, da schauen wir die festen, ewigen, großartigen Normen sozialen Lebens, und das Leben selbst, es führt und nötigt uns wiederum zum Christentum zurück. Es sind zwei gewaltige eindrucksvolle Zeugen der Wahrheit, welche sich zu einem Rufe vereinigen an die Gesellschaft und den einzelnen — zurück zu Christo! — es ist in keinem andern Heil!



Die Instruktionkurse für Innere Mission in Chabor bei Mitau vom 4.—11. Juni 1903.

Synodalreferat von Pastor H. Grüner-Salgahn.

Wenn ich als Schriftführer bei den Instruktionkursen für Innere Mission im Auftrage des Praeses synodi der kurländischen Synode darüber berichten soll, so bin ich mir der Schwierigkeit der Aufgabe wohl bewußt in Anbetracht des umfangreichen Materials, denn abgesehen von der Besichtigung und Erklärung der Anstalten der Inneren Mission in Mitau und Riga wurde allein an Vorträgen das Vierfache von dem geboten, was wir an längeren Referaten auf einer Synode haben. Ich sehe daher ab von einer detaillierten Wiedergabe der Tagesordnung, wie ich sie für den „Boten aus dem Diakonissenhause“ zusammengestellt habe und glaube innerhalb der mir zugemessenen Zeit der Aufgabe zweckdienlicher nachzukommen, wenn ich den umfassenden Stoff nach zwei Gesichtspunkten gruppriere:

I. Zusammenfassender historischer Überblick über die Innere Mission seit Wichern nach den grundlegenden Vorträgen des Moderators Pastor Dehlers-Hannover.

II. Ein kurzes Resümee über die 20 Einzelvorträge der Teilnehmer am Kursus.

I.

Hatte vor acht Jahren der schriftstellerisch weitbekannte, gegenwärtig größte Systematiker auf dem Gebiet der Inneren Mission Pastor Schäfer-Altona bei seinen Instruktionkursen unter Hinweis auf seinen Leitfaden uns die Grundlinien der Arbeit der Inneren Mission in theoretisch musterhafter, präziser Form und anschaulichen Bildern gezeichnet,

so war es unserem letzten Moderator Pastor Dehlers, dem Leiter des Stephanstifts in Hannover gegeben, in seinen grundlegenden historischen Vorträgen das Thema: „Was hat die Innere Mission seit Wichern gelernt?“ nach großen neue Schlaglichter werfenden Gesichtspunkten zu behandeln und lebensvoll zu gestalten durch eine seltene Frische des Vortrags, eine bilderreiche fesselnde Sprache, vor allem durch die Fülle der reichsten praktischen Erfahrungen aus seinem vielseitigen Berufsleben. Den interessanten Ausführungen folgten die 50 Teilnehmer im Gartenzelt zu Thabor mit gespannter Aufmerksamkeit.

Als Ausgangspunkt bei Beantwortung der Frage: „Was hat die Innere Mission seit Wichern gelernt?“ haben wir den Kirchentag zu Wittenberg 1848 anzusehen. Das Revolutionsjahr hat in den entfesselten Volksmassen so viel dämonischen Haß gegen Kirche und Gotteswort als auch unglaubliche Sittenlosigkeit offenbart und dadurch die kirchlichen Kreise zur Gegenarbeit aufgerufen. Wohl standen auf dem Wittenberger Kirchentage die kirchenpolitischen Fragen im Vordergrund, weil infolge der veränderten politischen Verhältnisse die Stellungnahme der Kirche zu der konstitutionellen Monarchie und zu einer neuen Kirchenverfassung akutes Interesse beanspruchte. Wichern aber wies bei der allgemeinen Ratlosigkeit darauf hin, daß das radikalste Hilfsmittel zur Hebung der vielfachen Schäden innerhalb der evangelischen Kirche die Inangriffnahme der Inneren Mission sei, denn das Ziel sei „die christlich-soziale Wiedergeburt des heillosen Volks durch die Liebesarbeit des heilserfüllten Volks“. Seine grundlegenden Gedanken über Innere Mission legte er dar in seiner bekannten „Denkschrift“.

Die Innere Mission ist nach Wichern nicht etwa Armenpflege oder Liebestätigkeit, sondern „die Gesamtheit der christlich rettenden Bestrebungen der aus dem Glauben an Christus geborenen Liebe, welche diejenigen Massen der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die dem Verderben anheimgefallen sind und vom kirchlichen Amt nicht mehr erreicht werden können“. Zu dieser Rettungsarbeit, die hervorgeht aus lebendigem Glauben, sind alle verpflichtet kraft des allgemeinen Priestertums, indem sie sich zu Vereinen zusammenschließen und dem geistlichen Amt zu Hilfe kommen. Ihr Ziel ist nicht Herstellung einer Gemeinschaft neben der Kirche (Konventikel, Sekte, Freikirche), „sondern Herstellung einer lebendigen, freien Volkskirche, die predigend, liebend, arbeitend den Glauben weckt durch Wort und Sakrament, ihn stärkt und gemeinschaftsbildend wirkt.“ So muß

sich denn die Innere Mission selbst überflüssig machen, und sobald das Ziel erreicht ist, daß die Volkskirche ihre Arbeit aufnimmt, dann hat sie zurückzutreten. Die Denkschrift enthält zunächst eine Kritik der bisherigen Arbeit der evangelischen Kirche, der Wichern ein neues Ideal der Gemeindegearbeit entgegenstellt. Es hat bisher entsprechend den verschiedenen Zeiten und Richtungen mannigfach kirchliche Arbeitsideale gegeben. a) Das katholische, wo der Priester die Messen diszipliniert durch kasuistische Seelenführung mittels des Beichtstuhls, um die Gemeinden in Unmündigkeit zu erhalten. b) Das lutherische, wo die Predigt des Evangeliums die Gemeinde sammelt und selbständig macht und durch die Predigt des Glaubens Werke der Liebe, Durchdringung des Volkslebens mit christlichem Geist bewirkt. Doch ist dies zu optimistisch gedacht. Es wird die Gemeinde zu wenig zur Mitarbeit angeregt und es werden die alten landeskirchlichen patriarchalischen Zustände vorausgesetzt. c) Das calvinisch reformierte, welches die Frucht der Predigt sehen will und sie zu schaffen sucht durch Organisation nach biblischen Vorbildern zu einer Gemeinschaft der Lehrzucht, Sittenzucht und Liebestätigkeit. Diese Art ist zu gesetzlich. d) Der Pietismus verzichtet auf die Durchdringung des ganzen Volkslebens und beschränkt sich auf Bekehrung der einzelnen Sünder und Sammlung der Bekehrten zu kleinen Gemeinschaften. Das ist zu eng. e) Der Rationalismus erhofft alles von einer Hebung der äußeren Lage und Durchdringung des Volkslebens mit der Moral des Christentums. Das ist zu flach.

Alle diese fünf Arbeitsideale haben das Problem der Durchdringung des Volkes mit christlichem Geist nicht gelöst. Die Realisierung des neuen Arbeitsideals, die Arbeit des heilserfüllten Teiles der Gemeinde zur Wiedergeburt des heillosen Volkes zeigt sich nach drei Richtungen: 1. in der Diakonie, 2. in der sozialen Hilfe, 3. in der Evangelisation.

Diese diakonische, soziale und evangelisatorische Gegenwirkung gegen das Massenelend und den Massenabfall in der evangelischen Kirche soll die Gemeinde leisten, wo jeder kraft des allgemeinen Priestertums Recht und Pflicht zur Mitarbeit hat. — Die Kritik der Wichernschen Gesamtaufassung zeigt trotz vielem Optimismus und Eingehen auf kirchenpolitische Pläne in den Grundzügen seine gesunde lutherische Art, der jegliche pietistische Enge, rationalistische Flachheit, jesuitische Wertgerechtigkeit, gesetzliche Bindung der Reformierten

an die Schrift fern liegt. Die dankbare Liebe aus dem Glauben geboren, ist und bleibt die Triebkraft aller Arbeiten der Inneren Mission. Wichern hat die rechte Stellung a) zur Familie (Familienprinzip im Rauhen Hause), b) zum Staat (Freiheit von ihm, Arbeit für ihn), c) zur Kirche (nicht ecclesiola, sondern freie lebendige Volkskirche).

Wie die Wichernschen Gedanken sich allmählich mit elementarerer Gewalt durchgesetzt haben, das will uns die dreifache Arbeit der Inneren Mission, die diakonische, soziale und evangelisatorische zeigen.

A. Gemeindediakonie.

Eine lebendige tätige Volkskraft kann nur verwirklicht werden durch die einzelnen Gemeinden, welche Gemeinschaften sittlich religiös Lebendiger sind. Dreierlei ist dazu nötig um das zu bewirken a) neues Glaubensleben, b) neue Ämter, c) neue Erziehung und Organisation der Gemeindeglieder zur freiwilligen Mitarbeit. a) Um neues Leben zu wecken muß das Wort Gottes, die Predigt aus Glauben zum Glauben, das Erweckungsmittel sein. Die Innere Mission ist die Frucht der großen Erweckung am Anfange des XIX. Jahrhunderts. Das Amt des Wortes muß zuerst seinen Dienst tun, denn „die Predigt des Wortes ist der eiserne Bestand der Rüstkammer der Kirche“. Das Amt des Wortes genügt für normale Zeiten und Verhältnisse, nicht aber wo Massenelend ist und Abfall. Da bedarf die Gemeinde b) neuer Ämter und Berufsarbeiter, weil die Anforderungen an die kirchlichen Amtsträger dessen Kräfte übersteigen. Das evangelische Recht dazu liegt im apostolischen Vorbilde (Akt. 6. Wahl der 7 Männer, Diakonen und Diakonissen), wo das Amt des Wortes durch die Nebenämter entlastet wurde. So auch in der alten Kirche in Notzeiten, wo das Diakonenamt als Hilfsamt für den Bischof sich ausbildet bei Armen- und Krankenpflege. Die Funktionen des kirchlichen Diakonats, das im Mittelalter erstorben war, gehen in der Reformationszeit zum Teil über auf die bürgerliche Gemeinde, in die Rastenordnung der lutherischen Gemeinde, namentlich der calvinischen Gemeinde. Es wird schließlich eine polizeiliche Armenversorgung. Das Bedürfnis nach einem kirchlichen Amt für Liebestätigkeit führte endlich dazu, daß nach mancherlei Anregungen einzelner Frauen (Amalie Sieveking, Elisabeth Fry) und der katholischen „Schwestern“ in den Freiheitskriegen, ein Mann mit besonderem Charisma die Sache in die Hand nahm. Das war Fliedner in

Kaiserswert, welcher auf seinen Kollektenreisen in Holland das Diakonissenamt der Mennoniten kennen gelernt hatte und mit Aufrichtung der apostolischen Diakonie begann und das erste evangelische Diakonissenmutterhaus gründete. Einen wunderbaren Aufschwung gewann die Sache durch ihn. In der Organisation bilden sich drei Gruppen aus: 1. das monarchische Prinzip der Kaiserswerter (Unterordnung unter den Anstaltspastor), 2. das demokratische Prinzip (Härter in Straßburg, wo der Schwesternrat die entscheidende Stimme hat über Aufnahme und Ausendung), 3. der Bethanische Typus (Schulz in Berlin, eine Monarchie der Oberin, welcher ein Pastor als Beirat zur Seite steht). Von den Brüderhäusern ist nur im Bielefelder das monarchische Prinzip; die anderen haben eine freiere Verfassung.

Im Gegensatz zur Anstaltsdiakonie sind neuerdings noch andere Organisationen in freierer, loserer Weise zur Ausbildung von Berufsarbeitern der Inneren Mission entstanden, so die „Schwesterschaft des Roten Kreuzes“, dann die Diakonieseminare, so der Zimmersche Diakonieverein (Sitz in Zehlendorf bei Berlin). Ähnlich ist auch die Mellinsche Stiftung in Dorpat. Alle diese neueren Organisationen sind ohne Anschluß an eine Genossenschaft und Verzicht auf einen Arbeitsvertrag. Sie bilden bloß junge Mädchen zur Krankenpflege aus, die dann vollständig freistehen. Trotz der Freiheit, die diese Stiftungen haben, lenken sie zum Teil in die Bahn des Diakonissenhauses ein, weil die Vorteile der straffen Organisation und vor allem der Fürsorge für die Arbeiter in die Augen springende Vorteile sind. Den Berufsarbeitern wird hier ein Rückhalt geboten, vor allem der Frau, die dadurch Sicherheit für die Zukunft hat. — Alle diese Anstalten haben ein Pflegematerial geschaffen, welches eine völlige Umgestaltung des Krankenhauswesens, wie der Pflege und Liebestätigkeit in allen Zweigen der Bevölkerung bewirkt hat.

Während nun Fliedner auf dem Boden der positiven Union stand, gebührt das Verdienst, der Inneren Mission innerhalb der lutherischen Kirche Bürgerrecht verschafft zu haben, Löhe in Neuendettelsau. Nachdem er zunächst im Gegensatz zu Wichern in seiner „Gesellschaft für Innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche“ sich beschränken wollte auf a) Ausendung von Predigern nach Nordamerika, b) Schriftenverbreitung, c) Fürsorge für Aus-

wanderer, wurde er schließlich weiter getrieben zur Gründung der Gemeindefiakonie.

Seiner Tätigkeit ist eigen 1. der historische Zug, Anknüpfung an früheres (Katholische Organisation, Vincenz, „Barmherzige Schwestern“, in der Seelsorge, der Privatbeichte), 2. Weltoffenheit, Sinn für das Schöne (im Baustil, Kirchenschmuck, Paramentil), 3. seine landeskirchliche Art (Scheu vor Separation), 4. Zug auf den Unterricht, tüchtige Ausbildung der Schwestern, Hebung des Standes, 5. Betonung der Freiwilligkeit, nicht lebenslängliche Bindung, wie in den katholischen Orden (Verzicht auf persönlichen Besitz und Verdienstlichkeit z.).

Das sind die Grundzüge der evangelisch-lutherischen Diakonie. Die altgermanische Form der Genossenschaft hatte in den Diakonissenhäusern eine moderne evangelisch-lutherische Ausprägung gefunden. Diese sollte im letzten Grunde dienen zur Förderung der Gemeindefiakonie. Diese entwickelte sich aber zunächst weit langsamer als die Anstaltsdiakonie, deren Erfolge rascher zutage traten, in der sich die Arbeit der Freunde der Inneren Mission zunächst konzentrierte, indem von 1848—70 die Anstaltsgründungen zunahmen wegen der großen Bedeutung der hier ausgebildeten Pflegekräfte. Dieses rasche Wachstum der Anstalten hatte seine Gefahren; man überschätzte sie einseitig. Es hatte den Anschein, als ob die Arbeit der Inneren Mission aufgehe im Anstaltswesen, während doch die Gemeinde, welche sich aus Familien zusammensetzt, der naturgemäße Arbeitsboden für die Innere Mission sein mußte. In den Anstalten kann leicht ein Formwesen Eingang finden mit dem Schein einer höheren Stufe der Frömmigkeit und Sittlichkeit, ein unevangelischer, katholisch-klosterhafter Zug, nicht ein weltdurchdringender, sondern weltflüchtiger. Diese einseitige Betonung der Anstaltsarbeit führte zu Konflikten mit Anstaltsärzten, Abbruch langjähriger Arbeitsgemeinschaft und zur Errichtung „weltlicher Schwesternschaften“. Ganz anders wird's, sobald der Schwerpunkt der Erziehungsarbeit des Mutterhauses nicht in der Ausbildung von Krankenpflegern, sondern Gemeindefiakonissen liegt. Daher sehen es sowohl Brüderhäuser als Diakonissenhäuser nunmehr für ihre Hauptaufgabe an, die Ausbildung von Berufsarbeitern für die Gemeindefiakonie, um das Amt der dienenden Liebe in den Organismus der Gemeinde einzufügen, was auch dem Pfarramt zugute kommt. Doch selbstverständlich wird

solch ein Amt nur dort errichtet werden, wo die Not es fordert, damit es nicht ein Zierrat des kirchlichen Lebens wird, und damit die Berufsarbeiter den Gemeindegliedern nicht das abnehmen, was sie selbst zu tun verpflichtet sind. Darum bedarfs, um die Gemeinden aus ihrer Passivität zu entreißen c) der Erziehung und Organisation der Gemeindeglieder zur freiwilligen Arbeit.

Schon Wichern hatte in seinen „Gemeindevereinen“ daran gedacht. Praktisch durchgeführt wurde es aber bei der Armenpflege in Deutschland nach dem Vorbilde Chalmers in Glasgow (Arbeitsteilung in Distrikte) im sog. Elberfelder System (v. d. Heydt), in der Heranziehung von freiwilligen Hilfskräften zu einem Stamm von geschulten Mitarbeitern in der bürgerlichen Armenpflege, in deren Dienst die kirchlichen Presbyterien sich stellten. Sulzers Verdienst war es, die Organisation der bürgerlichen Gemeinde zu übertragen auf die kirchliche Gemeinde in der Bildung von Hausvätervereinen mit ihrer dreifachen Aufgabe: 1. der äußeren Not zu steuern, 2. der sittlichen Not entgegenzutreten, 3. mit dem Wort zu dienen.

Nur wenn neben den Berufsarbeitern freiwillige Laienkräfte in christlicher Liebe einander dienen, dann kann das Ziel erreicht werden, lebendige Gemeinden, die sich zusammenschließen zur lebendigen Volkskirche. Dazu bedarf es aber neuen Lebens, das sich neue Formen schafft, für neue Aufgaben neue Ämter, die Anstalten in den Dienst der Gemeindeglieder stellt und die Gemeindeglieder zur freiwilligen Arbeit erzieht.

B. Der christliche Sozialismus.

Wichern schon erkannte bei der sozialen Frage zwei Seiten: 1. die Gefahr der sozialen Bewegung, 2. die Berechtigung derselben. Es trat infolge der Industrieentwicklung ein vierter Stand auf, der der Arbeiter. Die soziale Bewegung besteht im Ringen dieses Standes nach größerer Freiheit, Bildung und Wohlfahrt. Dieses Verlangen ist vor dem Christentum zu rechtfertigen, weil es tatsächlich Zustände gibt, die es einem Menschen unmöglich machen, ein Christenleben zu führen. Von Wicherns Ratschlägen nach dieser Richtung war am zukunftsreichsten der der Assoziation der Notleidenden für eigene Zwecke. Drei Männer haben diesen Gedanken realisieren wollen. 1. Huber, der christliche Arbeiter sammelte zur Mitarbeit an der sozialen Frage. „Die Innere Mission verhält sich zur sozialen Frage wie Geist zu Fleisch,

sie muß die soziale Frage durchbringen und beleben.“ 2. Der christliche Kommunist Werner sucht Arbeitergenossenschaften herzustellen, wo jeder nicht nur für sich selbst arbeitet, sondern als Glied einer idealen Hausgemeinde jedem ein reiches Leben darbietet und auch Liebesarbeit an den Verlorenen übt. 3. Dieselben Motive veranlaßten Raiffeisen zur Gründung von Spar- und Darlehnskassen für Bauerngemeinden, um sie den Wucherern zu entziehen. Unterdes kam über Deutschland die neue Zeit des wirtschaftlichen Umschwungs, des Übergangs vom Handwerksbetrieb zum Fabrikbetrieb. Drei Dinge charakterisieren diese Zeit: 1. der freie Arbeitsvertrag, 2. die Maschine, 3. der Großbetrieb und Welthandel.

1. Der freie Arbeitsvertrag. Nach 1848 hören die Nachwirkungen der mittelalterlichen Hörigkeit auf, welche den Arbeiter an die Scholle, das Familienglied an die Sippe, den Handwerker an die Zunft banden. Der einzelne fühlt sich an die Genossenschaft gebunden. Das stärkt, gibt Schutz und Rückhalt, aber verpflichtet und bindet auch. Nun wird das Individuum frei, hat Freiheit der Berufswahl und Kündigung des Arbeitsvertrages, kann seine Kraft und Intelligenz verwerten, wo er den besten Markt findet. Aber dieser freie Arbeitsvertrag verschlechtert auch seine Lage, denn der Arbeitgeber ist auch frei und nicht mehr gebunden, kann entlassen und annehmen. Es ist ein unpersönliches, sachliches Verhältnis, kein sittliches, sondern ein rein wirtschaftliches, das Verhältnis des Starken zum Schwachen, des Kapitalisten zum Armen, infolgedessen der Arbeiter die günstigen Konjunkturen nicht ausnutzen kann wie der Kapitalist. Ersterer muß, um nicht zu verhungern, seine Kraft als Ware ausbieten zum gebotenen Preise. Das sind die „eisernen Lohngesetze“, der Grund für die vielen Strikes.

2. Die Maschine. Wie das Verhältnis des Arbeitgebers durch den freien Vertrag ein unpersönliches wird, so wird das Verhältnis des Arbeiters zu seiner Arbeit ein unpersönliches. Zunächst bedeutet die Maschine einen ungeheueren Fortschritt; sie schafft mehr als der einzelne leisten kann und entlastet ihn, stellt die Naturkräfte in unseren Dienst, nimmt viel geisttötende Arbeit ab, bereichert das gesamte moderne Leben durch Darbringung einer Fülle von Erzeugnissen.

Doch die Rehrseite! Sie schädigt den Arbeiter, indem sie die Arbeit teilt und den Arbeiter hinabdrückt zu einem Gliede der Maschine. Er verliert das Interesse am ganzen, die Befriedigung an

der Vollendung, worin sich seine Individualität ausprägt. Er versteht nicht mehr, daß die Arbeit ein Gottesdienst ist, gleichsam die Brücke des religiösen Menschen zu Gott; in der mechanischen Fabrikarbeit erkennt er nicht unmittelbar Gottes Hülfe und Segen.

3. Der Großbetrieb und Welthandel. Die Einführung des Maschinenbetriebes hat noch eine andere Folge, sie vernichtet den Kleinbetrieb, sie vergrößert die Übermacht des Kapitals. Nur mit den neuesten und besten Maschinen wird der Konkurrent geschlagen. Deutschland hat soviel Geisteskapital in die Industrie hinein geworfen, daher der wirtschaftliche Sieg über England. Im Weltkampf führt nur der Großbetrieb und Welthandel zum Siege. Das wirkt verderblich auf die religiöse sittliche Haltung des einzelnen. Er wird im wirtschaftlichen Wohlergehen abhängig von einer dunklen unkontrollierbaren Macht, die wie ein Fatum auf ihn wirkt, wird durch ungünstige Konjunkturen, Entlassung brotlos, hält sich für ein Spiel des blinden Zufalls, verliert das Vertrauen zu Gottes Führung, an dessen Stelle dumpfer Groll tritt.

Diese Zustände des neuen Lebens haben zuerst in England sich ausgebildet, welches die Hochschule für soziale Fragen und typisch ist für andere Länder. Das Studium der englischen sozialen Verhältnisse bietet uns ein Doppelpes, indem es 1. als Frucht jahrelanger Kämpfe einen Friedenszustand zwischen Arbeit und Kapital zeigt und 2. uns anspornt zur Beobachtung dieser wichtigen Frage und zur opferwilligen Mitarbeit.

Die kirchlichen und sozialen Verhältnisse am Ende des XVIII. Jahrhunderts waren in England die denkbar zersfahrensten. Standesunterschiede und Klassenhaß waren entsetzlich. Alle politische und wirtschaftliche Macht war in den Händen weniger. Es waren keine aufhaltenden Mächte um dem sozialen Ruin zu steuern, die Kirche von England war ohne rechtes Bekenntnis, ein Konglomerat von reformiertem, lutherischem und katholischem Bekenntnis; daher fiel sie dem Rationalismus zum Opfer. Dabei das niedere Volk ohne Schulbildung (bis 1875 ohne Schulzwang). Die englische Sonntagschule ist nur zu verstehen unter diesen Verhältnissen. Auch der Methodismus hat nach seinem ersten Aufschwung eine Periode der Stagnation durchgemacht. So waren die sozialen Verhältnisse zugespitzt. Der Arbeitgeber nutzte die Macht der Maschine aus und scheute sich nicht vor Nachtarbeit, Sonntagsarbeit, Kinderarbeit, während die Kraft des Mannes, weil zu teuer, brach lag und er die brutale Gewalt fühlte, die ihn ausbeutete. So waren

Generationen wie Lohnsklaven herangewachsen, bis der Volksgroll sich entlud im Chartistenauftand 1830. Wohl wurde er niedergeworfen, aber die Gärung blieb. Es wäre zum sozialen Zusammenbruch gekommen, wenn nicht Männer aufgetreten wären, welche die Aufgabe der christlichen Kirche erkannten, das Berechtigte in den Ansprüchen der Arbeitssklaven betonten und sich nun der Bedrückten annahmten. Da war zunächst der Philosoph Carlyle, welcher der gebildeten Welt ihre Pflichten den Armen gegenüber ans Herz legte und die Pastoren Kingsley und Maurice, welche sich an die breite Menge des Mittelstandes wandten und schonungslos die Standessünden rügten, nicht nachließen, mit allen Mitteln für die soziale Versöhnung zu arbeiten und die Rechte der Arbeiter zu vertreten. Sie haben beigetragen zum Umschwung der Stimmung, so daß heute allgemein das Streben des Arbeiters nach politischer Freiheit, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Besserstellung als berechtigt anerkannt ist und von allen Lagern aus an der Lösung der sozialen Frage gearbeitet wird. Von den genannten drei Männern hat Kingsley den Typus eines sozialen Pastors geschaffen, der seinen ganzen Einfluß, seine kirchliche und gesellschaftliche Stellung für die Armen in die Waagschale wirft, ihnen Unterricht verschafft, für sie in der Kommunalverwaltung eintritt, für gute sanitäre Einrichtungen sorgt. Ein anderer Mann, der sich der sozialen Aufgaben widmete, war Arnold Toynbee, der Vater der „settlements“ (Niederlassungen), ein Oxford Privatdozent, der aus Liebe zum Volk in einer der verwaorlosten Arbeitervorstädte Londons sich niederließ, wo nur Arme wohnen, die politisch unter dem Einfluß von Gastwirten waren, die bei der englischen Selbstverwaltung die unbesoldeten Ehrenämter übernahmen und für ihre Sonderinteressen ausbeuteten. Hier ließ sich Toynbee nieder, richtete ein Kolleg ein mit Bibliothek, Vortragsälen, Gesellschaftsräumen, wo sich um ihn eine Anzahl Kandidaten aller Fakultäten sammelten, die hier ihre Kraft der Arbeiterbevölkerung widmeten, sie politisch vertraten, Vorträge hielten, erziehlich wirkten durch Fortbildungsschulen. Der sozial versöhnende Einfluß der settlements ist von allen kirchlichen Richtungen anerkannt und nachgeahmt. In anderer Weise wirkte Titus Salt, ein reicher Fabrikbesitzer, durch Gründung einer großartigen Arbeiterkolonie mit Familienwohnungen, Arbeiterinstitut, das zur Bildung und Gesittung beiträgt, wobei den Arbeitern alles zur völligen Selbstverwaltung überlassen ist. Diese Erziehung zur Selbsthilfe ist der erfreulichste und großartigste Zug in der modernen

Arbeiterbewegung Englands. Selbst helfen kann sich der moderne Arbeiter nur durch Assoziation. Als einzelner ist er macht- und schutzlos; die Gemeinschaft macht ihn stark. Der erste Schritt zu solcher Gemeinschaftsbildung der bis dahin atomisierten Arbeitermassen wurde von den Pionieren von Rochdale, armen Webern getan, die sich zu einem Konsumverein zusammenschlossen, der sich gewaltig entwickelte und Vorbild für viele anderen wurde.

Die Persönlichkeiten dazu stellten die Presbyterianer, welche durch die Gemeinde erzogen und geschult waren in selbstloser Liebe den Brüdern zu dienen, und die Arbeiterschaft zusammenschlossen zu Gewerksvereinen. Des Arbeiters einzige Waffe im Lohnkampf ist nun freilich auch die Assoziation. Solange er sittlich und wirtschaftlich unerzogen ist, dient ihm diese Waffe in roher Weise zum Strike. Sie können nur etwas Besseres werden, wenn der Gedanke der Pflicht der Selbsterziehung in ihnen maßgebend wird.

Dem vierten Stand der organisierten Arbeiter steht in England der fünfte Stand der unorganisierten Arbeiter gegenüber. Je mehr aber die sittlich erziehllich wirkenden Persönlichkeiten in den Gewerksvereinen an Einfluß gewinnen, desto mehr können sie dafür tun, die ihnen sich anschließenden Arbeiter aus der Recht- und Hilflosigkeit herauszuheben zum vierten Stande der Organisierten, sie zu politischem Einfluß, besserer Gesittung, Bildung und Wohlstand zu führen, so daß gegenüber jenem fünften Stand, dem hoffnungslosen Glend jener 100 000, „der industriellen Reservearmee“, dieser vierte Stand aus einer revolutionären eine konservative Macht geworden ist, während an der sittlichen Besserung der anderen von kirchlicher Seite, namentlich von der Heilsarmee, eifrig gearbeitet wird.

So hat uns die Entwicklung Englands gezeigt, daß selbstlose Arbeit der christlich-sozialen Kreise aus verkommenen Arbeitermassen eine Arbeiterschaft zu erziehen vermochte, die staatszerhaltend auftritt, so daß England auf dem Wege zum sozialen Frieden ist.

Was hat nun die Innere Mission in bezug auf die soziale Frage in Deutschland gelernt?

Vor 1870 hatte die Innere Mission die soziale Frage vornehm ignoriert. Infolge dieses Veräumnisses kam die deutsche Arbeiterschaft unter den Einfluß von Agitatoren, insonderheit dreier Männer: Bassalle, Engels, Marx, welche sie zusammenschweißten zur sozialdemokra-

tischen Partei. — Der Dogmatiker der Partei, Marx, geht in seinem Buch „Kapital“ bei seiner unchristlich materialistischen Gesinnung von den ganz andersartigen englischen Verhältnissen aus, fordert Verstaatlichung der Produktionsmittel und entwirft das Programm eines sozialistischen Staats. Betrürend ist's, daß diese an sich nicht unchristlichen rein wirtschaftlichen Gedanken verbunden werden mit der rein materialistischen Volksanschauung dieser Männer, deren Ideal ein demokratischer Zukunftsstaat ist, wo die Klasseninteressen der Arbeiter überwiegen. Daß die sozialdemokratische Auffassung solchen Anklang in der Arbeiterwelt finden konnte, erklärt sich 1. daraus, daß die deutschen Arbeiter infolge ihrer größeren Bildung zugänglicher waren als die englischen für eine systematische politische Agitation und 2. daß in jenen Jahren die Innere Mission resp. die Kirche nicht ihre Glieder zur Mitarbeit erzogen hatte. Erst in den Gründerjahren nach 1870 wendet sie ihre Aufmerksamkeit der Sache zu. Während der Staat durch Zwangsmaßregeln, das Sozialistengesetz, der Arbeiter Herr werden will, war es von seiten der Kirche zunächst der katholische Bischof Kettler in Mainz, der in seinem Werk „die Kirche und die Arbeiterwelt“ eine christliche Beeinflussung und Organisation der Arbeiter empfahl. Dann von evangelischer Seite Ad. Stöcker, der Begründer der Berliner Stadtmission und „evangel. sozialen Bewegung“. Er trat als erster in Berührung mit der Arbeiterschaft, die der Kirche entfremdet und durch die Zivilgesetze von äußerem kirchlichem Zwang befreit war. Wenn er auch anfangs über's Ziel hinausschoß, so entwickelte er doch den Gedanken des christlichen Sozialismus und empfahl eine Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens auf christlicher nach biblischen Vorbildern gegründeter Basis. Zur Mitarbeit an dieser Sache schuf er den evangel. sozialen Kongreß. Dadurch wurden die Staatsbehörden aufmerksam und es erschienen die sozialen Arbeiterschutzgesetze. Auch der Berliner Oberkirchenrat trat für die Sache ein. Aber infolge der Überschätzung der Frage und des Sichfestlegens auf ein soziales Programm, kam ein Rückschlag mit unvermeidlichen Folgen, die eine Schädigung der Inneren Mission bedeuteten.

Der soziale Notstand äußerte sich darin, daß der Arbeiterstand behindert war an der Teilnahme an größerer Freiheit und Bildung, wie die anderen Stände. Die Innere Mission hat das Recht und die Pflicht an der Lösung dieser sozialen Frage mitzuarbeiten, so bei dem Bodenwucher, der Wohnungsnot, den Mietskasernen, welche eine Zerstörung

des Familienlebens, der christlichen Erziehung und Sitte zur Folge haben. Hier galt es nicht bloß eine Entlastung der Bedrängten, sondern auch Hinwegräumung der sittlichen Notstände zu schaffen. Zur Erreichung dieses Ziels haben vier Faktoren mitzuarbeiten 1. die kirchliche Arbeit, 2. die Vereinsarbeit, 3. Staatshilfe, 4. Erziehung der Arbeiter zur Selbsthilfe.

1. Die kirchliche Mitarbeit geschieht durch die Predigt des Wortes, welche sich beschränkt auf Geltendmachung der sittlichen Fragen, Gewicht legt auf Jugendunterricht, seelsorgerische Arbeit, christlich kirchliche Armenpflege, welche im Unterschiede von der bürgerlichen, individualisierend ist und anregt zu Wohlfahrtseinrichtungen, wie wir solche besonders kennen lernen bei Mey, Krupp und Stumm.

2. Die Vereinsarbeit tritt in ihr Recht, wo der einzelne den sozialen Notständen hilflos gegenüber steht; da bedient sich die Innere Mission der Vereinsform als Hilfsarbeit in a) Krankheitsnotständen, b) bei der Jugendfürsorge, c) Schutz des Familienlebens, d) Kampf gegen die Volkslaster der Trunksucht, Prostitution, Vagabondage, e) Mission an einzelnen besonders gefährdeten Ständen (Seemannsmission, Kellnermission, Zieglerfürsorge).

3. Wo die freie Vereinsstätigkeit die Pionierarbeit getan, hat sie der umfassenderen Staatshilfe die Wege gebahnt. Das zeigt sich a) bei der Verstaatlichung der Heilanstalten und Wohlfahrtseinrichtungen der Inneren Mission, b) Schutz gegen Überbürdung und Ausnutzung der Arbeitskraft (Alters- und Invaliditäts-, Unfallversicherungen). c) Kampf gegen sittliche Notstände (Zwangserziehungsgesetz). Hierbei bedient sich der Staat der Organe, welche die christliche Liebestätigkeit ihm stellt.

4. Erziehung zur Selbsthilfe. Vorbildlich war hier die Heranziehung von christlichen Persönlichkeiten als Leiter der Gewerksvereine in England, was auch Wicherns Ideal war. Dafür hat Huber gewirkt, vor allem aber vier Männer: 1. Stöcker in der „Berliner Bewegung“, der aber leider falsche Allianzen einging, um größere Massenwirkung zu erzielen, so mit dem Antisemitismus, der liberalen Theologie und der Gemeinschaftsbewegung. 2. Naumann, der zur Erreichung seines Zwecks die national-soziale Partei gründete. 3. Böhm, der in Berlin Heimarbeiterinnen organisierte. 4. Weber, der Führer der großartig organisierten evangelischen Arbeitervereine.

So sind trotz sozialdemokratischer Gegenströmungen Organisationen

geschaffen, durch welche eine gesunde Wirtschaftspolitik angebahnt ist, durch welche die Arbeiterschaft zu größerer Freiheit, Bildung und Wohlstand erzogen wird. Zu dieser Arbeit in christlichem Geist stellt die Innere Mission die Persönlichkeiten.

Wenn bei uns im Lande jetzt die Anfänge der sozialen Not zutage treten, dann gilt's die Willigen zur Mitarbeit heranzuziehen. Auch die Arbeiter sollen helfen in der Gemeindepflege, wollen um Rat gefragt sein, zeigen auch Opferwilligkeit. — Wenn man sie heranzieht, müssen die alten Formen nicht mutwillig gebrochen und bevorrechtete Stände nicht vor den Kopf gestoßen werden. Es ist hier ein großes Feld für Betätigung patriarchalischer Fürsorge. Je weniger man versuchen wird die Empfänger der Wohltaten politisch zu beeinflussen, desto wirksamer wird die Wohltat zur sozialen Versöhnung beitragen. Bei alledem muß das Pastorat neutraler Boden bleiben, wo die verschiedenen Stände sich zusammenfinden zu gemeinsamer Gegenarbeit gegen die soziale Spannung und Zerklüftung.

C. Was hat die Innere Mission seit Wichern gelernt in bezug auf Evangelisation und Gemeinschaftspflege.

Nach Wichern soll die Innere Mission dahin wirken, „daß im Umkreise der evangelischen Kirche kein Glied derselben mehr sei, das nicht das lautere Wort Gottes in der rechten ihm gerade geeigneten Weise höre und Gelegenheit zum hören finde, auch wenn es sie nicht sucht.“ — Zur Erreichung dieses Ziels fordert er 1. das Recht des freien Wortes kraft des allgemeinen Priestertums (auch Predigt auf der Straße), 2. Sammlung der also Gewonnenen in christlicher Gemeinschaftspflege, 3. Die Rettungsarbeit an den Verlorenen.

Die historische Berechtigung für diese evangelisatorische Arbeit finden wir a) in der Neutestamentlichen Gemeinde, wo wohl vielerlei Ämter sind, das Recht des Zeugnisses von Christo aber nicht gebunden ist ans Amt des Wortes, sondern an das Charisma. Der Geist wird nicht gedämpft; wer die Gabe hat, redet. Die erste apostolische Gemeinde ist eine wirkliche a) Gemeinschaft ums Wort Gottes, b) Gemeinschaft im Gebet, c) Gemeinschaft am Sakrament, die zugleich Tischgemeinschaft ist, d) Gemeinschaft der Liebesübung und Gemeinschaft der Sittenzucht (cf. Akt. 2—6; 1. Joh. 1), b) auch die Märtyrerkirche bewahrt das Recht des freien Wortes und bietet

den Gewonnenen eine Gemeinschaft, die sie hält und trägt und die Verirrten mit Liebe und Zucht zurechtbringt. Während in der Reichskirche beides stirbt, hat c) Luther das Recht des freien Wortes wie das Recht der Gemeinde auf Gemeinschaft wiederhergestellt, indem er den Gottesdienst aus einer Anbetung des Geheimnisvollen in eine Gemeinschaft des Gebets und Betrachtung des Wortes Gottes umwandelte. Obgleich es gerade durch die freie Verkündigung des Wortes zur großen Ausbreitung des Evangeliums gekommen ist, so ist die Laientätigkeit später abgelöst durchs Amt des Wortes. — Zu einer Ausgestaltung der Gemeinschaft nach dem oben gezeichneten Vorbilde ist weder bei Luther noch Calvin gekommen. Anfänge dazu sind in der holländischen Kirche und im Pietismus bei Spener. Wicherns Gedanke einer Straßenpredigt durch pilgernde Brüder war eine Utopie. Bis 1875 hat die Innere Mission für Evangelisations- und Gemeinschaftspflege folgendes getan.

1. Evangelisation durch außerordentliche Predigt a) in den Städten apologetische Vorträge (Luthardt, Uhlhorn, Petri), Familienabende, Berichte über die Arbeit der Kirche, b) auf dem Lande Missionsfeste im Freien, wo der Schwerpunkt auf erweckliche Predigt gelegt wird; sie trägt evangelisierenden Charakter, so in Hermannsburg und Ravensberg. 2. Evangelisation durch die Presse (Sonntagsblätter, Kolportage, Traktate, Kalender), 3. Evangelisation durch Musik (Gesangchöre, Posaunenvereine, Kurrende in Berlin, Volkssoratorien in Herford und Bielefeld), 4. Laienpredigt in der Stadtmission im Anschluß an das Pfarramt (Timm in Hamburg), 5. Gemeinschaftspflege (Männer- und Frauenvereine, Jünglings- und Jungfrauenvereine, Heranziehung von Helfern in der Vorbereitung zum Kindergottesdienst), 6. Aggressive Seelsorge bei einzelnen gefährdeten Ständen, den Gottes Wort entfremdeten.

Trotz dieser bedeutenden Arbeit, die nicht zu unterschätzen ist und wodurch große Kreise wieder gewonnen sind, ist eine umfassende Wirkung auf das gesamte getaufte Christenvolk nicht erreicht. Riesengemeinden sind indifferent und lau geblieben. Vor allem sind vielfach die Städte noch wenig vom Wort Gottes durchdrungen und doch sind gerade in den Städten die Entscheidungsschlachten des geistigen Kampfes geschlagen. Paulus suchte die großen Städte, die Zentren auf; Luther und die Reformation haben ihre Siege errungen in den deutschen Städten. In England sind heute noch in den Städten blühende Gemeinden, welche Missionen ausstrahlen.

Im XIX. Jahrhundert hat die Erweckung mehr das Landvolk erfaßt, während in den Städten kirchlicher und konfessioneller Indifferentismus zunahm. Das erklärt sich in deutschen Städten daraus, daß seit 1830 die politischen Freiheitsbestrebungen alle Kräfte absorbierten. Dazu kam, daß seit 1848 die Kirche und Innere Mission einen Bund schlossen mit der politischen Reaktion. — Das Bürgertum aber war liberal. So hat sich das gebildete Bürgertum von der Kirche abgewandt. Außerdem kam die Verführung durch die schlechte Naturphilosophie des Materialismus, die der Abneigung gegen das Christentum wissenschaftliche Berechtigung zu geben schien. Das mußte anders werden. Die Städte, nach denen sich schließlich das Land richtet, wohin der Auswanderungsstrom in unheimlicher Weise zurennt, mußten der Kirche wiedergewonnen werden. — In den 70 Jahren kam nun eine neue Welle evangelisatorischer Tätigkeit von England aus durch den Amerikaner Moody. Seine Erfolge sind nur zu verstehen, wenn man die englischen kirchlichen Verhältnisse berücksichtigt. Die Kirche von England hat bei ihrer innerlich heterogenen Zusammensetzung von katholischen und calvinischen Elementen wohl auch einen Einfluß auf Volksitte und Leben, aber hat nichts zur Erziehung im christlichen Glauben beitragen können. Die Folge davon ist, daß die englische christliche Welt lebt von beständiger Anregung aus Deutschland. So der Methodismus von der Brüdergemeinde, die hochkirchliche Bewegung von den deutschen Romantikern. Die englische Frömmigkeit lebt von der deutschen Frömmigkeit und Glaubenserfahrung. Dieses Volk hat die besondere Gabe Gedanken zu realisieren, zur Tat werden zu lassen. Das sehen wir an den vielen Freikirchen und Sekten, die infolge des Mangels in der anglikanischen Kirche an Wortverkündigung, Glauben an die Rechtfertigung aus Gnaden, von außen her Anregung suchten und die Mängel der Hochkirche in ihrer Mitte zu ersetzen begannen. So der gesunde Methodismus, welcher von Luthers Geist lebt, welcher für Evangelisation und Gemeinschaftspflege das meiste getan hat. Wesley und Whitefield haben evangelisiert, organisiert durch intensive Gemeinschaftspflege, Einteilung in Gruppen, regelmäßige Zusammenkünfte, Gebetsgemeinschaft. — Unter Whitefields Nachfolgern wurde es anders. Auch der Methodismus zeigte, daß es unmöglich sei Garantien zu schaffen, daß Amt und Charisma zusammenfallen. Der Methodismus wie alle anderen Sekten und Freikirchen wirkt schließlich zersetzend, auflösend aufs Gemeindebewußtsein. Religion

wurde Privatsache, was seine Licht- und Schattenseiten hatte. Die Berküstung der Kirche nahm zu. Weite Massen blieben vom christlichen Einfluß unberührt. Da trat Moody auf. Er suchte die von der Kirche Nichterreichten zunächst heranzulocken 1. durch Reklame ohne Rücksicht auf Mittel und Konfession, 2. durch Ausnutzung des modernen Gesanges (des Couplets, Gassenhauers ohne Melodien, rezitatorisches Singen, Chor mit Refrain als Antwort). Er erkannte wie praktisch der Wechselgesang ist, verwirklichte, was auch in lutherischen Liedern ist, die vielfach dialogisch und dramatisch aufgebaut sind. Er hat im Liede wieder erobert, was die Kirche verloren hatte. Doch das waren äußere Mittel um Stimmung zu machen. Seine Gabe bestand vor allem 1. in der Form des „homely talk“, in der formlosen aus dem Leben illustrierenden, leichtverständlichen Plauderei religiöse Wahrheiten dem Verstande und Gemüte naheulegen in schlichter, packender Behandlung der biblischen Wahrheiten. 2. Ein anderes Charisma war seine seelsorgerische Behandlung, indem er im nachfolgenden Meeting im Einzelgespräch unter vier Augen den wunden Punkt des Seelenlebens zu treffen wußte und zur Befeuerung führte. Er hat im Segen gewirkt; Tausende sind wieder gewonnen. Aber seine charismatische Art wurde nachgeahmt und zwar nur die Methode, wo ohne seinen Geist fleischliche Mittel an die Stelle traten, die wohl Aufregung, nicht aber Erweckung wirkten.

Eine derartige methodistische Evangelisation wurde nach Deutschland übertragen 1. von Pearsall Smith. Mit einem großen Apparat von äußeren Mitteln versprach er plötzliche Befeuerung (Zauberformel „Jesus errettet mich jetzt!“) und vollkommene Heiligung und diskreditierte die Sache. Ein zweiter Anstoß kam durch Stöcker, der Schlümbach aus Amerika einlud. Durch diesen und 3. durch Professor Christlieb und Elias Schrenk bürgerte sich die Evangelisation ein. Es wurden „Evangelistenschulen“ gegründet in Bonn und Barmen („Johanneum“), Chrißhona. Es zeigte sich auch hier, wie das Fehlen des Charisma nicht durch menschliche Methoden ersetzt werden konnte, die nur äußere Wirkungen erzielten. Jetzt lassen sich drei Gruppen von Evangelisation unterscheiden: 1. die unkirchliche Allianzgruppe, deren Mittelpunkt die Blankenburger Konferenz ist Sie wollen an Stelle des von ihnen gering geachteten kirchlichen Amtes ein neues Amt gründen mit Bevorzugung von unstudierten Laien, so Joh. Müller, Lokky; dazu gehört auch Chrißhona.

2. Die kirchenfreundliche Gruppe, zu der Keller, Schrenk, Lepsius gehören. Ihr kirchlicher Mittelpunkt ist die Eisenacher Konferenz (bez. Gnadauer Konferenz). Sie wollen in Gemeinschaft mit dem Pfarramt wirken durch erweckliche Predigt.

3. Die kirchliche oder generalsuperintendentliche Evangelisation in Schleswig-Holstein, Brandenburg und Schlesien. Sie wollen die Sache verkirchlichen, indem seitens der Kirchenregierung einzelne redebegabte Pastoren bei Schrenk ausgebildet wurden und dann in den Gemeinden herumreisten, was von diesen aber als Diskreditierung ihrer Pastoren empfunden und wieder aufgegeben wurde.

Wie zuerst die soziale Mitarbeit der Innern Mission, so ist später die Evangelisation überschätzt worden. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die Evangelisation ein starker Bußruf ist, und daß die Landeskirche, das Pfarramt mehr evangelisierend wirken soll und in der Innern Mission von der Evangelisation folgendes lernen kann:

1. Ein größeres Wertlegen auf die klare lutherische Lehre von der Kirche, den Gnadenmitteln, der Heilsordnung. Dies ist der ungesunden methodischen Evangelisation gegenüber zu betonen bei ihrer Verachtung der Gnadenmittel, und der Heilsgewißheit, die man auf Gefühle gründet.

2. Es gilt die dogmatisch gebundene Predigtweise ändern in freier leichtverständlicher Form mit Illustrationen.

3. Ein Verzicht auf die Voraussetzung, daß wir eine Idealgemeinde vor uns haben und daß es nicht Regel ist, daß es Bekehrte sind, eher das Gegenteil; daher Dringen auf tägliche Bekehrung.

4. Den Gemeinden darzubieten Gemeinschaft ums Wort Gottes in Nebengottesdiensten, Bibelkränzchen, Diskutierabenden, Familienabenden usw.

5. Predigtreisen von Berufsarbeitern der Innern und Äußern Mission, weil Berichte über die Arbeit der Kirche erweckliche Kraft haben.

6) Aggressive Seelsorge, welche in Personalgemeinden schwieriger ist als in Lokalgemeinden.

Ob schon Vorsicht geraten ist gegenüber der ungesunden Art, der Methode, so liegt doch unverkennbarer Segen in der Evangelisation

und Gemeinschaftspflege, die sich das kirchliche Amt nicht entgehen lassen sollte, weil hier Anregungen gegeben sind, durch welche man das Evangelium allen Getauften in der für sie geeigneten Weise nahebringen kann.

D. Innere Mission und Bekenntnis.

Die Innere Mission kann sich vor den Gefahren der Überschätzung oder des Vorwurfes der Weckerei, Unionisierung, Schließung falscher Allianzen nur hüten, wenn sie sich besinnt auf ihren Zusammenhang mit der Kirche, speziell ihrem Bekenntnis zur lutherischen Kirche. Auf Grund des Bekenntnisses sind vier Fragen zu beantworten: 1. nach Motiv, 2. Objekt, 3. Methode, 4. Eingliederung der Liebestätigkeit der Innern Mission in den kirchlichen Organismus.

1. Wenn wir die Arbeit der Innern Mission, daß die Kirche eine lebendige Volkskirche und ihre Glieder lebendige Mitarbeiter werden, stellen unter das Materialprinzip der Rechtfertigung aus dem Glauben, dann hindert dies jede Korruption der Motive. War die Selbstgerechtigkeit der Tod der mittelalterlichen Liebestätigkeit, so hatte Luther sie gegründet aufs Wort Gottes. Aus der Predigt des Glaubens kommen die Werke der Liebe. Es gibt sekundäre Motive, wo die primären zu versagen anfangen; so das pietistisch reformierte Motiv, daß Liebeswerke Erkenntnisgrund des Gnadenstandes seien, das rationalistische Motiv, wo Liebestätigkeit empfohlen wird als sittlich Schönes oder der Appell an die Dankbarkeit, die man erntet, Appell ans Ehrgefühl. Diese sekundären Motive dürfen nicht ersetzen das primäre, daß Liebeswerke geschehen aus Glauben an Christum für die empfangene Gnade. Die Rechtfertigung aus dem Glauben muß das durchschlagende Prinzip sein.

2. Auf Grund des Bekenntnisses fragen wir nach dem Objekt unserer Liebestätigkeit. Es ist das jesuitisch-katholische Prinzip, nach der höheren Ehre der Kirche zu suchen. Das ist ein selbstfüchtiger Zweck, man dient im letzten Grunde mit seiner Gabe sich selbst, um sich Verdienst zu erwerben, man kauft sich los von Pflichten. Wir haben auch einen himmlischen Beruf. Darin liegt die Direktive für die Wohltätigkeit; wir haben zu arbeiten am Nächsten in evangelischer Liebe. Das ist oft schwieriger als mechanisches Almosengeben. Die evangelische Liebe muß oft hart sein. Die

katholische Liebestätigkeit pauperisiert, ohne die Not zu heben. — Sie nimmt oft der Familie ab, was diese leisten muß. Eine planmäßige Hilfe hatte Luther in seiner Kastenordnung empfohlen, sie war im 30 jährigen Kriege untergegangen.

3. Die Methode der Liebestätigkeit. Die lutherische Kirche schreibt keine vor, wie die katholische, noch verlangt sie wie die reformierte Nachahmung biblischer Vorbilder. Uns ist die Bibel nicht Lehr- und Sittengesetz, sondern das an die Gemeinde ergehende, lebendige Wort, das Glauben wirkt.

Nicht sklavische Nachahmung apostolischer Vorschriften: sie hängen mit den Zeitverhältnissen zusammen; aber auch nicht was wider die Schrift ist. Wir fragen, was sagt die Schrift, Geschichte und Erfahrung. Daher nicht Überschätzung der Anstalten, andererseits die Notwendigkeit der Hilfsleistung in der Anstalt; ebenso bei der Frage über Liebesgaben, ob Kollekten oder bloß Gebets-erhörnung zu empfehlen sei.

Das Fordern der Zeichen von Gott kann oft Gottversuchung sein und frommer Selbstbetrug. Es ist gewagt, die ganze Arbeit auf solche Grundsätze zu stellen. Diese Methode ist unevangelisch. Es ist irrelevant, ob's Kirchentollekten sind, die wir als Dankopfer ansehen, oder Hauskolllekten oder Kirchensteuer. Die Stellung der lutherischen Kirche zur Schrift weist die Arbeit der Innern Mission auf die Bahn der Freiheit, der Geschichte und der vernünftigen Überlegung.

4. Die Frage nach der kirchlichen Eingliederung der Innern Mission.

Nicht der äußerliche Organismus, sondern das Maß der Bindung an Wort und Sakrament ist Kennzeichen der Kirchlichkeit an der Liebesarbeit. Wo Gottes Wort und Sakrament in rechter Weise gelehrt und verwaltet werden, da ist Kirche. Die Arbeit der Innern Mission gehört nicht zum Wesen der Kirche. Große Arbeitsgebiete der Innern Mission werden vom Staate übernommen und sind dennoch rein kirchlich, soweit Wort und Sakrament zur Geltung kommen. Es kommt eben auf den Geist an, der lebendig macht. Was können wir tun, damit dies alles in Praxis umgesetzt werde? Wir können und sollen das Wort Gottes aus Glauben zum Glauben predigen. Es gibt Orte, wo die Innere Mission, die ja immer Nothelfer bleibt, nicht

nötig ist, weil Wort und Sakrament wirksam sind. Mit diesen Gnadenmitteln in erster Reihe gilt's das Volk zu durchdringen, damit das Ziel erreicht werde, eine lebendige Volkskirche, wo Licht, Leben und Liebe ist.

II.

Hatte schon der I. Teil meines Referats nur ein dürftiges Ge-
 rippe bieten können, wo ich bei Wiedergabe der Hauptgedanken die
 fesselnde Detailschilderung und lebhafteste Diskussion mit Bezugnahme
 auf unsere baltischen Verhältnisse ausschalten mußte, so werde ich in
 dem weit enger begrenzten Rahmen des II. Teils meines Berichts bei
 dem skizzenhaften Referat über die fleißigen Arbeiten unserer
 Kurzufsteiluehmer nur die wesentlichsten Momente streifen
 können.

1. Pastor Fliedner-Mitau hielt einen Vortrag über „weib-
 liche Diakonie in ihren Beziehungen zur Gemeinde“. Er zeigte wie die Kirche der Diakonie bedürfe und diese ihre Berech-
 tigung habe, da sie in Zusammenhang stehe mit der alten Kirche und
 den Prinzipien der Reformation. Sie leistet dem Pfarramt Dienste
 in vielen Arbeitszweigen, sollte daher in den kirchlichen Organismus
 eingegliedert und von der Gemeinde unterstützt werden durch Stellung
 der nötigen Kräfte, welches Interesse der Pastor zu wecken hat. Ein
 Vorschlag der Vereinigung aller kleinen Diakonissenhäuser mit einem
 Rektor im Hauptamt zur Förderung und Vertretung der Sache im
 Lande wurde zurückgewiesen und empfohlen Beibehaltung des jetzigen
 Modus: ein Rektor für jedes Haus.

2. Pastor Katterfeld-Mitau sprach über Ausbildung
 einheimischer Kräfte für den Dienst der Barmherzigkeit.
 Das sei Pflicht und Aufgabe der Kirche und ließe sich praktisch am
 besten realisieren nicht in einem besonderen Seminar, sondern im Anschluß
 an eine auf kirchlichem Boden stehende Anstalt, wo theoretische und
 praktische Unterweisungen Hand in Hand gingen. Es muß das Be-
 wußtsein geweckt werden, daß Liebeswerke Lohn und Verdienstlichkeit
 ausschließen, und beim Lehrprogramm ist Rücksicht zu nehmen auf die
 Zweisprachigkeit des Hauspersonals. Die Pfleger sind daher so weit
 zu bringen, daß sie mit jedem Pflegling in dessen Muttersprache sich
 verständigen können.

3. Im Anschluß daran gab Pastor Dehlers einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit des Brüderhauses in Hannover zur Ausbildung von Arbeitern der Innern Mission. Seit die Schulkommission den Lehrern das Nebenamt des Küsters verbietet, muß dieses Amt zu dem eines Gemeindeführers ausgebildet werden. Er zeigte, wie nach dem Arbeitsprogramm dieselben hinzugezogen werden als Gehilfen zum Kindergottesdienst, zur Vorbereitung und zu Nachhilfestunden für Konfirmanden, zur Unterstützung des Pastors in der Korrespondenz, Rechnungs- und Kirchenbuchführung, Führung der Gemeineregister, in der kirchlichen Armenpflege, Verwaltung der Volksbibliothek, Verbreitung christlicher Schriften, Besuch kranker Männer, verwahrloster Knaben, Sammlung der Trinker im „Blauen Kreuz“, Besuch der neu in die Parochie Aufzunehmenden, Beteiligung in der Leitung der Jünglingsvereine, Jugend- und Männervereine. Die Vorbildung zu diesem komplizierten Gemeindeamt geschieht im Stephansstift. Zuerst werden sie als Probebrüder in zwei Jahren benutzt bei der Siechen-, Idioten- und Epileptikerpflege, erhalten nebenbei Elementarunterricht; werden dann in die Bruderschaft aufgenommen, im Knabenhof als Erziehungsgehilfen beschäftigt bei eingehendem Berufsunterricht, werden nach zwei Jahren in der Gemeinédiakonie verwandt und dann im sechsten Jahre in ein Amt berufen und zu solchem eingesegnet. Für Rußland ist solch eine Anstalt notwendig und ist's nicht versprechend, solche Aspiranten bei so andersartigen Verhältnissen in Deutschland ausbilden zu lassen, welches nur zur Erweiterung ihres Gesichtskreises dienen könne, wie auch die in Strelna ausgebildeten Schwestern nach Neuendettelsau geschickt werden.

4. Pastor Keller-Riga schilderte seine Tätigkeit als Gefängnispastor und behandelte drei Fragen: 1. Unter welchem Gesichtspunkt stellen wir das Verbrechen? 2. Was sind die Ursachen desselben? 3. Wie ist die Besserung der Verbrecher möglich? Bei Beantwortung dieser Fragen wies er auf drei Systeme bei Behandlung der Gefangenen hin: a) das Auberische Schweigsystem, b) das Pensylvanische Isoliersystem, c) das irische Progressivsystem. Da allen diesen Systemen Mängel anhaften, so wäre zur Seelenrettung und Besserung der Gefangenen erforderlich: 1. Einzelhaft von Untersuchungsgefangenen, 2. bedingter Erlaß der Strafe der erstmalig Verurteilten, 3. Einzelhaft der erstmalig Internierten unter Anwendung des

Progressivsystems, 4. Verschickung der Unverbesserlichen und deren Anhaltung zur Arbeit.

5. Pastor Meyer-Wohlfahrt hatte zwei Vorträge übernommen: „Übers Kollektieren und Berichten“, wo er für Abschaffung des Klingbeutel und Einführung der Teller- und Hauskollekte eintrat und gedruckte Berichte über das eigene Kirchenwesen als zweckdienlich hinstellte und sodann gab er

6. noch einen detaillierten, lokal gefärbten Bericht über die Armenpflege in den Landgemeinden Livlands, wo er warm für Gründung kirchlicher Siechenhäuser eintrat.

7. Pastor Schabert referierte über Gemeindepflege in sehr instruktiver Weise voll neuer origineller Ideen, indem er ausführte, wie er seine Gertrud-Gemeinde in Riga lebensvoll auszugestalten gesucht habe. Er stellte die Arbeit unter drei Schriftworte: 1. Kol. 3, 16, „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen“. Die reichliche Wortverkündigung im Haupt- und Nebengottesdienste bildet die Leben weckende Macht. Damit sie aber eine Macht bei den Hörern werde, werden die Gemeinemitglieder angehalten a) den Text in der Schrift während des Gottesdienstes mitzulesen, b) wird Gelegenheit geboten, nach dem Gottesdienst in Nachbesprechungen sich frei über die Predigt auszusprechen, c) werden besondere Bibelstunden abgehalten zur Erbauung untereinander. Einer seiner Leitsätze lautet: „bei Casualien soll um der Unkirchlichen willen evangelisatorisch geredet werden und auf den Zusammenhang mit der Gemeinde und den sich daraus ergebenden Pflichten hingewiesen werden“. Dasselbe gilt beim Konfirmationsunterricht. 2. 1. Petr. 4, 16, „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen.“ Leben erstarkt durch die Arbeit in der Gemeinde, Frauen und Männer müssen, ein jeder mit seiner Gabe zum Dienst an der Gemeinde herangezogen werden. Um letztere dazu zu gewinnen, muß daß kirchliche Leben möglichst aktiv gestaltet werden, so namentlich bei Kollekten. 3. 1. Kor. 3, 21, „Es ist alles euer.“ Zur Erhaltung des Gemeindelebens sollen und dürfen alle Mittel gebraucht werden, die Gott uns noch gegeben außer Wort und Sakrament a) die Presse zum Berichten von Liebeswerken aus dem Leben der eigenen Gemeinde, b) die Geschichte, die große Lehrmeisterin der Menschheit; es ist allgemeine Kirchengeschichte, wie auch Lokalgeschichte zu bieten, c) Kunst, Musik und Gesang, aber auch die Nadelkunst, Paramentik, d) Natur. Jedes Kirchenfest soll auch

feinen ihm entsprechenden Naturschmuck haben. e) Die Formen des modernen Lebens. Vereinigungen der gemeinsamen Arbeit in der Gemeinde bestehen folgende: Kindergottesdienst, Verein zur Kirchenreinigung und Kirchenschmuck, Paramentenstickerei, Chorsingen, Armenpflege, Hausväterverband, wo die betreffenden bei ihren regelmäßigen Zusammenkünften sich durchs Wort Gottes stärken und verschiedene vom Pastor zugewiesene Arbeiten in der Gemeinde leisten. Edle Geselligkeit wird gepflegt an Gemeindeabenden, Konfirmationsfeier für Konfirmierte und ihre Angehörigen, Adventsgemeindefeier, Durch diese vielgestaltige Organisation wird Leben geweckt, wo keines war.

8. Über die Gemeindepflege auf dem Lande wurde eine Arbeit von Pastor Luther-St. Katharinen verlesen. Ich hebe hier nur einzelne markante Züge hervor: „Die rechte Gemeindepflege bewahrt vor totem Orthodoxyismus wie ungesundem Subjektivismus, sie ist ein Regulator gesunden christlichen Lebens.“ „Der natürlichste Weg zur Einrichtung der Gemeindepflege ist der Beginn einer kirchlich organisierten Armenpflege. Diese ist die einfachste und zugleich komplizierteste Liebestätigkeit. Die Verpflegung auf dem Lande erheischt dringend die Berufung einer Diakonisse und der Mitarbeit der Gemeinde.“

Eine evangelisatorische Mitarbeit von Laienhelfern ohne Kontrolle und Vorbereitung wäre vom Standpunkt unserer Kirche eine contradictio in adjecto, daher eine solche nur unter Leitung des Pastors und berufsmäßiger Diakonen. Er weist die moderne Evangelisationsbewegung eines Keller ab im Gegensatz zu einem Referat, auf das wir später kommen. Die Gemeindepflege allein ist imstande, die Charismen in der Gemeinde auszunutzen. Sie entspricht dem Bedürfnis derselben und wo sie lokal gepflegt wird, da weckt sie den Sinn für die Pflege der Weltgemeinde, die Mission. Auch berühren Gemeindepflege und soziale Frage auf dem Gebiet des Sittlichen, denn das Sittliche hat eine wirtschaftliche und das Wirtschaftliche eine sittliche Seite. —

9. Pastor Lezius-Dorpat beantwortete die Frage: „Was hindert das Aufblühen der Jünglingsvereine bei uns zu Lande?“ Er machte mehrfache Gründe namhaft. Die falsche Ansicht, als ob diese Vereine nur für die unteren Kreise und nicht für die besseren Stände seien, dann der Mangel an zielbewusster Leitung durch Berufsarbeiter, Unklarheit der Prinzipien unter den Leitern, die

übertriebene Betonung des Vereinslebens und der zu lose Zusammenschluß mit lokaler, nationaler und internationaler Organisation. Die Diskussion ergänzt obiges mit Hinweis darauf, daß man die Jünglinge nicht verstanden habe zu aktiver Tätigkeit heranzuziehen, wobei Moderator über diese Ziele der drei verwandten Vereine sich aussprach: 1. Jünglingsverein, 2. christlicher Verein für junge Männer, 3. Jugendbund für entschiedenes Christentum. Während die Erfolge des letzteren gering sind und die allmonatlich geforderte Erneuerung des Konfirmationsgelübdes, Schematismus und Methodismus nicht unbedenklich erscheinen, so hat der christliche Verein für junge Männer ein sympathisches Ziel: Arbeit der Jugend an der Jugend, eine aggressiv missionierende Tätigkeit. Wenn wir absehen von dem Luxus in ihren Vereinshäusern, so ist doch für die Jünglingsvereine nachahmenswert die Pflege edler Geselligkeit, das Gewichtlegen auf Bibelstudien, aktive Beteiligung der Mitglieder am Dienst in der Gemeinde, Schriftenverbreitung, Gesang, Posaunenchöre. Auch würde fürs Land die Einrichtung von Posaunenchören zu empfehlen sein nach dem Vorbilde von Ravensberg und die Einrichtung besonderer Jugendgottesdienste in katechetischer Form wie in Württemberg.

10. Pastor Groß-Katlekaln gab ein eingehendes Referat „über Fabrikarbeiterfürsorge“ und schilderte, was der Staat und Fabrikleiter auf diesem Gebiet getan, näher beleuchtend die Wohlfahrts-einrichtungen der Fabriken in Strasdenhof, Ligat und Zintenhof. Als kirchliche Mitarbeit empfahl er Einführung von Kindergottesdiensten, Gründung von Mäßigkeitsvereinen, Tätigkeit der Agentur und Bibel-solportage.

11. Pastor Mickwitz-Jellin behandelte das Thema: „Was ist in der Bagabondagesfürsorge geschehen?“ Er führte an, daß die private Liebestätigkeit hauptsächlich abwehrend und einschränkend sein müsse, während durch Anstaltshilfe passiv gewirkt werde. — Der Moderator hob hervor, daß früher humanitäre Veranstaltungen, wie Antibettelvereine, Naturalberpflegungsversuche gegen Bagabondage versucht wurden, daß jetzt aber die Bodelschwings'schen Ideen im Vordergrund des Interesses ständen. Er will ganz Deutschland mit einem Netz von Wanderarbeitsstätten überspannen, damit niemand Almosen ohne Arbeit erhalte, und so Arbeitswillige und Arbeits-scheue geschieden werden, den Willigen das Wandern erleichtert werde, den Bagabonden verleidet werde. Den ersteren will er einen allge-

meinen deutschen Arbeitsnachweis mit Auskunftsstellen in jeder Herberge, für Arbeitsentwöhnte die Arbeitskolonie gründen, wo sie zur Arbeit erzogen werden. Der Plan ist groß angelegt. Zunächst gilt's zu kämpfen gegen den Bettel und Bettelgroßen.

12. Es folgte eine Schilderung von Pastor Schabert über die Rigaer Stadtmission, welche nach dem Vorbild der Berliner in Angriff genommen und in der Weise konzentriert ist, daß nach Gründung eines Komitees, dem die Leitung und Beschaffung der Geldmittel obliegt, die Stadt in fünf Distrikte geteilt ist unter je einem Diakon und dem Stadtmissionar. Im Anschluß daran berichtete ein Diakon über Seelsorge an den Prostituierten in Alexandershöhe, ein anderer über Pflege an entlassenen Sträflingen.

13. Pastor Fliedner-Mitau hielt einen Vortrag über Krüppelpflege und erwähnte die bahnbrechenden Arbeiten von Knudsen und Hoppe, wie nach deren Vorbilde 22 Anstalten mit 14 000 Plätzen gegründet und welches die prinzipiellen Grundsätze seien in der körperlichen Pflege, geistigen und technischen Ausbildung. Es steht zu hoffen, daß nach diesen Prinzipien ein Krüppelheim in Thabor in Wäldge gegründet wird. Pastor Dehlers illustrierte Obiges durch lebensvolle Bilder aus der Krüppelpflege im Anna-Stift in Hannover.

14. Dr. Hildebrand-Mitau hielt nach eingehender Besichtigung der neuen Irrenanstalt einen Vortrag über Irrenpflege. Er gab zunächst einen historischen Überblick über die vier Methoden derselben: 1. der seelischen Behandlung, 2. des mechanischen Zwanges, 3. der chemisch-arzeneilichen, 4. der physikalisch-diätetischen Behandlung in der Gegenwart. Als Hauptursache der Geisteskrankheiten gelten Alkohol und venerische Krankheiten, insonderheit Syphilis. Zum Schluß schilderte er die Anstaltspflege, Aufnahmebedingungen und häusliche Hilfeleistung außerhalb der Anstalt.

15. Pastor Hahl-Testama sprach über das Thema: „Evangelisation und Gemeinschaftspflege“. Das Neue in der Evangelisationspredigt sei nicht nur die Form der Verkündigung und die Redeweise, sondern vor allem Lebendigkeit der Erfahrung und des Zeugnisses. Das Ziel ist, den einzelnen zu packen und zur vollen Erfahrung des Heils anzuleiten. Wohl gibt's auch Auswüchse in der neuen Geistesrichtung, aber Aufgabe der Kirche ist es, sie mit Geduld zu tragen. Auf dreifache Weise kann es geschehen: 1. durch ganz öffentliche Evangelisation nach der Weise Schrenks in Petersburg und Reval,

2. durch eine mehr private Arbeit auch von Laienevangelisten wie des Petersburgers Grote in Werro, die übrigens durch den Pastor loci volle Anerkennung fand, 3. durch einen im Rahmen häuslichen Verkehrs, häuslicher Andacht sich vollziehenden Austausch der Geistesgaben. Sodann empfahl Referent Bibelbesprechstunden.

Bei Sammlung oder Bildung einer Gemeinschaft sei es ratsam, einen Zweig der Inneren oder Äußerer Mission mit ins Programm zu nehmen, um der Sache eine praktische Spitze zu geben, wodurch die Zugehörigkeitsfrage am besten gelöst werde. Bei Leitung einer solchen Stunde komme es darauf an, Probleme des praktischen und inneren Lebens ausfindig zu machen und zur Lösung dieser durch gemeinsame Aussprache auf Grund der Heiligen Schrift anzuleiten. Eine Organisation über die Einzelgemeinde hinaus ist zu beanstanden.

16. Zwei Themata behandelte Pastor Grünberg. Zuerst die Pastorierung der Taubstummen in der Stadt. In der Diskussion wurde hervorgehoben, daß wenn man den Taubstummen nicht nachgehe und sie seelsorgerisch behandle, alles umsonst sei, was sie in den Anstalten gelernt.

17. Das zweite Thema desselben Referenten war die baltische Seemannsmission. Nach einem ausführlichen historischen und statistischen Bericht über Entstehung und Entwicklung des Seemannsheim in Petersburg, Riga, Reval und Cardiff ging er auf die Arbeit der Seemannspastoren ein im Seemannsheim, bei den Schiffsbesuchen, Seemannsgottesdiensten, und Schriftenverteilung, gab ein lebensvolles Bild dieses neuen schweren Arbeitszweiges der Inneren Mission. Ergänzungen zu diesen Berichten kamen sowohl von Pastor Schabert beim Besuch im Rigaer Seemannsheim als vor allem vom Moderator, der eingehend berichtete von seinen persönlichen Erfahrungen und näher einging auf Gründung des Fischerheims in Geestemünde mit seinen reichen sozialen Aufgaben. Er betonte, daß infolge der eigentümlichen Organisation der Arbeit die lutherische Seemannsmission das einzige äußere Band sei der lutherischen Landesvereine für Innere Mission, welche diese Arbeit gemeinsam treiben.

18. In seinem Referat über Volksschrift und Volkskunst wies P. Hillner-Kopenhagen zunächst hin auf die Bemühungen der griechischen Kirche in Riga um Volksbibliotheken und Volksvorlesungen, auf das Bestreben der Derigu grahmatu nodala beim lettischen

Vereine in Riga, auf die von Baron Manteuffel-Razhdangen für seine Bauernschaft eingerichtete Freibibliothek mit deutschen und lettischen Büchern, an welche ein Lesezimmer angeschlossen ist, beides in dem zum Teehause umgewandelten Hofskruge. Zu den christlichen Volkschriften übergehend suchte Referent die bekanntesten Volkschriftsteller zu beurteilen, betonte die Bedeutung des christlichen Volksblattes „der Nachbar“ für unsere deutschen Gemeinden und das große Bedürfnis nach einem lettischen kirchlichen Blatt,¹⁾ indem er einiges über das orthodoxe Blatt „Garigais wehstnešis“ mittheilte. Anlangend die Volkskunst wurde hingewiesen auf Kirchenkonzerte, in welchen die Gemeinde am Gesang sich beteiligt, auf die Arbeiten des Malers Steinhausen für christliche Volkskunst und der Rat erteilt, Liederzettel mit gutem Bilderschmuck zu versehen.

19. Es wurde eine Arbeit von Pastor Reimann-Kl. St. Johannis über die estnische Entsamkeitsbewegung verlesen. Auf Grund einer Enquete durch die Pastoren Nord-Livlands wurde berichtet über die üblen Folgen des Monopols und Krugswesens, die besonders an den Sonntagen in der Nähe der Kirche sich zeigen und vornehmlich in den kleinen Städten und Flecken das kirchliche Leben schwer schädigen. Ferner wurde eine statistische Übersicht über die estnischen Mäßigkeitsvereine geboten und ihre Wirksamkeit günstig beurteilt. Der Verfasser vertritt den Standpunkt völliger Abstinenz.

Daran schloß Pastor Dehlers ein Referat über die Mäßigkeitsbewegung in Deutschland und den Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke. Der Staat hat trotz Entmündigungsgesetzen auf dem Gebiet der Trinkerrettung nichts erreicht, da er nicht die Freiheit der Schankkonzession beschränken will. Von Alkoholgegnern, Abstinenzlern wird der Alkoholgebrauch in jeder Form bekämpft, unter ihnen von den Guttemplern, einem Orden von 400 Logen. Wenn sie auch von Trunksucht sich losmachen, so haben sie doch andererseits die Bergnügungssucht geweckt. Es ist eine Mischung vom Christlichen und Humanitären. In der lutherischen Kirche ist das „Blaue Kreuz“ aufgekommen mit evangelisch berechtigten Grundfäßen. Den durch Alkohol Gefährdeten ist es notwendig abstinent zu sein, um den Alkoholempfindlichen einen Rückhalt zu bieten. Was das Gelübde betrifft, so

*) Ein solches erscheint von Pastor Grünberg-Buttringen, redigiert unter dem Titel „Evangelioma Geisma“ seit dem Januar 1905.

ist es eine Spezialisierung des Taufgelübdes. Der Segen der Gemeinschaft bei der Arbeit an den Trinkern zeigt sich in den Erfolgen. Am meisten Schwierigkeiten macht's, die Quartalstrinker zu retten. Die periodisch wiederkehrende Psychose macht sie willenlos. Da ist Anstaltsbehandlung das einzige Mittel.

20. Zum Schluß sprach Pastor Mickwitz-Fellin über den Kampf gegen die Unsitlichkeit. Vor allem gilt's das Sittlichkeitsbewußtsein in weiten Kreisen zu heben. Das kann sowohl geschehen durch einen Aufruf zur Mitarbeit an unsere Frauen und durch geeignete zu Herzen gehende Veröffentlichung des Schadens und seiner Heilung. Die staatliche Kontrolle der Prostitution ist zu verwerfen, da sie nicht mal vom hygienischen Nutzen ist, geschweige denn in ethischer Beziehung genügt. Die Medizin steht den Geschlechtskrankheiten fast ratlos gegenüber. Da aber die Unsitlichkeit sowohl der Seele als des Leibes größter Feind ist, so müssen im Kampf gegen dieselbe Prediger und Mediziner solidarisch vorgehen und dieser Kampf muß bewahrend und rettend sein, wobei an schon Bestehendes anzunüpfen ist. Sowohl Anstalten wie Vereine, (von der Krippe bis Magdalenium), als auch Pastor, Arzt und Eltern müssen zum energischen Kampf veranlaßt werden. Die Arbeit im Magdalenium hat im Hospital zu beginnen durch eine ad hoc angestellte Kraft, die im Hospital wohnt. Vormagdalenien werden dadurch unnütz, es müßte nur ein Ehepaar im Notfall bereit sein, eine zu Rettende auf einige Tage aufzunehmen. Die auf die Vormagdalenien verwandten Mittel wären zur Anstellung einer Pflegerin im Hospital zu verwenden. Das Ziel des Kampfes ist Bewahrung der Jugend und Rettung der Gefallenen. —

Ich stehe am Schluß. Aus dem reichhaltigen Stoff habe ich die Hauptmomente hervorgehoben, um sie innerhalb eines engen Rahmens zu gruppieren und ein Bild zu bieten von der reichen Anregung, die uns hier geboten war. Wenn auch durch Weglassung der Detailschilderung und die Nichterwähnung des reichen Anschauungsunterrichts in den verschiedenen Anstalten Mitau und Rigas das Bild nicht vollständig sein konnte, die Grundlinien sind gezeichnet, welche erkennen lassen Umfang, Zweck und Ziel der Inneren Mission und ihrer einzelnen Zweige, die uns hier beschäftigt haben. Diese harmonische Vereinigung von Theorie und Praxis, von Lehrhaftem und gleichzeitiger Anwendung auf die lokalen Verhältnisse, dazu der gegenseitige lebendige Gedanken-

austausch der sich näher tretenden Amtsbrüder der Schwesterprovinzen machte diese Zeit zu einer reichgesegneten.

Gott gebe, daß wir aber auch bei der gemeinsamen Arbeit einander Handreichung bieten mit der Gabe, die ein jeder empfangen hat und so aus der Saat, die gestreut ist, Frucht erwachse für die Gemeinden wie für unsere gesamte evangelische Landeskirche. —



Verbrechen und Strafe

von Ernst Rickwitz, Pastor in Fellin.

Motto:

Eine Menschenseele finden, ist Gewinn.

Ein schönerer Gewinn ist, sie erhalten.

Aber der schönste und schwerste, sie, die schon
verloren war, zu retten.

Während wohl kaum ein Laie an den Bandekten oder am Swod sakonow ein besonderes Wohlgefallen finden wird, bezeichnen die Worte „Verbrechen und Strafe“ ein Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit, welches bei allen Laien Interesse beansprucht und findet, auch lebhaft besprochen und kritisiert wird. Denn die Strafe soll uns ja vor Verbrechen schützen, uns von ihnen befreien, die überall zerstörend und hindernd in das soziale Leben eingreifen. Wenn ich es nun unternehme, diesen Gegenstand zu besprechen, so kann es mir dabei nicht in den Sinn kommen, diese äußerst schwierige Frage zu lösen, an der sich die gewiegtesten Strafrechtslehrer vergebens die Köpfe zerbrochen haben, sondern ich will versuchen, darzulegen, worin die Schwierigkeit der Lösung besteht und wo die zu lösenden Probleme zu suchen sind.

Unter einem Verbrechen versteht man die Übertretung oder das Zuwiderhandeln gegen die in einem Lande geltenden Gesetze. Eine Übertretung, ein jedes Vergehen fordert Strafe. „Verbrechen und Strafe“, wie einfach klingt das! Solange, wie Menschen auf Erden leben, hat diese Anschauung bestanden, daß die Übertretung gestraft werden muß. Sie ist so sehr Allgemeingut geworden, daß, so oft wir in den Tagesblättern von Verbrechen und deren Bestrafung lesen, wir alle bereit sind, wie die besten Kriminalisten zu urteilen: „Dieser ist zu

milde, jener zu streng bestraft worden.“ Der Volksmund drückt dieses Allgemeinbewußtsein so aus: „Strafe muß sein“.

Während nun seit jeher für das Verbrechen Strafe gefordert wurde, ist in bezug auf die Ausführung der Strafe mit der Zeit ein großer Umschwung eingetreten. Die älteste Strafe ist wohl die Körperstrafe, Blutrache und an sie anschließend die Todesstrafe. Je geordneter die Verhältnisse eines Staates sich gestalteten, desto mehr wurde die Gefängnisstrafe, Zwangsarbeit und Verbannung bevorzugt. Aber auch in anderer Beziehung hat sich der Begriff der Strafe entwickelt, nämlich in bezug auf den durch sie zu erreichenden Zweck. In früheren Zeiten — und diese Zeiten reichen bis ins 17. ja 18. Jahrhundert hinein —, sah man als ausschließlichen Zweck der Strafe an, einerseits durch grausame Ausführung derselben den Menschen vom Übertreten der Gesetze abzuschrecken, andererseits die Gesellschaft von den Verbrechern zu befreien, sei es durch Gefängnis oder Todesstrafe. Dementsprechend gestalteten sich die Strafen zu so grausamen, daß uns das Blut in den Adern erstarrt, wenn wir von diesen jetzt glücklich überwundenen Strafmethoden lesen. Wir haben ja alle wohl von den Grausamkeiten der früheren Rechtspflege gelesen, von den Folterkammern mit ihren furchtbaren Marterwerkzeugen, oder den finsternen Burgverliesen und Kerker. Dadurch trat eine Verrohung der Bestrafung ein, welche noch lange ihre Nachwirkung ausübte, selbst auf die Kindererziehung. Viele unter uns, die noch aus der älteren Generation stammen, werden vielleicht noch selbst solche Strafen gesehen oder gar schmerzlich an sich selbst empfunden haben, wie das Knien auf Erbsen, das Reißen an Ohren und Haaren, oder der Schlag mit der Schärfe des Lineals auf die zusammengedrückten Fingerspitzen.

Gegen diese Grausamkeiten lehnte sich nun das Zeitalter der Aufklärung auf. Es war nur natürlich, daß sich einige Heißsporne im Gegensatz zu dem straffrohen Jahrhundert dazu verleiten ließen, so weit zu gehen, daß sie überhaupt die Strafe als menschenunwürdig abschaffen wollten. Die Menschen sollten nur durch die „Aufklärung“, Belehrung und das gute Beispiel zum Guten erzogen werden. Man meinte, sobald ein Mensch nur einsähe, daß eine Handlung oder Gesinnung schlecht sei, so würde er auch das Schlechte nicht mehr tun. Wenn sich nun auch diese Anschauung gar bald als falsch herausstellte, so hat doch die Zeit der Aufklärung den Anstoß dazu gegeben, daß man sich mit allem Eifer auf die Lösung der Frage warf, wie die

Strafe einzurichten sei, damit sie vor allem nicht nur abschreckend, sondern auch bessernd wirke.

Trotz eifrigster Arbeit an diesen Problemen ist die Frage bis heute noch ungelöst, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, daß die Strafgesetzgebung aller Staaten im XIX. Jahrhundert eine von Grund aus andere und unvergleichlich viel bessere geworden ist als sie bis ins XVIII. Jahrhundert war. Und sie ist besser geworden, weil man mit aller Energie darauf hinarbeitet, die Verbrecher zu bessern und womöglich wieder zu nützlichen Staatsbürgern zu machen.

Wollen wir uns nun ein Urteil über die Zweckmäßigkeit der Strafe bilden, so müssen wir den dreifachen Zweck derselben im Auge behalten: das Verbrechen soll gesühnt werden, die Gesellschaft soll geschützt werden, der Verbrecher soll gebessert werden.

Das Prinzip der Sühne, der strafenden Vergeltung hat im sittlichen und rechtlichen Bewußtsein der Völker bis auf den heutigen Tag eine Rolle gespielt, der wir die Berechtigung nicht absprechen können. Auch wir fordern, daß die Strafe als ein Übel gefühlt wird, das dem Bestraften zugefügt wird. Die Volkswisheit drückt das so aus: „wer nicht hören will, muß fühlen.“ Daß die Strafmittel dabei je nach den Zeiten und Völkern verschieden sind, kommt für diesen Zweck nicht in Betracht. Denn ob ein Verbrecher bei uns des Gutes seiner Freiheit beraubt wird, in China ihm Nase und Ohren abgeschnitten werden, oder in Indien ihn die Elefanten zerstampfen — überall ist doch der eine Gedanke maßgebend: für ein begangenes Verbrechen muß vergeltende Gerechtigkeit geübt werden.

Doch diese hier genannten Strafmittel rufen schon unsere Kritik hervor, wenn wir in Betracht ziehen, inwieweit sie den anderen Zwecken der Strafe gerecht werden. Denn wir verlangen von den Strafmitteln mehr als bloße Vergeltung resp. Sühne. Und wenn man auch zugeben muß, daß die Zerstampfung durch Elefanten die Verbrecher für die Gesellschaft auf durchaus wirksame Weise unschädlich macht, diese Strafe also der Gesellschaft ausreichenden Schutz gewährt, so sträubt sich doch dagegen unser ganzes sittliches und rechtliches Bewußtsein. Die Strafe muß als Übel empfunden werden, muß die Gesellschaft schützen, darf aber nicht zur Qual, zur Tortur werden. In dieser Beziehung wird sich unser gegenwärtiges Rechtsbewußtsein etwa so ausdrücken lassen: der Staat beabsichtigt mit der Feststellung und dem Vollzuge der Strafe durch die Androhung und Zufügung eines Übels denjenigen

Druck auf die Untertanen auszuüben, welcher zur Durchsetzung der Rechtsordnung auch gegenüber dem widerstrebenden Einzelwillen notwendig ist. Wer die Rechtsgüter der Allgemeinheit oder der Einzelnen verletzt, soll auch in seinen Rechtsgütern des Lebens, der Freiheit oder des Eigentums, eine Einbuße erleiden. Eine Schädigung anderer Rechtsgüter als dieser drei, also etwa der Gesundheit, wie das früher durch die Folterung geschah, kennt der heutige Staat nicht mehr.

Wir fordern aber von der Strafe noch die Erfüllung eines anderen Zweckes, nämlich den, Besserung des Verbrechers. Da es nun jedenfalls eine Hauptaufgabe des Staates ist, dem einzelnen die Wege zur Erlangung der größtmöglichen sittlichen Vollkommenheit zu bahnen, so muß der Staat auch naturgemäß darauf hinarbeiten, die Verbrecher zu bessern und ihnen die Rückkehr zu einem sittlich unanständigen Lebenswandel zu ermöglichen.

Die Schwierigkeit besteht nun darin, ein Strafmittel zu finden, welches diesem dreifachen Zwecke der Strafe: Vergeltung, Schutz der Gesellschaft und Besserung des Verbrechers, gerecht wird.

Der eine Zweck, der Schutz der Gesellschaft, wird ja fraglos auf einem unserer Kulturstufe und unserem Sittlichkeitsbewußtsein entsprechenden Wege erreicht durch die Freiheitsstrafe, das Gefängnis. Und in der That gründen sich alle neueren Strafstheorien immer wieder auf die Entziehung oder Einschränkung der Freiheit. Es werden wohl verschiedene Arten der Freiheitsstrafen unterschieden: Gefängnis, Zuchthaus, Festung, Haft, Arrest. Da wir uns aber auf solche Einzelheiten nicht einlassen können, so werde ich mich im folgenden als Bezeichnung der Freiheitsstrafe kurz der in Laienkreisen allgemein üblichen Bezeichnung „Gefängnis“ bedienen.

Also Gefängnis ist die allgemein anerkannte Grundlage für jede Strafe eines Verbrechens, denn darin wird der eine Zweck der Strafe, der Schutz der Gesellschaft, sicher erreicht.

Wir können nun unsere Frage folgendermaßen enger begrenzen: Wie hat sich die Gefängnisstrafe zu gestalten, damit bei ihr auch die beiden anderen Strafmomente, Vergeltung und Besserung, nicht zu kurz kommen?

Am ehesten scheint der Zweck der Vergeltung dabei zu seinem Recht zu kommen. Es muß doch als Übel, als Strafe empfunden werden, daß man im Gefängnis seiner Freiheit beraubt ist, daß man

vieles entbehren muß, daß vor allem der gute Ruf einen nicht auszutilgenden Makel erhält. Doch hier schon fangen die Schwierigkeiten an als fast unüberwindliche Berge sich uns entgegenzustellen. Die gemeinsame Gefängnisstrafe an sich schon bringt es nämlich mit sich, daß all die hundert oder mehr in einem Gefängnis Inhaftierten im großen und ganzen gleichmäßig behandelt werden. Aber schon darin steckt eine große Ungerechtigkeit, die wir öfters empfinden, wenn wir hören, daß ein Mann aus guter Gesellschaft mit höherer Bildung wegen eines im Affekt verübten Verbrechens mit gemeinen Dieben und Mördern aus der untersten Gesellschaftsklasse dieselbe Zelle teilen muß. Man sage nicht: „Das ist eben gerade die blind waltende Gerechtigkeit, denn dieselbe Tat heißt dieselbe Sühne, ob der Verbrecher nun eine hochgestellte Persönlichkeit war, oder dem gemeinen Volk angehörte.“ Die Sühne ist eben nicht dieselbe, denn die Strafe wird von dem Gebildeten ganz anders empfunden als vom Ungebildeten.

Schon in rein äußerlicher Beziehung hat der Bagabund, der oft bei Mutter Grün logiert, im Gefängnis weit besseres Quartier und bessere Nahrung, als er sie in Freiheit genoß. Dieselbe Lage aber, die dem Bagabunden eine Verbesserung seiner Wohnung und Nahrung bedeutet, ist dem Verbrecher aus besseren Lebensverhältnissen eine empfindliche Strafe. Ähnlich liegt die Sache auch, wenn wir die ethische Seite der Frage betrachten. Während einem Menschen, der in aufwallender Leidenschaft ein Verbrechen begangen hat, schon ehe er die Schwelle des Kerkers übertreten hat, tiefe und ernste Reue ergriffen haben mag, fühlt sich der Gewohnheitsverbrecher in denselben Kerkermauern durchaus wohl. Dem ersteren ist es eine der größten Strafen, in der ihm widerwärtigen rohen Gesellschaft der Inhaftierten sein Verbrechen zu büßen, dem anderen sagt die Gesellschaft durchaus zu und verkürzt und erleichtert ihm die Zeit seiner Gefängnishaft. Ein wegen Straßensraubes verurteilter Mensch hatte eine solche Vorliebe für das Zuchthaus, daß er einmal äußerte, er wollte sich lieber von wilden Hunden zerreißen lassen, als wieder in Freiheit gesetzt werden. Ein anderer Mann, dem bei Gelegenheit einer Wildddieberei ein Bein lahm geschossen war, war in ein Arbeitshaus gesteckt worden, wo strenge Zucht herrschte. Es gefiel ihm da sehr wenig. Da riet ihm ein in alle Strafverhältnisse eingeweihter Verbrecher, er solle doch irgend ein Kriminalverbrechen begehen, damit er ins Zuchthaus komme. Das leuchtete ihm ein. Er entlief, hinkte in das nächste Dorf und zündete einem ihm völlig

unbekannten Menschen das Haus an. Er kam auf zehn Jahre ins Zuchthaus. Befragt, ob er nun zufrieden sei, antwortete er: „Ja, jetzt habe ich es ja gut, aber was soll aus mir werden, wenn ich wieder frei komme?“

Solchen Elementen gegenüber müßte entschieden der Strafcharakter des Gefängnisses hervorgehoben werden, damit es nicht als angenehme Versorgungsanstalt angesehen werde. An diesem Punkte nun gerade ist auch neuerdings unter den Männern der Gefängniswissenschaft der Streit wieder entbrannt. Nachdem um die Mitte des XIX. Jahrhunderts die humane Milde des Zeitalters, die Todes- und Prügelstrafe, abgeschafft hat, ist seit einiger Zeit schon ein Rückschlag eingetreten, der sich noch immer verschärft. Die Todesstrafe, wenn auch in beschränkterem Maße als früher, ist in fast allen Staaten, die sie abschafften, wieder eingeführt worden, und in Deutschland und Dänemark rufen schon viele gewichtige Stimmen nach Wiedereinführung der Prügelstrafe. Und nicht nur gesondert für sich soll die Prügelstrafe eingeführt werden, sondern zur Verschärfung anderer Strafmittel. So will Dr. Mittenstädt die Zuchthausstrafe durch Prügel und Hunger in gewissen Fällen auch an Erwachsenen verschärft wissen. Dem gegenüber hebt eine andere Autorität — Dr. Krohne — in bezug auf die Prügelstrafe an Erwachsenen hervor: „Der kräftige, willensstarke Sträfling beißt die Zähne zusammen, trägt seinen Schmerz schweigend oder fluchend und höhrend, und geht ungebrochen davon, von seinen Genossen als Held angestaunt; der letzte Funke Ehrgefühl ist heraus- und grimmiger Haß hineingeprügelt worden. Und die Wirkung auf die Beamten! Auf die Zuschauenden ein unglaublicher Ekel, auf den Schauenden ein Gefühl unwilligen Zornes, daß er dazu verdammt ist, mit kaltem Blute auf einen wehrlosen Menschen loszuschlagen.“ Als eine der äußersten Ordnungsstrafen im Gefängnis existiert ja schon die Prügelstrafe, doch wird sie nur selten angewandt, weil, wie viele Autoritäten auf diesem Gebiete einstimmig bezeugen, sie beim Arrestanten wenig Gutes wirkt, und auf die Beamten nur verrohend wirkt.

Aus all diesen Erwägungen geht das eine hervor: Soll die Strafe ihren Strafcharakter bewahren, und zugleich in gerechtem Maße jeden Sträfling zuerteilt werden, so muß der strafenden Gerechtigkeit ein größerer Spielraum durch größere Mannigfaltigkeit der Strafmittel gewährt werden, damit die Strafe möglichst individualisiert werden könnte. Aus diesen Erwägungen ist das Zellen-system hervorgegangen,

bei welchem die Gefangenen voneinander gesondert in Einzelhaft gehalten werden, damit sie eben möglichst individuell behandelt werden können. Wie wir im ferneren sehen werden, spielt bei der Entstehung des Zellenystems auch der Wunsch, die Sträflinge zu bessern, eine Hauptrolle.

Da sich nun auf dem System der Einzelhaft die ganze neuere Strafvollzugstheorie aufbaut, so will ich einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Zellenystems zu geben versuchen.

1. In Pennsylvanien wurde es zuerst angewandt. Deshalb wird es auch das pennsylvanische System genannt. Der Gefangene wurde in eine Zelle gebracht, ohne jedoch dabei beschäftigt zu werden. Er sollte sich mit nichts anderem beschäftigen als mit dem Nachdenken über seine Sünde. Sobald er sich aber gebessert hatte, Buße tat und sich bekehrte, mußte er sofort in Freiheit gesetzt werden, denn nun hatte die Strafe ja den Zweck der Besserung erfüllt. Die Ehre, mit diesem System die ganze Fortentwicklung der Rechtspflege bis in die neueste Zeit beeinflusst zu haben, können sich — wir merken es dem System an — die nach Pennsylvanien aus England ausgewanderten frommen Quäker zuschreiben. Es ist ihr Verdienst, den einen und wir dürfen wohl sagen, den idealsten Zweck der Strafe, die Besserung auf das energischste hervorgehoben zu haben. Doch hatte dieses System eine schwache Seite: es war die Verquickung des Religiös-sittlichem mit der Rechtspflege. Daß eine religiös-sittliche Einwirkung auf den Verbrecher sehr heilsam und notwendig ist, haben alle christlichen Staaten dadurch anerkannt, daß an allen Gefängnissen auch Gefängnisprediger angestellt worden sind. Aber auf die Rechtspflege, die Strafausführung darf die religiös-sittliche Seite der Frage keinen bestimmenden Einfluß gewinnen, weil der Richter die Tat zu strafen hat. Gewiß hat der Richter ja auch die inneren Motive einer Tat und die Gesinnung des Verbrechers in Betracht zu ziehen. Aber er muß sich doch hüten, dieses als ausschlaggebendes Moment bei dem Strafkenntnis wirken zu lassen, weil kein Mensch die innersten Motive zu einer Tat so klarstellen kann, daß er darauf ein sicheres Urteil gründen kann. Darin liegt ja auch der schwache Punkt der Geschworenengerichte. Die Anschauung ist sehr ideal, daß man nicht nur die äußere brutale Tatsache, sondern auch die Gesinnung, in der sie vollbracht ist, oder die nach der Tat bewiesene Reue mit in Betracht ziehen muß beim Abmessen der Strafe. Aber uns fehlt die Möglichkeit eines sicheren Urteils, ob die Reue eine wahre

oder geheuchelte ist. Wenn also es möglich gewesen wäre, Reue und Besserung am Sträfling mit Sicherheit zu erkennen, so hätten die frommen Quäker ja vollkommen recht gehabt, wenn sie den reuigen Verbrecher sofort entließen. Da dieses aber nicht möglich ist, so stellte sich sofort ein schlimmer Übelstand ein: durch die fortgesetzte, absolute Einsamkeit wurden viele, die Besserung nicht heucheln wollten, wahnfinnig. Die meisten Sträflinge aber heuchelten nur Besserung, um so bald wie möglich entlassen zu werden.

2. Man versuchte es nun mit dem sog. Schweigesystem. Die Gefangenen wurden nur zur Nacht isoliert, am Tage aber bei gemeinsamer Arbeit zu unbedingtem Schweigen verpflichtet. Trotz harter Bestrafung ließ sich das absolute Schweigen nicht durchführen.

3. Man griff nun wieder zurück auf das alte pennsylvanische System, welches zweckmäßig abgeändert wurde. Die Gefangenen wurden zwar Tag und Nacht gesondert gehalten, doch mit angemessener Beschäftigung in ihren Zellen (Handarbeit, Lektüre zc.). Auch außerhalb der Zelle wurden sie möglichst isoliert. Beim Verlassen derselben mußten sie das Gesicht mit einer Maske verhüllen; in Kirche und Schule haben sie gesonderte Sitze, so daß sie wohl den Geistlichen und Lehrer, nicht aber sich untereinander sehen konnten. Sie haben auch gesonderte Spazierhöfe, welche recht freundlich mit Blumen, Rasen und Turnapparaten zc. versehen sind. Mit einigen Abänderungen ist dieses die jetzt gebräuchliche Form der Einzelhaft.

Doch ein Mangel haftet auch diesem System an. Auch hier werden die Gefangenen alle über einen Kamm geschoren, ohne Rücksicht darauf, wie sie sich in dem Gefängnis führen.

4. Diesem Gedanken suchte das sog. irische Progressivsystem oder Fortschrittssystem Ausdruck zu geben. Es schien der Gedanke unerträglich, daß ein Verbrecher, der sich im Gefängnis wirklich bessert, wirklich Reue empfindet, ebenso behandelt werden sollte, wie einer, der sich nur noch mehr verstockt in seiner verbrecherischen Gesinnung. Und der alte Gedanke der Bemessung der Straffrist nach dem Maße der Besserung, der Gedanke, den die frommen Quäker mit so viel Wärme durchzuführen versuchten, ließ die Leiter der Gefängnisse nicht ruhen. Man fing aber die Sache nun praktischer an, und verlangte nicht nur das Bekenntnis der Besserung, sondern wirkliche Beweise mit der That, welche wiederum streng kontrolliert wurden. Der Gefangene wird zunächst in strenger Isolierhaft gehalten. Führt er sich gut, so

Kommt er in Gemeinschaftshaft und durchläuft in derselben je nach seiner Führung verschiedene Klassen der Haft erleichterung, und kann zuletzt auch vor Ablauf der festgesetzten Strafzeit beurlaubt werden, wird jedoch sofort wieder eingezogen, wenn er sich schlecht führt. Weil das System aber wegen seiner Kompliziertheit schwer durchzuführen war, so hat man

5. dasselbe vereinfacht im sog. Alternativsystem, d. h. ein System, in welchem Gemeinschaftshaft und Einzelhaft abwechselnd angewandt werden. Die Gefangenen werden in drei Klassen geteilt und können je nach ihrer Führung von einer in die andere hinaufsteigen. Stufenweis geht die Einzelhaft in Gemeinschaftshaft über und findet ihren Abschluß in der in Deutschland durch das Reichsstrafgesetzbuch allgemein eingeführten vorläufigen Entlassung. Diese kann eintreten, wenn der Inhaftierte drei Viertel seiner Strafzeit, mindestens aber ein Jahr verbüßt und sich während der Zeit gut geführt hat. Führt er sich während der Beurlaubung schlecht, so kann er sofort wieder arretiert werden, um dann seine Strafe voll abzubüßen. Das ist entschieden ein bedeutsamer Fortschritt. Im Königreich Sachsen, wo das Beurlaubungssystem schon seit 1862 besteht, hat man sehr günstige Erfahrungen gemacht. In den Jahren 1862—1869 waren von 335 Beurlaubten 6 gestorben, 289 endgültig entlassen, 32 noch auf Urlaub, und nur 8 mußten wegen schlechter Führung wieder eingezogen werden. Im Deutschen Reiche hat man dieses System noch erweitert, indem man namentlich bei jugendlichen erstmaligen Verbrechern die Strafe wohl über sie aussprach, aber sie nicht eintreten ließ, sondern sie sofort beurlaubte, so daß sie mit dem Gefängnis überhaupt nicht in Berührung kamen. Von solchen haben sich 80 % gebessert, indem sie während der nächsten Jahre sich keines neuen Verbrechens schuldig machten.

In allen Fällen aber, wo der jugendliche Verbrecher zuerst ins Gefängnis kam und dann erst bedingungsweise entlassen wurde, ist nur bei 55 % der erwartete gute Erfolg eingetreten. Das im Deutschen Reiche eingeführte System muß gegenwärtig als das beste anerkannt werden.

Neuerdings ist nun in Amerika der Versuch gemacht worden, die internierten Verbrecher womöglich gar keiner Strafe zu unterziehen, sondern sie nach dem einzigen Prinzip der Besserung, zu behandeln. Sie werden durchaus wie makellose Leute behandelt und mit allerhand praktischen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, welche wiederum durch allerlei Zerstreuungen unterbrochen werden. Wenn man auch

da von vornherein wird sagen müssen, daß dieses System ganz unserem Rechts- und Wahrheitsgefühl widerspricht, so ist doch der Versuch noch zu neu, um darüber schon urteilen zu können.

Einen Mangel haben nun aber alle Zellenysteme. Sie sind zu teuer, um je allgemein eingeführt werden zu können. Während der einzelne Zellengefangene in Deutschland dem Staate etwa 350 Rbl. jährlich kostet, kostet der Gefangene in Gemeinschaftshaft höchstens 100 Rbl. (in Fellen 83 Rbl.) jährlich.

Mit veranlaßt durch das Bestreben, die Kosten der Haft zu verringern und die Verbrecher als Arbeitskraft zu verwerten, ist in Deutschland der Plan aufgetaucht, die Sträflinge in die neu erworbenen Kolonien zu deportieren. Mit der Deportation haben die Staaten bis jetzt wenig günstige Erfahrungen gemacht. England hat so schlechte Erfahrungen gemacht, daß es die Deportation schon im Jahre 1857 aufgegeben hat. Die einzigen Länder, die jetzt noch deportieren, sind Frankreich und Rußland. Frankreichs Erfahrungen sind auch keine glänzenden. Jeder nach Cayenne verschickte Sträfling kostet dem Staate 2000 Frks. jährlich! Aus einem anderen Grunde hat neuerdings auch Rußland wenigstens im Prinzip die Deportation nach Sibirien aufgegeben. Durch die neue Eisenbahn wird Sibirien der Kultur immer mehr erschlossen, und da sind die kulturfeindlichen Elemente der Verwichenen den freien Kolonisten natürlich in allen Dingen ein Hindernis, ja eine stets drohende Gefahr. Fortan soll in Rußland nur noch nach der schwachbevölkerten Insel Sachalin deportiert werden. Doch wie lange wird's auch da gehen? Wenn der erwartete günstigste Erfolg der Deportation eintreten sollte, daß die Nachkommen der dort angesiedelten Verbrecher zu ehrlichen freien Kolonisten erzogen werden, so werden eben gerade diese gegen weitere Deportation protestieren. Und tritt das nicht ein und bleiben die Nachkommen der Verbrecher auch Verbrecher, so werden dort Zustände geschaffen, die aller Humanität ins Gesicht schlagen. Fürs erste scheint Sachalin nach offizieller Schilderung allerdings den 25 000 (oder mehr?) Verbrechern einen geeigneten Aufenthaltsort zu bieten. Sie sind über die ganze Insel in 80 Strafkolonien verteilt. Industrie und Landwirtschaft gedeihen und nach dem Berichte des Chefs der Gefängnisverwaltung Salkin-Brarshy wurden bereits $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Korn und 8 Millionen Tonnen Kartoffeln im Jahre produziert.

Ein wesentlich anderes Bild erhält man aber nach den Schilder-

rungen des Grafen Fr. Berg-Sagnitz (erschiene in der Dünazeitung 1904) und des Journalisten Dvovschewitsch (in seinem Buche „Sachalin“). In gewisser Beziehung gehen beide Berichte von durchaus entgegen=gesetztem Standpunkte aus. Graf Berg schildert vorurteilsfrei und nüchtern, was er gesehen hat und sein Urteil hat entschieden die wohl= wollende Tendenz, die Verhältnisse nicht schlechter zu schildern als sie sind. Dvovschewitsch schreibt mit der vollendeten Kunst der russischen Novellistik und schildert in prickelndem, pikantem Stile die Verhältnisse von ihrer grauenhaftesten Seite. Um so bemerkenswerter ist es, daß beide Autoren im Grunde zum selben Schluß kommen. Dvovschewitsch spricht sein Urteil nicht aus, zwingt aber durch seine Schilderung die Leser zum Urteilen. Graf Berg spricht seinen Eindruck aus mit den Worten: „der Eindruck ist der traurigste, den ich je von einem Lande empfangen habe.“ Graf Berg hätte auf seiner Reise durch Sibirien gern eine Strecke auf der Landstraße zurückgelegt, um das Land besser kennen zu lernen. Er sei aber davor gewarnt worden, weil es der entsprungenen und entlassenen Sträflinge wegen namentlich in der Umgegend von Irkutsk zu gefährlich wäre. Davon zeugen die vielen Kreuze an der Landstraße, die überall aufgerichtet worden wären, wo ein Mord geschehen sei. Das sei auch nicht zu verwundern, da die Sträflinge nach langer Haft meist auch beim besten Willen zur Arbeit völlig unfähig geworden seien. Ähnlich lautet sein Urteil auch über Sachalin. Ich erlaube mir einige Stellen aus der Beschreibung des Grafen Berg anzuführen: „Als wir das erstmal nach Korsakowsk kamen, fuhr ein Revident mit uns auf dem Dampfschiff . . . und revidierte die Behörden. . . . Gelegentlich äußerte er: man habe sich ihm gegenüber entschuldigt, es sei nicht Nachlässigkeit, sondern Über= bürdung, wenn er oben noch 19 unsezierte Leichen vorfinde.“ Es waren alles Leichen Ermordeter! Die Mörder sind entsprungene oder an= gesiedelte Verbrecher. Während der Anwesenheit des Grafen Berg wurde ein entsprungener Verbrecher, der 40 Menschen ermordet hatte, bei einem Raubüberfalle erschossen. Weiter schildert Graf Berg: „Die Behandlung der Sträflinge hier ist mir sehr menschlich erschienen. (Anders freilich schildert Dvovschewitsch die Behandlung als eine un= menschliche. Der Verf.) . . . Das Klima verursacht ihnen durchaus keine Leiden. Diese Existenz scheint demnach derart schrecklich, daß, obgleich ich bisher der Ansicht war, daß die Todesstrafe durchaus zu meiden sei, ich sie jetzt doch für geboten halte. Ein Mörder, der

40 Menschen ermordet hat, an dem ist nichts mehr zu verwahren oder zu bessern. Am meisten erschrecke ich vor dem, was aus den Nachkommen der jetzt auf Sachalin Verbannten einst werden soll. Es gibt hier keine anderen Ansiedler als Verbrecher, welche ihre Haftzeit überlebt haben. Die Ehen, welche darauf geschlossen werden, scheinen sehr lockerer Natur zu sein, wenn der Ausdruck Ehe überhaupt zulässig ist. Die Kinder erben die nervösen Anlagen und Dispositionen ihrer Eltern und wachsen ohne Halt einer festen Familie, unter beständigem Beispiel und Gerede von Verbrechen auf, und daß diese Zucht hier in so großem Maßstabe und so rein, ganz ohne Beimischung anderer besserer Elemente vor sich geht, scheint mir mehr als bedenklich. Der Eindruck, welchen Sachalin durch die vielen Sträflinge auf jeden Reisenden macht, ist der traurigste, den ich je von einem Lande gehabt habe." Wenn ein so gründlicher und maßvoller, ja wohlwollender Beurteiler der Verhältnisse auf Sachalin, wie Graf Berg, sich so über derartige Verbrecheransiedlungen äußert, so scheint doch dadurch auch der Verschiebung nach Sachalin das Urtheil gesprochen zu sein.

Der Haupteinwand gegen die Deportation bleibt also der, daß eine Kolonie nicht gedeihen kann, solange sie Deportationsort ist. In Deutschland, wo eben die Frage in Fachreisen eifrig besprochen wird, scheint sich folgende Ansicht festzusetzen. Bevölkerte Festlandkolonien sind zur Deportation ungeeignet, 1. weil die Bewachung der Verbrecher dort fast unmöglich ist; 2. weil die Eingeborenen und freien Kolonisten zu sehr darunter leiden würden. Dagegen würden sich wenigbewohnte oder ganz unbevölkerte Inseln sehr dazu eignen. Ich möchte noch hinzufügen: Als Kolonie wird ein Deportationsort nie aufblühen können, wie man das an Sibirien und Sachalin, Bantienland und Cayenne deutlich sieht. Nur die Kolonien blühen, in welche das Mutterland möglichst gute Elemente schickt. Nordamerika ist deshalb nur ein so blühendes Land geworden, weil der Stamm der Kolonisten, die Quäker, die zu den besten Elementen Alt-Englands gehörten, waren.

So kämpfen und ringen die Staaten und Fachgelehrten noch immer nach einer befriedigenden Lösung der Probleme, welche betreffs der Bestrafung der Verbrecher zutage treten. Wohl ist die Arbeit nicht erfolglos gewesen, wohl ist man der Lösung näher gekommen, aber ganz gelöst sind die Fragen nicht, und ich füge hinzu, ganz werden sie auch nicht gelöst werden. Der Grund dafür liegt in der Unmöglichkeit,

die Motive zu jeder Übelthat klar zu erkennen, und die Gesinnungsänderung richtig zu beurteilen.

Das Problem ist ein dreifaches nach den drei Strafzwecken: Vergeltung, Schutz der Gesellschaft, Besserung.

1. Die Strafe kann nie ganz gleichmäßig gerecht verhängt werden, denn wir können nie ganz unfehlbar richtig vorauswissen, wie ein jedes einzelnes Individuum die Strafe empfindet. Der Übelstand kann nur gemildert werden.

2. Durch Freiheitsentziehung kann man zwar die Gesellschaft schützen, doch wird dadurch wiederum der Gesellschaft eine von Jahr zu Jahr wachsende Steuerlast auferlegt, um die Gefängnisse zu unterhalten. So oder so muß die Gesellschaft doch unter dem Verbrechen mit leiden. Das kann sich nicht ändern, ist auch ganz gerecht, sofern wohl ein jedes Verbrechen seinen Ursprung zwar in dem irgendwie moralisch degenerierten Willen des verbrecherischen Individuums hat, den Nährboden aber in den sozialen, ethischen und politischen Mängeln und Sünden der Gesellschaft findet, die Gesellschaft also auch eine Mitschuld trifft.

3. Besserung des Verbrechers wird wohl auf die eine Weise besser erreicht als auf die andere, aber nie wird die Diagnose auch nur mit ähnlicher Sicherheit wie die medizinische gestellt werden können: Dieser Verbrecher ist gebessert, jener kann nicht mehr gebessert werden.

Also auf keinem der drei Gebiete ist eine vollständige Lösung des Problems zu erwarten. Und doch ist das kein Unglück. Denn je tiefer die Unmöglichkeit der Lösung dieser Probleme erkannt worden ist, desto vorsichtiger werden wir auch im Urteilen und Verurteilen sein.

Und viele Mängel, denen die Strafgesetzgebung und das Gefängniswesen bis jetzt noch nicht haben abstellen können, können doch durch Mitwirkung der Gesellschaft gemildert werden. Ob aber die Gesellschaft sich an die Arbeit machen wird, das wird davon abhängen, wie wir über die Verbrecher urteilen, und wie — über uns. Ist der Mann, der für einen Diebstahl oder Mord, kurz für eine vor dem Gesetze strafbare Tat verurteilt wird, an sich schlechter als der, welcher lügt oder sonst eine unmoralische Tat vollführt, die aber vor dem Gesetze nicht strafbar ist. Wir werden die Frage mit „nein“ beantworten müssen. Vor dem Strafgesetze besteht ein klaffender Unterschied zwischen „ehrlich“ und „unehrlich“, zwischen „schuldig“ und „unschuldig“. Es gibt aber ein höheres Gesetz, das in unser Gewissen

geschrieben ist, es gibt einen höheren Gesetzgeber, vor dem der klaffende Unterschied verschwindet und wir bekennen müssen: „wir sind allzumal Sünder, und ermangeln des Ruhmes vor Gott“. Und doch, wie verschieden ist das Schicksal dessen, den das Strafgesetz verurteilt von dem Schicksal dessen, der von dem Strafgesetz als ehrlich gilt, aber von seinem Gewissen vor Gott verurteilt wird. Trotz unserer vielfachen moralischen Schwächen ja Schlechtigkeiten nehmen wir doch im Leben eine mehr oder weniger geachtete Stellung ein. Wie anders der aus der Strafhast entlassene Verbrecher. Mag er noch so tief seine Tat bereuen, mag er die besten Vorsätze haben, mag er wirklich ein besserer, ein guter Mensch geworden sein, vor der Gesellschaft bleibt er mit einem untilgbaren Makel behaftet. Er findet keine ehrliche Arbeit, die Gesellschaft stößt ihn von sich, — wo soll er bleiben? Seine Spießgesellen von früher umgeben ihn, verlocken ihn, und wenn er nicht ein außerordentlich starker Charakter ist, oder in außergewöhnlich günstige Verhältnisse gerät, ist der einmalig Bestrafte rettungslos dem Verbrecherleben verfallen.

Und doch wie falsch beurteilt man die Verbrecher, und besonders die rückfälligen; und wie hart ist man insolgedessen gegen sie. Anfangs schon habe ich darauf hingewiesen, wie schnell wir bereit sind, über jeden Verbrecher unser Urteil abzugeben. Das Aburteilen und Raisonnieren wird durch die in den meisten größeren Tageblättern weiten Raum einnehmende Rubrik „Gerichtschronik“ stark befördert. Diese Rubrik hat mehr Schaden als Nutzen gebracht. Der Nutzen könnte allenfalls darin bestehen, daß durch ausführliche Darstellung des gerichtlichen Ganges der Sache das Vertrauen zur Rechtspflege gestärkt und das Rechtsgefühl ausgebildet wird. Doch merkt man es den meisten „Gerichtschroniken“ an, daß sie diesen idealen Zweck keineswegs im Auge haben, sondern weiter nichts beabsichtigen, als dem Bedürfnis einer großen Anzahl von Lesern nach einem gewissen Nervenreiz und Gruseln bereitwilligst zu dienen. Das Schlimmste aber ist, daß durch die „Gerichtschronik“ das spießbürgerliche Pharisäertum noch bestärkt wird, das sich etwa so ausdrückt: „Wie schlecht sind doch die Menschen! Wie böse ist doch die Welt! Wie gut sind wir doch; mit den Gerichten haben wir noch nie zu tun gehabt.“ Jedenfalls liegt die Tatsache vor, daß das Urteil der Gesellschaft über Verbrecher zurzeit ein sehr schiefes ist.

Woher kommt es? Wir mischen uns in etwas ein, das unseres

Amtes nicht ist, in das juristische Gebiet des Richtens und Beurteilens, dazu haben wir aber weder das Recht noch auch das nötige juristisch gebildete Verständnis. Dabei vergessen wir, daß wir auf einem anderen Gebiete unsere Pflicht gegen die Verbrecher vernachlässigen. Wir haben als christlich-ethische Volksgemeinschaft den Verbrecher nach christlich-ethischen Grundsätzen zu beurteilen, und da ist die Brücke gefunden, welche sich dem Verbrecher bietet, um über die Kluft, die das gerichtliche Strafverfahren zwischen ihm und der Gesellschaft gegraben hat, hinüber zu kommen, um wieder ein Glied der Gesellschaft zu werden. Wo liegt die Wurzel der Schuld des Verbrechers, des Diebes oder Mörders? Darin, daß er seine Habsucht, seinen Haß, seine Leidenschaft nicht gezügelt hat. Bei uns aber finden wir dieselbe Gesinnung, Haß, Habsucht, Leidenschaft u. Die Brücke ist geschlagen, der verachtete Verbrecher ist uns ein gut Stück näher gerückt. Die Frage entsteht: Wodurch habe ich meine Leidenschaften soweit gezügelt, daß sie nicht zur verbrecherischen Tat wurden? Und kann nicht auch durch dieselben Mittel, oder durch andere, durch ähnliche dem Verbrecher geholfen werden? So wenig wie wir uns verhehlen können, daß die ethischen und sozialen Mängel und Gebrechen der Gesellschaft dazu mitgewirkt haben, den Verbrecher zu dem zu machen, was er ist, so wenig kann sich auch die Gesellschaft der Pflicht entziehen, dem Verbrecher die helfende Hand entgegenzustrecken.

Und so wird es zur dringendsten Forderung der Humanität und der christlichen Liebestätigkeit, sich der entlassenen Sträflinge anzunehmen. Es muß unbedingt erreicht werden, daß jeder Sträfling, der die Strafanstalt verläßt, sofort in eine geordnete Tätigkeit hineinkommt. Nur, indem so die Fürsorge der Gesellschaft dem Staate zu Hilfe kommt und ergänzend und helfend sich mit den Strafanstalten in Verbindung setzt, wird es gelingen, dem Ideal der Straferziehung (Besserung) näher zu kommen und der immer drohender anwachsenden Gefahr der Rückfälligkeit vorzubeugen. Bis jetzt liegt die Fürsorge für die entlassenen Sträflinge ausschließlich in der Hand der privaten Liebestätigkeit. Doch wird sich dieser Zweig der Liebesarbeit nur mit staatlicher Hilfe zu dem Baum entwickeln können, unter dem alle entlassenen Verbrecher Schutz finden. In Deutschland hat der Staat schon helfend eingegriffen, indem er den Arbeiterkolonien, in welchen auch entlassene Verbrecher Aufnahme finden, namhafte Unterstützung zuteil werden läßt. Bei uns ist nach dieser Seite hin sowohl vom

Staat als auch von seiten der Gesellschaft so gut wie gar nichts geschehen. Von den erstmalig Bestraften, namentlich von den jugendlichen Verbrechern würde der größte Teil noch gerettet werden können, wenn sie nach der Entlassung aus dem Gefängnis sofort Arbeit finden würden.

Meiner Überzeugung nach wird mehr als durch alle komplizierten Strahsysteme das Gefängniswesen entlastet und der Verbrecher gebessert werden durch Einführung der bedingten Verurteilung und durch ausgiebige Fürsorge für die entlassenen Verbrecher.

Soll aber das ideale Ziel der Strafbehandlung, die Besserung der Verbrecher, der Verwirklichung immer näher rücken, so muß das Wort des Dichters in unser aller Herzen, in weitesten Kreisen Wiederhall finden:

Eine Menschenseele finden, ist Gewinn;
 Ein schönerer Gewinn ist, sie erhalten.
 Aber der schönste und schwerste, sie, die schon
 verloren war, zu retten.



Die innere Mission im Lichte der Haustafel Pauli

von F. Hoerschelmann.

„Die Haustafel Pauli“ — wo finden wir denn die? Förmlich unter dieser Überschrift ist sie nirgends verzeichnet, aber was nach Inhalt und Bestimmung zu ihr gehört, hat der Apostel uns im 12. Kap. des Römerbriefs vor Augen gestellt. Wir finden da eine Reihe köstlicher apostolischer Aussprüche, goldene Regeln, evangelische Gebote, die in ihrer Zusammenfassung erst als christliche Haustafel angesehen und bezeichnet werden dürfen, denn den Hausgenossen Gottes gelten sie, den Haushaltern Gottes geben sie Anleitung, ihre Gaben recht zu brauchen, ihren Aufgaben nach dem Willen Gottes nachzukommen und damit das Haus Gottes zu bauen, es auszubauen in die Welt, es hineinzubauen in die Herzen und sich selbst dem Herrn zu erbauen zu einer Behausung Gottes im Geist.

Wo aber ist denn in dieser Haustafel von der inneren Mission die Rede? Unter diesem Namen freilich nirgends. Denn der Name ist ja erst seit 50 Jahren in Gebrauch. Von der Sache aber, die mit diesem Namen genannt wird, handeln viele der hier verzeichneten evangelischen Gebote.

Und indem wir nun die innere Mission in das Licht der Haustafel Pauli stellen, wollen wir zusehen, was sie uns über die Arbeiter, über die Arbeitsgebiete und über den Geist und Sinn, in denen die Arbeit der inneren Mission geschehen soll, an Lehren und Weisungen gibt.

Den Arbeitern gilt zunächst das Wort B. 7: „Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amts.“ Denn unter dem Amt versteht Paulus nach dem Wortlaut des von ihm gebrauchten Ausdruckes das Amt der Gemeindeglieder oder Diakonen, wie sie zuerst in

der Gemeinde zu Jerusalem und dann auch in den übrigen apostolischen Gemeinden dazu berufen waren, einmal den Bedürftigen leibliche Pflege zu bieten und äußere Handreichung zu tun, „zu Tische zu dienen“ dann aber auch sich seelsorgerisch ihrer anzunehmen und sie durch Darbietung des Wortes in geistliche Pflege zu nehmen. Darin sollte das Amt der Diakonie bestehen, wie es in den ältesten Gemeinden eingerichtet war. Indem aber die Apostel dieses Amt stifteten, hatten sie nicht die Absicht und war es nicht der Wille des Herrn, es in eine feste für alle Zeiten gültige äußere Form zu prägen, sondern es ist der christlichen Gemeinde anheimgegeben worden, in den verschiedenen Zeiten je nach den vorhandenen Bedürfnissen und den obwaltenden Verhältnissen dem christlichen Helferamt diejenige Gestalt zu geben und die Mittel und Kräfte in Anwendung zu bringen, durch welche der dabei verfolgte Zweck in der geeignetsten Weise erreicht wird. Eine Zeitlang waren es die Diakonen, die den ihnen befohlenen Liebesdienst an den Notleidenden übten. Dann nahmen die Bischöfe die Armenpflege in ihre Hand und zogen besondere Verwaltungsbeamte mit in ihren Dienst. Dann wurden Anstalten ins Leben gerufen, in denen Kranke, Arme, Pilger und Fremde Aufnahme, Nahrung und Pflege fanden. Im Mittelalter waren es vielfach Vereine und Genossenschaften, die sich zu Werken der Barmherzigkeit und Übung der Seelsorge zusammenschloßen. In der Reformationszeit traten wieder mehr einzelne Personen, wie Kirchenälteste und Armenpfleger in den Vordergrund. Und blicken wir in die Gegenwart, so finden wir all diese Formen und Mittel der christlichen Liebestätigkeit in großer Fülle und Mannigfaltigkeit vertreten. Wir begegnen Anstalten für Pflege von Leidenden aller Art, unzähligen Vereinen der erbarmenden, hilfereichenden Liebe und in ihnen, wie neben ihnen einem ganzen Heer von Einzelarbeitern, die teils als amtlich angestellte, teils als frei dienende Helfer vielfach auch den altkirchlichen Namen der Diakonen und Diakonissen tragen. Alle diese Kräfte und Gestaltungen der Liebespflege sind dem Keime entsprossen, der in der Diakonie der apostolischen Kirche in die Gemeinde gesenkt ward, und werden von den Lebenskräften genährt, die der Geist Gottes der Christengemeinde zuführt. Diese Arbeiter aber, im Dienste der erbarmenden Liebe, hat der Apostel im Auge, wenn er zuerst von dem Amt der Diakonie im allgemeinen redet und dann noch speziell die einzelnen erwähnt, welche an ihren Brüdern Barmherzigkeit üben. Besonders wichtig aber ist es, daß er sich auch an die ganze Gemeinde

und jedes ihrer Glieder wendet, die durch das Überbringen ihrer Gaben das gemeinsame Werk zu fördern berufen sind, denn die Gemeinde ist der Boden, in dem das gesamte Liebeswerk wurzelt, aus dem es hervormächst und seine Nahrung zieht. Stehen die Armen und Elenden als die leidenden Glieder der Gemeinde da, die sie zu tragen und zu pflegen hat, so sind die Arbeiter und Helfer ihre Organe, ihre Augen, durch die sie das Elend erspähen, ihre Ohren, durch die der Notschrei der Hilfsbedürftigen zu ihr dringt, und die Hände, die sie ihnen zur Hilfe und Pflege entgegenstreckt. Und fragen wir nun nach den Arbeitsgebieten, auf denen sich die Liebespflege der Gemeinde und ihrer Helfer zu betätigen hat, so sind uns in den Worten B. 13 „Nehmet euch der der Heiligen Notdurft an. Herberget gern“ die zwei Hauptgebiete genannt, auf die sich die christliche Liebesarbeit bezieht. In der apostolischen Kirche waren es einmal die innerhalb der Gemeinde befindlichen Brüder und dann die von außen an sie herantretenden Christen, welche ihre Hilfe in Anspruch nahmen. Heutzutage werden wir den Unterschied dieser beiden Gruppen wesentlich darin zu suchen haben, daß die einen noch innerlich zu der Gemeinde gehören, die anderen ihr entfremdet und von ihr abgewandt sind. Den ersteren, die noch in der Gemeinschaft oder wenigstens in dem Verbande der Kirche stehen, wird, wenn sie als Kranke, Arme, Eltern-, Obdach- oder Arbeitslose leiblich notleiden, die ihnen erforderliche Hilfe zuteil werden müssen. Wo sie in sittlicher Gefahr schweben oder solcher Gefahr bereits erlegen sind, werden sie in Vereinen und Anstalten der helfenden, bewahrenden und rettenden Liebe die nötige Pflege zu finden haben. Wo sie dagegen an geistlicher Nahrung darben, wird ihnen durch Verbreitung von Bibeln und Erbauungsschriften oder durch mündliche Verkündigung des Wortes das ihnen Mangelnde dargeboten werden müssen. Viel schwieriger ist die Aufgabe denen gegenüber, die als Entkirchlichte und Entchristlichte die Mittel und Stätten der Gemeindeerbauung meiden und die Diener des Amtes und Wortes von sich fern halten. Da muß dann zu besonderen Mitteln und Kräften gegriffen, müssen außerordentliche Wege eingeschlagen und außerkirchliche Lokale benützt werden, muß auch den Reden und Ansprachen ein von der Predigt sich unterscheidender Charakter gegeben werden, um die dem Glauben und der Kirche Entfremdeten zu erreichen, sie aus ihrem geistlichen Tode zu erwecken und sie womöglich zum Glauben und zur christlichen Gemeinschaft wieder zurückzuführen. Die verzweifelten Zu-

stände solcher in das moderne Heidentum versunkener Seelen und das mit ihnen meist Hand in Hand gehende sittliche und leibliche Elend waren es, die Wichern vor 50 Jahren der evangelischen Christenheit vorhielt, sie an ihre schweren Versäumnisse erinnerte und in der Kraft Gottes in vielen Herzen ein Feuer entzündete, das zum Eifer in der Inangriffnahme und Pflege des Rettungswerkes trieb, welches wir die innere Mission nennen und das auch heute noch in den Reihen der der Kirche und dem Christentum völlig Entfremdeten mit Recht diesen Namen trägt.

Haben wir im vorstehenden die Hauptgebiete der Liebesarbeit der Gemeinde umschrieben, so ist nur noch zu bemerken, daß die Grenzen derselben vielfach flüchtige sind und wie die geistliche, sittliche und geistige Not meist ineinander übergehen, so auch die ihr zu gewährende Hilfe die mannigfaltigen vorliegenden Schäden im Auge zu behalten hat.

Wenden wir uns nun der Frage nach dem Geiste und Sinne zu, in dem die Liebesarbeit zu geschehen hat, so deutet der Apostel auf denselben zunächst mit den Worten hin „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes“ oder genauer, so werde er allzeit in dem Amte erfunden, d. h. er lege sein Herz, seine Liebe, seinen Eifer in das Amt, bewege sich mit seinen Gedanken und Bestrebungen, seinem Sinnen und Trachten in seinem Amte, stelle seine Gaben, seine Zeit und Kraft in den Dienst des Amtes. Einen weiteren Kreis noch umschreibt seine Mahnung, wenn er sich an die Gebenden wendet.

Denn, wie wir schon oben sahen, richtet sich dieses Wort an die ganze Gemeinde. Ist sie der Leib, dem die leidenden Glieder angehören, und sind die Arbeiter und Helfer die Augen, Ohren und Hände der Gemeinde, so soll dies Elend, nachdem sie durch ihre Organe Kunde empfangen, auch die Herzen der Gemeindeglieder zu Mitleid und Erbarmen bewegen und sie dazu treiben, um auch das Werk, das in ihrer Mitte geübt wird, auf ihren Herzen zu tragen und es mit den dazu erforderlichen Mitteln zu fördern.

„Gibt jemand,“ so mahnt der Apostel B. 8, „so gebe er einfüßiglich“, d. h. mit lauterem wahrhaftigem Sinne. Er sehe dabei nur auf den Herrn, in dessen Namen das Werk geschieht und auf die leidenden Brüder, an denen es getan wird, und schiele nicht rechts und links auf diejenigen, von denen er etwa Anerkennung und Ehre für sich erwartet. Und schreitet er vom Geben zum Tun fort und tritt in die Reihe der eigentlichen Arbeiter und Helfer ein, so gilt ihm die

Mahnung: „Übet jemand Barmherzigkeit, so tue er es mit Lust.“ Bei der Liebesarbeit an den Elenden gilt es manch sauren Weg zu gehen, manch schweres Opfer zu bringen, viel Selbstverleugnung zu üben.

Wie aber gelangen wir dazu, daß die rauhen Wege eben, die schweren Opfer leicht werden, daß uns die Last zur Lust werde? Es gibt nur einen Weg, der dahin führt, und auf ihn weist der Apostel in folgendem hin: B. 9 „Es ist die Liebe.“ Diese ist die Wundermacht, die das sonst Unmögliche bewirkt. Ohne sie ist alles Tun nur eine äußere, ob auch noch so vielgeschäftige Werkerei, alles Reden ein falsches Wortgeklingel, alles Opfern ein eitles Gepränge. Die Liebe ist die Seele aller Barmherzigkeitsübung, die Kraft alles Helferdienstes, die Weihe jeglicher Diafonie. Wo aber liegt die Quelle dieser alles beseelenden, tragenden und verklärenden Kraft? Einzig und allein in Dem, dessen erbarmende Liebe wir zuerst erfahren haben müßten, um dann auch erbarmende Liebe zu üben, der uns zuerst in unserem Blute am Wege liegen gesehen und auf seine Arme genommen und in seine Herberge gebracht haben muß, damit wir von ihm gepflegt, auch andere in seinem Namen pflegen können. Dann allein werden wir rechte Samariterdienste zu tun vermögen. Dann werden die, welche sie erfahren, es auch spüren, daß es der König der Barmherzigkeit ist, in dessen Kraft sie geschehen, ihr Herz ihm öffnen und sich zu ihm ziehen lassen. Dann werden auch wir selbst es inne werden, daß das, was wir ihnen tun, nur ein Erweis der dankbaren Liebe zu unserem gnadenreichen Herrn ist und er selbst bezeugt es uns dann, indem er spricht: „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.“

Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, sie ist auch die Erfüllung all der evangelischen Gebote, die Pauli Haustafel uns vorhält. Sie ist die Seele aller christlichen Diafonie, die Triebkraft der inneren Mission. Darum ist der Aufruf, der aus allen Schriften und Werken derselben an uns ergeht, uns die Losung, zu der wir als ihre Mitarbeiter und Förderer uns vereinen, in die zwei Worte gefaßt: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“ und „Hat uns Gott also geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben“.



Ein Versuch zur lebensvolleren Ausgestaltung der Gemeinde

von Oskar Schabert, Pastor der deutschen St. Gertrudgemeinde in Riga.

Die Frage: Wie gewinnen wir lebensvolle Gemeinden? ist und bleibt bedeutsam, denn sie bildet die ständige Vorfrage zur Lösung vieler kirchlicher, sozialer und anderer Fragen. Auch für die Innere Mission ist sie bedeutsam, denn jede Arbeit derselben steht und fällt mit der lebendigen Persönlichkeit, diese kann aber nur von der Gemeinde, dem Mutterboden aller Gaben und Kräfte, gestellt werden. Diesen Boden gilt es ertragfähig machen.

Die Arbeit des Pastors an der lebensvollen Ausgestaltung der Gemeinde kann naturgemäß verschieden dargestellt werden; aus naheliegenden Gründen will ich unter dem Titel: „Ein Versuch zur lebensvolleren Ausgestaltung der Gemeinde“ meine Arbeit in meiner Gemeinde zu skizzieren suchen. Ich bin mir bewußt: meine Arbeit ist nur ein unfertiger Versuch, ich hoffe aber, weil ich bei der Darstellung derselben nur Konkretes bieten will, daß dasselbe, wenn vielleicht auch nicht immer belehrt, so dann doch zum Widerspruch reizt und auch so Frucht schaffen kann.

Als vor bald zehn Jahren Gott mir das Amt in der Gemeinde gab, bestand diese aus ca. 6000 Seelen, die fast über die ganze mehr als 300 000 Einwohner zählende Stadt zerstreut waren. Mein Amtsvorgänger war ein Prediger des reinen Wortes gewesen, und war sich seiner Amtswürde voll bewußt; er war eine würdige, ja vornehme Pastorenerscheinung. Er hatte in seiner Amtsjugend mancherlei in der Gemeinde geschaffen, z. B. eine gut, wenn auch etwas bürokratisch organisierte Armenpflege; durch ihn entstand auch ein blühendes Schulwesen u. Mit zunehmendem Alter des Pastors, mit dem Sinken der treibenden Kraft erlahmte die Mitarbeit der Gemeinde — bis aufs

Schulwesen schließ alles ein. Viele der gebildeteren und wohlhabenderen Gemeindeglieder verließen die Gemeinde, denn unseren Gemeindegliedern fehlt's vielfach noch an der zarten Liebe, auch alte schwache Pastoren zu tragen. Die nach dem Tode folgende Vakanzzeit — sie dauerte fast ein Jahr — machte tabula rasa, so daß, als ich ins Amt kam, kein organisiertes Gemeindeleben mehr vorhanden war. Ich fand ein „Predigtpublikum“, das in den Kirchenbüchern verzeichnet stand, das sich größtenteils lau zum Wort und Sakrament hielt. Wenn nun nach bald zehnjähriger Arbeit das Gemeindechaos sich allmählich in einen Gemeindefosmos auszugestalten beginnt, so ist die Frage berechtigt: Welche Mittel wurden angewandt, Leben in der Gemeinde zu wecken? Die getane Arbeit möchte ich in das Licht von drei Sprüchen aus dem Neuen Testament stellen:

I. Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen.
(Kol. 3, 16.)

Vater Luther hat diesen Spruch also ausgelegt: In der Gemeinde soll Gottes Wort „nicht als ein Gast herbergen, sondern wohnhaft bleiben und nimmermehr von ihr kommen“. Soll Gottes Wort „wohnhaft“ bleiben, muß es fleißig ausgeteilt werden, dazu ist vor allem die Seelsorge nötig, die ja die beste Gelegenheit bietet, das Wort ins Herz zu senken, daß es darin wohne. Ich habe sie zu üben gesucht — so viel ich es verstand — habe mich auch nicht gescheut aggressiv vorzugehen. Freilich, ein Großstadtpastor, der zugleich noch Standesbeamter sein muß, kann bei dem Worte „Einzelseelsorge“ nur ein Kyrie eleison beten. Ein etwas besseres Gewissen habe ich beim Austeilen des Wortes durch die Predigt; ich predigte in den Hauptgottesdiensten nicht als ob „es“ predigt, sondern „ich“ suchte zu predigen, war dabei bestrebt so zu predigen, daß alles „per Du“ ginge, damit es nicht nach Bengels Wort „perdu“ ginge. Wenn's von den Beroensern heißt „sie forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte“, so erscheint mir dieses Nachforschen in der Tat notwendig, um persönlich bleibenden Gewinn von der Predigt zu haben; demgemäß habe ich darauf gedrungen, daß die Glieder der Gemeinde den Predigttext aus der mitgenommenen Schrift mitlesen, was namentlich bei unbekannteren und längeren Texten mir unerläßlich scheint, sollen die Gemeindeglieder nicht nur eine sogenannte „schöne Predigt“ anhören, sondern der Auslegung des Wortes in der Predigt folgen und sie verstehen. Ich kann

mit Freude konstatieren, die Zahl derer, die das Neue Testament mitnehmen, wächst, wenn auch sehr langsam, so doch stetig; und die, die es einmal mitgenommen, lassen es nimmer zu Hause. Ferner habe ich, um das Nachforschen zu ermöglichen, nach den Gottesdiensten Nachbesprechungen eingeführt, bei denen der Predigttext besprochen wird; hierbei werden Einleitungs- und Textfragen erörtert, Fragen beantwortet; hier hat jeder die Möglichkeit, den Pastor „auf seine Rede zu stellen“, was ja angeblich so sehr ersehnt wird, wozu aber tatsächlich, soweit ich es in diesen Jahren beurteilen kann, nur ein geringes Bedürfnis vorliegt. 50—75 Gemeindeglieder nehmen an diesen Nachbesprechungen regelmäßig teil, darunter ca. 5—7 Männer, 5—20 Personen sind jedesmal neue Erscheinungen, von denen etliche bleiben; sektiererische Elemente, die sich anfangs die Nachbesprechungen zu ihrem Fischteich auserkoren, verschwanden bald, als ihnen gesagt wurde, sie dürften wohl als Fragende und Suchende kommen, müßten sich aber des Lehrens enthalten, dazu hätten sie nicht das Amt.

Damit das Wort Gottes reichlich in der Gemeinde wohne, wurden Wochen-Gottesdienste gehalten, so in der Adventszeit (Behandlung der alttestamentlichen Weissagungen, wechselnd mit Lukas 1), in der Epiphaniastzeit (Missionsstunden) und endlich Passionsgottesdienste. In der festlosen Zeit sind Vorträge gehalten: über die Ehe, das Haus, die Kindererziehung, kurz, über Fragen des sittlichen Lebens.

Endlich ist das Wort verkündet in außergottesdienstlicher Form — zum Pastor im Hausrock kommt mancher leichter, als zum Pastor im Talar — so ist's nun einmal. Es werden in außergottesdienstlicher Form Bibellesestunden gehalten, dreimal im Jahr, in Form von Kursen zu je einer Stunde, während der bei uns je sechs Wochen dauernden drei Konfirmandenlehren. Sie haben den Zweck, die Konfirmanden (gewöhnliches Alter 17 Jahre), deren Eltern und Verwandte, auch jedes andere Gemeindeglied zu lehren, das Wort Gottes sich selbst zur Erbauung zu lesen; angewandt wird die uralte Regel: Die Bibel erklärt sich am besten durch die Bibel. Es ist ja schier unglaublich, welche Unkenntnis der Heiligen Schrift, selbst bei den besten Gemeindegliedern, oft zu finden ist. Was soll aber aus der evangelischen Kirche werden, wenn den Gliedern derselben die Bibel ein Buch mit sieben Siegeln ist?

In kursorischer Weise sind gelesen: die Bergpredigt, die Briefe, oder die Weissagungen, wie sie in den Propheten, den Psalmen, den Evan-

gelien, den Briefen, der Offenbarung enthalten sind. Es wurde die Benutzung der Parallelstellen zur Gewinnung biblischer Begriffe gelehrt; Einleitungsfragen werden aus der Schrift zu beantworten gesucht, wie etwa: In welchem Anlaß schrieb solches der Verfasser, wann, wo schrieb er? Es wurde zu lehren gesucht, wie das Wort der Schrift als ewige Wahrheit auch auf uns und unsere Zeit Anwendung finde, daß die Bibel das erhabenste und interessanteste, bildendste Buch ist, das den Stempel göttlichen Geistes an sich trägt, und stets zum treuen, betenden Lesen gemahnt. Vor allem aber bestrebten wir uns, die Gebetsgedanken aus dem Schriftwort herauszufinden, damit das Herzensgebet gelernt werde.

Daß das Wort reichlich unter uns wohne, dafür zu sorgen bietet sich vorzügliche Gelegenheit bei den Kasualien; bei diesen Anlässen suche ich, da ja fast immer in der Großstadt Unkirchliche als Gäste zugegen sind, evangelisatorisch zu reden, worunter ich die „erweckliche Wortverkündigung verstehe, welche die der Kirche Entfremdeten Christo und der Kirche zuzuführen sucht“. Denn wo findet sich ungesucht eine günstigere Gelegenheit, den Entkirchlichten die alten Wahrheiten zu bezeugen, als bei den Kasualien?

Bei der Taufe suche ich die Notwendigkeit der Wiedergeburt, das Wunder der Taufgnade, die Herrlichkeit des neuen Lebens mit Gott zu bezeugen, und andererseits die Trostlosigkeit der Nichtwiedergeborenen, der Halben, gar der Fleischlichen zu zeigen.

Bei der Trauung ergibt es sich von selbst, von der Notwendigkeit des Lebens in der Heiligung zu reden; ohne Gott keine Ehe; wehe, wo der Herr nicht das Haus baut; wo kein Bethaus, da wird eine Mördergrube drauß, wie die große Zahl der elenden Ehen es beweist, und auf Herz und Gewissen wird sonderlich bei der Brautlehre die Frage gelegt: habt ihr schon gemeinsam gebetet, wollt ihr Hauspriester und Hausgemeinde sein?

Bei Beerdigungen können wir nichts anderes, als den einzigen Trost- und Hoffnungsgrund bekennen: die Auferstehung der Toten, alles andere ist doch in Vergleich mit diesem Grunde nichts, oder schlimmer Schein. Hier bietet sich die beste Gelegenheit evangelisatorischer Verkündigung des Wortes von Sünde und Gericht, Gnade und ewigem Leben, zumal gerade bei Beerdigungen Menschen zusammenströmen, die vielfach nie unter den Schall des Wortes Gottes

kommen; auch finden sich bei Beerdigungen meist Zuhörer ein, die durch den Ernst des Todes mehr oder weniger ernst gestimmt sind.

Was für die Kasualien im allgemeinen, das gilt für die Konfirmationslehre im besonderen; ich sehe die Hauptaufgabe derselben nicht in der Mitteilung einer populären Darstellung der Dogmatik — Luther hat auch nur einzelne „Hauptstücke“ in seinem Katechismus gegeben — auch nicht in dem Erlernen eines gewissen Lernstoffes, den muß der Konfirmand schon zur Lehre mitbringen (wenigstens ist es so bei uns geordnet), sondern auch hier sehe ich meine Aufgabe als eine evangelisatorische an — wobei selbstverständlich alles methodistische Treiben ausgeschlossen bleiben muß. Mein Bestreben ist dahin gegangen, die frohe Botschaft, daß wir Sünder durch Gnade und Glauben selig werden, jedem Kinde persönlich möglichst nahe zu bringen, andererseits wurde jedes Kind auf die Verpflichtung hingewiesen, ein Leben der Heiligung in Gemeinschaft mit Christo zu führen; ich suche den Jünglingen und Jungfrauen zu zeigen, daß, wenn sie solches tun, sie nicht nur für sich Segen empfangen, sondern auch der Gemeinde zum Segen werden, wie denn andererseits ein Leben ohne Heiligung dem einzelnen und durch ihn der Gemeinde zum Fluche wird.

Diese enge Zusammengehörigkeit des einzelnen Gliedes mit der Gemeinde betone ich auch bei der Taufe und bei der Trauung, da läßt es sich leicht zeigen, wie je nach der Erziehung des Kindes resp. Führung des Hausstandes Segen oder Fluch dem einzelnen und durch sie der Gemeinde zuteil wird. Stets wird bei diesen Gelegenheiten gebetet: laß das Kind wachsen — laß das Haus sich entfalten — zum Segen der Gemeinde.

So soll ein jeder lernen sich als organisches Glied der Gemeinde zu begreifen, das dazu berufen ist, die Gemeinde zu erbauen. Aus der Zugehörigkeit zur Gemeinde erwachsen dem einzelnen Pflichten gegen die Gemeinde, daß diese treu erfüllt werden, mahnt das Wort:

II. Dienet einander ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat. (1. Petr. 4, 10.)

Hat der Herr selbst als letztes Beispiel aus seinen Erdentagen sich die Schürze umgebunden, um den Jüngern zu dienen, so tat er es ja, damit wir lernen zu tun, wie er getan. Wie mannigfachen Dienst verlangt die Gemeinde, wie viel Kräfte sind aber auch in der Gemeinde, die noch schlummern und nur warten geweckt zu werden — und sie

sind dankbar, wenn man sie in die Arbeit stellt, denn Dienen bringt Freude, selbstloses Dienen schafft Befriedigung. Es gilt nur die Arbeitsfrage zu lösen, die auch auf dem kirchlichen Gebiet vielfach darin besteht, daß es an Arbeitsgelegenheit zu fehlen scheint. Der Schein soll uns nicht täuschen — Arbeitsgelegenheit ist in jeder größeren Gemeinde die Fülle, man soll nur die Betätigungsmöglichkeit schaffen, wobei natürlich die Arbeit nicht Selbstzweck sein darf, sondern nur ein Mittel dem Hauptzweck zu dienen: der Not zu steuern. Die Nöte wachsen, sie werden komplizierter, ungeahnte Tiefen der Not entdeckt das Auge, wenn es erst liebevoll suchend in die Schlupfwinkel der Nöte hineinzuschauen sich bestrebt. Ehe geordnete Ämter in der Gemeinde geschaffen werden, die an der Abstellung der Nöte zu arbeiten haben, müssen die Freiwilligen vor, um das „Elend zu trösten“. Der Ruf: „Freiwillige vor“, darf nicht verstummen. Es taugt ja nicht, daß wir Pastoren so hundertfach zu Tische dienen und oft in Vielgeschäftigkeit unsere beste Kraft verzehren, wir haben nicht das Wirken in der Gemeinde gepachtet — die evangelische Kirche darf und will keine Pastorenkirche sein, sondern eine Gemeindefirche, der Gemeinde aber hat der Herr Gaben (*χαρίσματα*) ohne Ende gegeben, um der Not ohne Ende zu wehren. Das Pflichtbewußtsein muß geweckt werden, daß jeder zu dienen hat mit der Gabe, die er empfangen. Dienst, ein klein Stücklein Dienst, sollte jedes Glied in der Gemeinde tun, denn Gott hat jedem seine Gabe gegeben.

Ich habe gesucht, bei den Konfirmanden anfangend, ein jedes Glied der Gemeinde darauf anzusehen — wo kann es dienen, womit kann es dienen. Wenn ich nach jahrelangem Suchen ca. 100 Menschen in der Gemeinde gefunden, die frei sich in diesen und jenen Dienst in der Gemeinde gestellt und ihn mehr oder weniger willig ausführen — so ist das sicherlich nur der Anfang — aber Gott sei Dank, ich habe die Erfahrung machen dürfen: Gott hat uns nie an Personen Mangel leiden lassen, wenn es galt, eine Arbeit in der Gemeinde zu tun. Wenn man die Not sieht, sie Gott klagt und sagt, so sendet Gott auch den rechten Menschen, der gerade dieser Not abzuhelpen vermag.

Wenn ich stets danach ausgeschaut: wer kann in der Gemeinde helfen, so habe ich besonders auch mein Augenmerk zu richten gesucht auf die Männer. Ist die Zahl der allezeit hilfsbereiten Männer auch zurzeit nur ca. 20, so bin ich auch dafür dankbar. Männer müssen in den Dienst der Gemeinde treten, soll unsere Kirche nicht immer mehr

Weiberkirche werden. In der Armenpflege, im Kindergottesdienst, im Chorsingen und wo es sonst nötig sei, müssen Männer mitwirken, soll die Arbeit nicht einseitig werden. Männer zu gewinnen können wir aber nur hoffen, wenn wir mit allen Kräften bestrebt sind, die, wenn ich so sagen darf, passive Art unseres Christentums in eine aktive zu verwandeln. Dem Weibe genügt vielfach das passive Verhalten, der Mann verlangt Aktivität. Zu solcher Aktivität rechne ich: das Mitsprechen des Glaubensbekenntnisses, das Mitlesen in der Heiligen Schrift, das gemeinsame Reden über Fragen christlichen Lebens, die Möglichkeit der Anteilnahme an den Arbeiten in der Gemeinde usw. Suchen wir den Männern solche Aktivität zu schaffen, dann können wir hoffen, sie auch eher zu gewinnen. Und, gottlob, es gibt in den tausendköpfigen Gemeinden noch Männer genug, die sich gewinnen lassen, die auch ideale Gemeindegarbeit ohne Lohn willig und gern treiben. Weil wir aber aus der Erfahrung wissen, welch ein Segen den Arbeitern gerade aus dieser Arbeit erwächst, so ist es nicht nur unser Recht, sondern unsere Pflicht, unter Männern und Frauen zu werben, daß jeder und jede mit der Gabe diene, die Gott gegeben.

In welcher Weise in der Gemeinde gearbeitet wird und wie die einzelnen Gaben verwandt werden, soll im folgenden Abschnitt berichtet werden, hier sollte nur im allgemeinen erinnert werden, daß, wer eine Gabe von Gott empfangen, auch von Gott in die Arbeit geschickt wird, seine Aufgaben zu lösen. Das genannte Wort Petri kommt in der Gemeinde am allgemeinsten zum Ausdruck in der Beteiligung an der Kollekte. Der alte Vater v. Bodenschwingh sagt: jede Predigt muß drei Teile haben: I. die Auslegung, II. die Anwendung, III. die sich daraus ergebende Aufforderung zur Kollekte — denn, sagt er: „Unser Volk dürstet nach Kollekten.“ In meiner Gemeinde ist's Regel seit Jahren: kein Gottesdienst ohne Kollekte — und die Kollektenhöhe ist gestiegen von 1600 auf 4100 Rubel. Die Gemeinde ist allerdings auch gewachsen (jetzt ca. 10 000), wenn auch lange nicht in dem Maße wie der Kollektenertrag. Ich habe bei keinem Gemeindegliede über die Kollekten seufzen gehört und kann meiner größtenteils aus Handwerkern bestehenden Gemeinde nur das Ehrenzeugnis ausstellen: sie gibt willig und gern — sie hält an im Geben. Damit recht gegeben werde, muß auch recht gebeten werden — nicht schüchtern und verschämt, sondern man soll sich bewußt bleiben: ich muß bitten — die Gemeinde muß geben, ich muß dazu klar und ausführlich die Nöte schildern, deren Ab-

hilfe die Kollekte gilt; die Herzen müssen zum Geben erwärmt werden, dann öffnen sich die Hände. Zum Geben muß die Gemeinde erzogen werden, deshalb soll mit den Kindern im Kindergottesdienst begonnen werden. Dort wird für die Mission gesammelt, und wenn die Missionsbüchsen geleert werden, sind's im Jahre 120 und mehr Rubel gewesen. Der Schlußstein im Kollektenwesen unserer Gemeinde wurde gelegt durch die freiwillige Selbstbesteuerung zum Besten des Kirchenwesens,*) zu der sich immer mehr Gemeindeglieder entschließen, und die von dem Kirchenrat vollste Billigung erfahren.

Dienet einander, das muß gepredigt werden, um Gaben und Kräfte zu gewinnen, denn beides haben wir nötig, sowohl für die Arbeit in der Gemeinde, als auch für die Arbeit der innern und äußeren Mission. Um aber die Gemeinde willig zu machen zu solchem Dienen, um das Schlafende aufzuwecken, das Schwache zu stärken, gilt's auch alle Mittel anwenden, die Gott uns neben seinem ewigen Wort und Sakrament gegeben. Die Schrift sagt:

III. Alles ist euer. (1. Kor. 3, 22.)

So die Buchdruckerkunst. Neben der Verteilung der „sonntäglichen Predigt“ für alte und schwache Gemeindeglieder, die daheim bleiben, neben dem Vertrieb des „Nachbar“, diverser Berichte und Flugblätter, lege ich besonderen Wert auf die Drucksachen „aus der Gemeinde — für die Gemeinde“. Mir fiel anfangs das Schreiben zum Druck schwer, denn was ein rechter Balte ist, fürchtet fast nichts so sehr, als die Druckerchwärze, auch hielt und halte ich nicht viel von meinen Fähigkeiten, war doch meine Durchschnittsnummer für deutschen Aufsatz im Gymnasium nur „ziemlich gut“ gewesen, doch zwangen mich die eigenartigen Verhältnisse meiner Gemeinde, für den Druck zu schreiben.

Die Gertrudkirche dient der deutschen und lettischen Gemeinde. Sonntags wird vormittags und nachmittags abwechselnd der Gottesdienst der beiden Gemeinden gehalten. Damit nun jedermann weiß, wann die Gottesdienste stattfinden, mußten zum Beginn des Jahres „Gottesdienstverzeichnisse“ herausgegeben werden. So tat ich's im ersten Jahre. Im zweiten Jahre schrieb ich, da noch Raum auf dem Blatte, einige Ankündigungen und einen mahnenden Spruch dazu — im folgenden Jahre

*) Eine offizielle Kirchensteuer darf nicht erhoben werden und hatte die Kirche bisher nur Einkünfte aus den „Gebühren“.

benutzte ich die Rückseite des Blattes und gab einen kurzen Bericht über die Gemeindefürsorge. So wuchsen die Mitteilungen und Anzeigen, es entsteht nun jährlich eine kleine Broschüre von zirka 1½ Bogen — auch Bilderschmuck ist hinzugetreten. Im letzten Jahre wurden 1200 Exemplare gegen freiwillige Gaben abgesetzt; der Überschuss kam der Gemeindefürsorge zugute. In ähnlicher Weise werden Berichte und Anzeigen für den Kindergottesdienst hergestellt, die Kinder wissen dadurch, wann nach den Ferien die regelmäßigen Gottesdienste beginnen, lesen, was ihre Kollekte erbracht und lesen dieses und jenes mahnende Wort, das meist aus dem Helferkreise stammt, denn auch da sind viele Gaben. Um nun auf die „Gottesdienstverzeichnisse“ für die Erwachsenen zurückzukommen: wieviel gibt's da zu schreiben, was sich in der Predigt nicht sagen läßt, und was in die sonntäglichen Ankündigungen nicht hineinpaßt, oder was endlich der Gemeinde nachdrücklichst eingepreßt werden soll. Hier sind erörtert worden: Fragen der Liturgie, des kirchlichen Zustandes, der Patenpflicht, des Kirchenschmuckes, der Armenfürsorge, hier ist geschrieben über den Wert der Holzpantoffeln und über den Unwert des Alkohols usw. — und endlich wird in jedem Jahre aus der Geschichte unseres alten Kirchenwesens, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, erzählt, denn alles ist euer, das gilt auch von der

Geschichte. Wie bildend ist die Geschichte, auch die Lokalgeschichte, wie interessiert es die Gemeinde, im Gemeindebericht gedruckt zu lesen, warum die Kirche St. Gertrudkirche genannt, was für Schicksale sie gehabt, wie die alte Kirche in den wilden Kriegzeiten verbrannt, wie die neue entstand, wer die alten Prediger waren, daß ein Herder auf der Gertrudkanzel gestanden, daß in alter Zeit die Kirche Pauken und Trompeten besessen und die Schule nach dem rauhen nordischen Kriege einen Lehrer gehabt, der nicht richtig zu schreiben verstanden, wie die kirchlichen Verhältnisse in der Stadt früher gewesen usw. Wer lernt, wie alles geworden, der lernt das Gewordene verstehen, lieben und schätzen. Ist das für unsere nivellierende Zeit nicht erst recht notwendig? Sonderlich, wenn die Fluten so stark an unsere Kirchenwände schlagen, da ist die Kenntnis der Geschichte der Kirche ein fester Damm.

Wie die Geschichte der eigenen Kirche, so soll auch das Verständnis der allgemeinen Kirchengeschichte der Gemeinde vermittelt werden, und zwar vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Fernen, vom Kleinen zum Großen fortschreitend. Dazu sind die Feste sehr geeignet,

ich hab's immer mit dem Wandsbeker Boten gehalten, der hat gesagt: „Laß kein Fest ungefeiert, das du mit dem Schein des Rechtes an dich bringen kannst.“ So feiern wir jährlich das Reformationsfest am 18. (31.) Oktober um 10 Uhr morgens, und die Kirche ist dicht besetzt. Es wird von Luthers Leben und von seinem Werk erzählt, aber immer ausgehend von spezifisch Rigaschen Verhältnissen, die der Gemeinde am nächsten liegen, auch habe ich, um die Gemeinde mit Luthers Schriften bekannt zu machen, die interessantesten Sendschreiben Luthers an Riga und Livland verlesen, von denen ausgehend ich seine größeren Werke dem Verständnis der Gemeinde nahe zu bringen suchte. Melancthons 400 jähriger Geburtstag bot Gelegenheit, über diesen treuen Helfer Luthers zu reden. Um den Rigaschen Reformator Andreas Knopfen der Gemeinde bekannt zu machen, wurde die Wiederkehr des Tages benutzt, da er vor 375 Jahren vom Rat als erster evangelischer Prediger Rigas berufen wurde. Auch aus späterer Zeit habe ich der Gemeinde erzählt, so einmal fortlaufend von Hermann Samson, diesem starken Fels evangelischen Glaubens in der Zeit der Gegenreformation. — Die Geschichte ist nun einmal die große Lehrmeisterin — sie ist unser — gottlob, daß wir die Freiheit haben, auch in unseren Kirchen von ihr zu reden. Die Geschichte weckt das Verständnis, stärkt die Liebe zur Heimatkirche, erfüllt mit Stolz das Herz des einzelnen in dem Bewußtsein: „Ich gehöre einer so herrlichen großen Gemeinschaft an, wie es die evangelisch=lutherische Kirche ist!“

„Alles ist euer!“ Dieses Wort gilt ferner von der Kunst, selbstverständlich gilt's nur von der evangelischen Kunst, dazu rechne ich, was wahrhaft schön, dem Worte Gottes entsprechend ist und die Gemeinde erbaut. Diese Kunst wollte ja auch Luther in den Dienst dessen gestellt wissen, der sie gegeben, das meint er sonderlich von der „Frau Musica“. — Ein Chor ist gebildet, der unter sachkundiger Leitung mit seinen Gesängen die Gottesdienste verschönt. Den Chorsängern suche ich klar zu machen, wie hoch sie ihr Singen werten sollen: Es ist ein Verkündigen des göttlichen Wortes durch die Macht der Töne; so predigt der Chor der Gemeinde; einzelne Chorglieder helfen zu Weihnachten und Karfreitag die einsamen Kranken der Gemeinde mit mehrstimmigem Choralgesang zu erfreuen, strahlender Tannenbaum resp. duftender Goldlack*) sind die Begleiter. Die Mitwirkung des Chores erfolgt in aus-

*) Besonders als Frühlingssbote resp. Osterblume geschätzt.

giebigster Weise in den liturgischen Gottesdiensten, die ich nach berühmten Mustern*) thematisch zu gestalten suche. Ich habe die Abendstunden vor den Festtagen zu diesem Gottesdienste ausgesucht; so werden: Bußtag, Totenfest, Weihnachten, Karfreitag, Ostern, Neujahr mit liturgischen Vorfeiern eingeleitet. Der Chor wirkt ferner mit bei den nach Otto Richterscher**) Art veranstalteten Volkskirchenkonzerten. Instrumentalmusik wirkt leider selten mit, weil schwer zu beschaffen. Der Organist ist gehalten, auf den Viederzetteln zu den einzelnen Stücken Anmerkungen zu machen, in denen er das Wichtigste über den Tondichter und sein Werk zu sagen hat, um so die Gemeinde allmählich heranzubilden, schließlich auch Bach zu verstehen. Der Choral wird möglichst rhythmisch gesungen, wodurch das Singen der Gemeinde frischer geworden. Mit den Kindern werden an den Staatsfesten, an denen die Schulen geschlossen sein müssen, Choräle geübt, denn in der Schule unseres Landes wird es jetzt meist unterlassen, den Choral zu üben. Die evangelische Kirche aber soll eine singende bleiben, sie darf sich das Kleinod des Gesanges nicht rauben lassen. Neben der Musik haben wir die Nadelfkunst fleißig gebraucht; seit Löhre, Meurer, Beck uns die längst vergessene Kunst der Paramentenstickerei wiedergeschenkt haben, hat man die hohe Bedeutung der Paramente immer mehr zu würdigen begonnen. Die Paramente haben ja den doppelten Zweck, einerseits der Gemeinde durch Farbe, Bild und Spruch die Kirchenjahreszeit zu künden, andererseits die Kultusstätten: Altar, Kanzel und Taufstein zu schmücken. Wir waren zu arm die Paramente zu kaufen, wir haben sie selbst gemacht — ein Kreis von Jungfrauen der Gemeinde hat sie gefertigt, und haben sich dieselben so gut eingearbeitet, daß nun auch für viele andere Kirchen Paramente geliefert worden sind. Die Arbeiterinnen freuen sich ihrer schönen Arbeit, die Gemeinde freut sich der predigenden Pracht ihrer Paramente und lernt die tiefe Symbolik derselben immer mehr schätzen.

„Alles ist euer“, das möchte ich auch bezogen wissen auf die „Natur“. Das ängstliche Abschließen unserer Kirche gegen die Natur ist durch nichts begründet; eine sinnige Vereinigung von Kirchenjahr und Naturjahr ist sonderlich unserem deutschen, naturfönnigen Volke eine

*) Vgl. Beispiele und Geschichtliches in Th. Schäfer, Agende der inneren Mission I. S. 38, 141 ff. 8 ff.

**) Otto Richter, Musikalische Programme. 2. Aufl. Eisleben 1902.

durchaus verständliche erbauende Predigt. In der St. Gertrudkirche haben nun alle Feste ihren entsprechenden Naturschmuck. Advent: einfache schlichte Tannen ohne jeden anderen Schmuck, Weihnachten: den Lichterbaum, Ostern: Blumen, Pfingsten: Maien, Totenfest: Esen, Immergrün und Tannen in Verbindung mit schwarzem Tuch, endlich Erntedankfest: herbstliches Laub, Garben, Früchte des Feldes und des Gartens, welche letztere den Armen und Kranken tags darauf zugute kommen. Diese Art des Erntedankfestes ist der Gemeinde in kurzer Zeit lieb geworden, wie die Fülle der dargebrachten Gaben zeigt!

Wie erbaulich weiß die Natur sonderlich dem Städter zu predigen, der sonst so selten ihrer Predigt lauschen kann — und ist solch ein Naturschmuck nicht echt evangelisch, ganz im Geiste Christi, der uns gelehrt in den Lilien, im Weinstock, in den hundert Dingen der Natur Prediger der Liebe Gottes zu erkennen! Wie wird durch solch einen Naturschmuck das Gotteshaus der Gemeinde lieb und traut. Es ist nicht mehr die feierliche kalte Stätte der Wortverkündigung, es ist die festlich-freundliche Stätte des Hauses des lieben Vaters, dahin kommt die Gemeinde gern, darin weilt sie gerne. — Es ergibt sich aber noch aus diesem Schmücken ein wichtiger Nebenzweck: solches Schmücken schafft Arbeitsgelegenheit, für viele, viele Hände, und wie oft gehts auch hier vom Peripherischen zum Zentralen; davon noch im folgenden.

„Alles ist euer“, da gilt's auch die Formen, welche das moderne Leben geschaffen, für die Gemeinde nutzbar zu machen, zu diesen Formen rechne ich die „Vereinigung“ aller derer, die gemeinsam eine Arbeit fördern, einem Ziele zustreben. Erwähnt habe ich solche in der Gemeinde bestehenden Vereinigungen: „den Kirchenchor“, „die Paramentenvereinigung“, von ihnen brauche ich daher nicht weiter zu reden; hier möchte ich noch die anderen Vereinigungen nennen, die in der Gemeinde arbeiten, so die eben berührte Vereinigung von Frauen und Jungfrauen der Gemeinde, die sich die Reinigung und Schmückung der Kirche zur Aufgabe gestellt; jede Helferin im Kindergottesdienste muß, wenn irgend möglich, zuerst in dieser Vereinigung gearbeitet haben, denn diese Arbeit ist ein vorzüglicher Prüfstein für echten diakonischen Sinn; wer trotz Bildung und gesellschaftlicher Stellung bereit ist den Lappen zu nehmen, um die Kirchenbänke zu scheuern, dem vertraue ich, wo sonst das Zeug dazu vorhanden, auch gern den Dienst an den unsterblichen Kinderseelen an. Diese Arbeit hat aber noch einen rein praktischen Zweck: die St. Gertrudkirche hat

aus alter Zeit schöne silberne Geräte, aus neuerer Zeit wertvolle Paramente, die Reinigung dieser Sachen kann, wie die Erfahrung gelehrt, nicht den ungeschickten Händen der untersten Kirchenbeamten überlassen werden, ohne daß diese Sachen leiden. Die Altargeräte verständig zu behandeln, die Paramente recht aufzuheben, die Kirche rein zu halten und schön zu schmücken, dazu gehört Bildung und Liebe zur Sache. An der Spitze dieser Vereinigung steht daher immer ein höchst gebildetes Glied der Gemeinde; an die Arbeit weise ich dauernd alle die treuen Seelen, die gerne in der Gemeinde dienen wollen, denen aber sonst Geistesgaben fehlen. Alle vierzehn Tage stellt sich diese wackere Schar, die auch schon manchen Spott erfahren, zum Marthadienste ein; daß aber der Mariensinn nicht fehle, dafür sorgt die Andacht, mit der die Arbeit begonnen und geschlossen wird. — Einen vierten Verband bilden die Männer und Frauen der Gemeinde, die in der gesamten Armenpflege der Gemeindediakonisse und mir zur Hand sind. Einen weiteren Verband bilden die Helfer (7) und Helferinnen (40) des Kinder Gottesdienstes, die in bekannter Weise sich bereiten des Sonntags ihres hohen Amtes zu walten und die auch sonst zusammenkommen, um Erfahrungen mitzuteilen, Rats sich zu erholen und schließlich sich auch gesellschaftlich näher zu treten. Für wie viel einsame, oft verbitterte Menschen ist solch eine Vereinigung schon die größte Freude, der größte Segen geworden.

Die sechste Vereinigung bildet der „Hausväterverband“; eine Zahl von Hausvätern, ca. 15 Leute, die nach Luther „mit Ernst Christen sein wollen“ und ihr Christentum im beruflichen, häuslichen und kirchlichen Leben zu betätigen streben, und die sich dazu rüsten wollen durch gemeinsames und einsames Lesen der Schrift und Gebet. Einmal in der Woche, mit Ausnahme des Sommers, kommen sie in den Häusern der Glieder abwechselnd zusammen, jede Bewirtung ist ausgeschlossen. Wir lesen die Schrift, besprechen das Gelesene und suchen aus dem Gelesenen die Gebetsgedanken herauszufinden, der Pastor eröffnet den Abend mit Gebet und Gesang, einer der Hausväter schließt denselben mit Gebet. Trotz der Schwierigkeit, z. B. bei arbeitenden Männern eine allen genehme Stunde des Zusammenseins festzusetzen, sind doch die Glieder treu im Besuch der Abende. Jeder Hausvater ist verpflichtet, wöchentlich eine Gabe als Selbstbesteuerung in die gemeinsame Kasse zu legen für Zwecke, die außerhalb der Gemeinschaft liegen. Die Hausväter haben die sonderliche Pflicht, in der Gemeinde während des

Gottesdienstes auf Ordnung zu sehen, sie sorgen für Plätze, Gesangbücher, sie leiten den Menschenstrom bei Konfirmationen und Kommunionen, sie sammeln die Gaben bei den Beckenkollekten ein, sie sind dem Pastor überall zur Hand.

Wie verschieden die Altersstufen, junge Männer und Greise, wie verschieden die Bildungsgrade, Handwerker und akademisch Gebildete, wie verschieden der Vermögenszensus, Dürftige und Fabrikbesitzer — alle sind eins; die gewaltige Macht des Wortes Gottes eint sie, und ermöglichte es auch in einem Falle ernste Zucht an einem Mitgliede zu üben, ohne jede Verbitterung in brüderlicher Liebe. Alle die genannten Verbände stehen unter der Zucht des Wortes Gottes und der heiligenden Macht des Gebets. Beide Mittel bieten die Gewähr dafür, daß auf die Dauer sich unlautere Elemente in den Verbänden nicht halten werden. Daher ich stets ruhig und getrost die Aufforderung: jeder solle sich mit seiner Gabe in den Dienst der Gemeinde stellen, an alle gerichtet habe. — Ins Leben gerufen sind solche Verbände (das Wort gefällt mir besser als Verein) leicht, es gilt aber die ins Leben gerufenen so fest zu fügen und selbständig zu machen, daß sie Kristallisationspunkte neuen Lebens werden. Das persönliche Moment muß immer mehr zurücktreten, das sachliche als das einende immer mehr hervortreten.

Neben der modernen Form des Verbandes erscheint es mir notwendig, das heute lebendige Bedürfnis nach Gemeinschaft resp. edler Geselligkeit in den Dienst der Gemeinde zu stellen. Rechte Geselligkeit kann heute um der Wohnungs- und anderer sozialen Verhältnisse willen von Tausenden kaum mehr geübt werden. Um den ernstern Gliedern der Gemeinde die Möglichkeit zu bieten, während der langen Winter-Sonntagsabende außerhalb der Kneipe Geselligkeit zu pflegen, finden regelmäßig alle 14 Tage vom September bis März im Gemeinde-Schullokale Gemeindeabende statt, zu denen alle Gemeindeglieder von der Kanzel zum Erscheinen aufgefordert werden. Tee und Brot wird gereicht, eine Kollekte natürlich veranstaltet, die die Kosten deckt, deren Überschuß der Gemeindegemeinschaft zugute kommt. Die Abende werden durch Gottes Wort eingeleitet und geschlossen, gesungen wird viel. Vorträge sind gehalten über aktuelle Themata, z. B. über den Spiritismus, die Gebetsheilungen, Alkoholmißbrauch, Innere Missionsarbeiten und -Anstalten, vor allem aber über Gemeindeangelegenheiten: z. B. über die Ausgaben und Einnahmen der Kirche, über die Notwendigkeit der Selbstbesteuerung, über die Anbringung einer Tafel am

Eingang zur Kirche, worauf die Namen der kranken Gemeindeglieder verzeichnet sind, die der Fürbitte sonderlich bedürfen — eine unerschöpfliche Fülle, die sich aus dem frisch pulsierenden Gemeindeleben von selbst ergibt. Jeder kann fragen, jeder kann antworten, der Pastor lernt, was die Gemeinde interessiert, was sie zu lernen wünscht, oft Dinge, von der unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Die Gemeindeglieder lernen einander kennen, es bildet sich in der Gemeinde ein Kern, der vieles Gemeinsame besitzt, und in diesem Besitz einander näher tritt. Die christliche Gemeinschaft besteht eben, wie einmal Schäfer sagte, „nicht darin, daß man zusammen dieselbe Kirchenbank drückt und sich freut, da man auf Erden nie zusammentrifft, einst im Himmel zusammen zu sein,“ nein, christlicher Gemeinschaftsinn will schon in diesem Leben ein Nähertreten der Gleichgesinnten haben. Die Liebe zur Gemeinde überwindet alle trennenden Schranken, und das ist auch etwas Gutes und Großes. Besondere Abende finden an den Konfirmationstagen statt für die Konfirmanden und deren Angehörigen denn die Erfahrung hat gezeigt, die meisten Eltern wissen nichts Rechtes an diesem für die Kinder und das ganze Haus bedeutsamen Tage anzufangen — sie verlieren sich meist in Außerlichkeiten und Lustbarkeiten, und wie oft wird, was des Morgens gesät, des Abends ausgerissen. Die Konfirmationsnachfeier soll helfen den Segen zu bewahren und dem Bösen zu wehren.

Am ersten Advent findet endlich noch eine gemeinsame Feier für alle in der Gemeinde Mitarbeitenden statt. An ihr nehmen die einzelnen Verbände teil und die vielen einsam Arbeitenden, die z. B. für die Armen nähen und kochen, die unbegabte oder vernachlässigte Kinder für die Konfirmation vorbereiten u. — Bei dieser Adventsfeier wird Bericht über die gesamte Arbeit der Gemeinde gegeben, möglichst kommen die Arbeitenden selbst zu Wort, da freut sich der eine am Werk des andern, da freut sich der Einsame mit so vielen gemeinsam arbeiten zu dürfen, und das stärkt und gibt Mut zu neuer Arbeit.

Ich bin am Ende des Berichtens.

Mein Ideal für die Pflege der Gemeinde ist: mit allen zu Gebote stehenden Mitteln Leben und Betätigung zu wecken, daß die Gemeinde aufhöre ein „Predigtpublikum“ zu sein und immer mehr eine Gemeinschaft selbstbewußter christlicher Persönlichkeiten werde. Innerhalb dieser Gemeinde müssen, soll das rechte Leben in ihr bleiben und Leben dienend

von ihr ausgehen, feste Verbände bestehen, welche den Sandkörnern in der Muschel gleichen, die das Sichbilden der Perlen ermöglichen — sind die Sandkörner vorhanden, dann bilden sich die Perlen schon von selbst. Auch diese Freude habe ich erleben dürfen, daß Glieder der Gemeinde gekommen sind mit der Frage: soll nicht dieses und jenes geschehen? ja vielmehr sich selbst erboten haben, das Nötige zu tun. Ich will da vom Besten etwas zum besten geben: Es kamen einst vier Jungfrauen meiner Gemeinde zu mir: zwei Lehrerinnen, eine junge Dame ohne sonderliche Pflichten und eine Näherin, welche auch das Wirtschaften verstand. Sie wollten für die schwachen Kinder unserer Gemeindefschule, die noch nicht kränklich genug waren, um in die allgemeine Ferienkolonie aufgenommen zu werden, eine Gemeindeferienkolonie gründen. Auf meine Frage: „Und die Mittel?“ erhielt ich die Antwort: die schaffen wir selbst. Und sie haben sie geschafft. Wohl ist auch ein Personalwechsel eingetreten, doch die Sache ist dieselbe geblieben, 24 Kinder werden Sommer für Sommer in idealer Weise gepflegt an Leib und Seele, und trotz aller Ausgaben ist noch ein kleines Stammkapital gebildet worden — ja, da hat sich eine Perle gebildet, deren schöner Glanz jedes verständnisvolle Auge erfreut. Da ist doch ein kleines Stücklein des Ideals erreicht, nämlich, daß in der lebendig organisierten Gemeinde Persönlichkeiten sich gesunden, die Nöte entdeckt und an deren Abstellung gearbeitet haben.

Ich habe bei meinem Bericht naturgemäß mehr die Lichtseiten unseres Gemeindelebens zu schildern gesucht — ich hoffe aber nicht in die Sünde des sogenannten „Inneren-Missions-Stils“ verfallen zu sein, schöner geschildert zu haben, als es wirklich ist. An Schatten fehlt's nicht — es ist ja auch nicht alles Gold, was glänzt, viel Schlacken werden sich bei jeder Arbeit finden, aber wenn man sich dessen bewußt bleibt, daß es zu streben gilt, alles besser, wahrer und schöner zu machen, als man es bisher getan, dann schaden ja auch die Unvollkommenheiten nicht. Der Ton darf nur nicht verklingen: „Es liegt nicht an unserem Rennen und Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen,“ der durch seinen Heiligen Geist Leben weckt und erhält.

Wir Pastoren bleiben nur Handlanger, die Art unseres Handlangerdienstes wird immer individuell bleiben, es dient eben jeder mit der Gabe, die er empfangen. — So möge auch die gegebene Darstellung als ein Bild einer individuell betriebenen Gemeindepflege angesehen werden. Wer aber recht Bilder betrachtet, der findet Vorzüge und Fehler

und lernt aus beiden. Die Mahnungen aber des göttlichen Wortes: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen; dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen; alles ist euer“ dünken mich rechte Leitsterne pastoralen Wirkens zu sein, wenn wir nur den Nachsatz des letzten Wortes stets im Auge behalten: „Alles ist euer — ihr seid Christi, Christus aber ist Gottes!“



Ein Mittel der Fürsorge für Arbeitslose

von Pastor W. Lichtenstein in Goldingen. (Ev. Joh. 6, 12.)

Wo gegen verderbliche Fluten ein Damm gebaut werden soll, hat jeder Bruchstein und jedes Sandkorn Wert. Für die Verheerung der Arbeitslosigkeit und die Pflicht dagegen Schutzmittel zu ergreifen, sind uns schon lange die Augen geöffnet. Das haben nicht bloß die Darstellungen der berufenen Arbeiter auf dem Gebiet der inneren Mission und der sozialen Frage in Deutschland getan. Wir gedenken an G. Schloßers ergreifenden Vortrag von der Thüringer Konferenz für innere Mission in Gera 1881, „die Vagabundenfrage“,*) an H. Delbrücks feinsinniges Referat auf dem VII. Ev.-sozialen Kongreß zu Stuttgart im Mai 1891,**) besonders an die Berichte über die Bielefelder Anstalten. Der ehrwürdige Bielefelder Werkmeister der inneren Mission hat die Nöte des Volkslebens schauen gelernt und gelehrt wie nur wenige vor ihm. Die Not der Arbeitslosigkeit schildert noch in letzter Zeit seine erquickliche kleine Schrift: „meinen lieben Brüdern von der Landstraße“.***) Die Not unserer eigenen Heimat hat uns auch Erfahrungen gebracht vom Elend der Arbeitslosigkeit, und vielleicht stehen uns nach Gottes Rat noch härtere Erfahrungen bevor. Nicht bloß die Gemeinden unserer Fabrikstädte werden heimgesucht von den arbeitslos und darum haltlos und hoffnungslos gewordenen Existenzen, deren Zahl in der gegenwärtigen Gerichtszeit mächtig anschwillt, — sie senden auch die einst in der Jagd nach Glück und Genuß in die Großstadt gelockten

*) Denkschrift der Konferenz für das Jahr 1881 und Vorträge von Gustav Schloßer-Güterlosh 1891. S. 279 ff.

***) Erinnerungen, Aufsätze und Reden. II. Aufl. 1902. S. 369 ff. „Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit.“

****) F. v. Bodelschwingh, Christoterpe 1903.

nun verlotterten Sonnenbrüder auf die Landstraße, in die Landstädte, die Gutshöfe, die Landpastorate.

Wir haben es ja zur Genüge erfahren, wie die von armen Reisenden vorgeschützte Not der Arbeitslosigkeit nur Deckmantel war für die Sucht nach ungebundenem Wanderleben, erheuchelte Not, welche der Gutmütigkeit den Zehrpfennig leicht abtrotzte.

Haben wir aber nicht auch dem Neuling in das bange Auge geschaut, dem die Lüge noch nicht so von den Lippen wollte? Haben wir nicht auch den Terrorismus der Landstraße erkannt, welcher den einmal „auf die Walze“ Geratenen mit hundert Armen festhält? Kennen wir nicht jetzt auch bei uns schon den von sozialistischer Propaganda zum Strike verführten nun um sein Brot betrogenen Arbeiter? Und ist uns dann nicht die Frage aufs Gewissen gefallen: „gibt es noch irgend eine Hand, du verlorener Bruder, die sich dir rettend entgegenstreckt, solange es noch Zeit ist?“ „Ist nicht auch für dich das Wort gesprochen, Jes. 58, 7: Die so im Elend sind, führe in das Haus — und entziehe dich nicht von deinem Fleisch!“ Wie standen wir solcher Frage der Arbeitslosigkeit gegenüber?

Wohl hat bereits die erfinderische Liebe Rat geschafft: Pastor v. Bodelschwinghs Arbeiterkolonien in der Senne bei Bielefeld, im Hochmoor auf der Grenze Hannovers, demnächst wohl auch in den Rieselfeldern bei Berlin haben die Bahn gebrochen und zahlreichen ähnlichen Anstalten den Weg gewiesen. Auch unsere Heimat hat ihre Arbeiterkolonien erhalten. Von Thabor bei Mitau aus ist die Kolonie Stadthof gegründet worden. Über eine Reihe ähnlicher Versuche erstattete der Herr Referent auf dem Instruktionkursus für innere Mission zu Mitau im Sommer 1903 ausführlichen Bericht.

Alein die Anlage von Arbeiterkolonien ist nicht überall möglich und sie kommt ebenso wie die Gründung von Natural-Verpflegungsstationen nur den zuwandernden Arbeitslosen zugute. Fast noch hilfsbedürftiger und des Erbarmens würdiger erscheint uns die Arbeitslosigkeit, die an die Scholle gebunden ist. Der verkümmerte deutsche kleine Handwerker, der sich eine Zeitlang auf dem Lande kümmerlich genährt, dann in die Stadt zog, um den Steuergemeinden zur Last zu fallen, der geistig beschränkte, erwerbslose Sohn einer armen Witwe, der sieche und doch nach Arbeit verlangende Krüppel, das ist Arbeitslosigkeit im Schoß der eignen Gemeinde, die nach Abhilfe seufzt. Auch hier hat das in erfinderischem Rat so reiche Bethel bei Bielefeld einen

Weg gewiesen. Ein Mittel der Fürsorge für Arbeitslose ist dort zunächst im Interesse der Epileptischen, welche zu jeder sonstigen Arbeit unfähig waren, versucht worden durch Gründung des Brockenhauses. Die übrigen Brocken im Hausrat sollten gesammelt werden, daß nichts umkomme. Diese Brocken zu sichten, zu neuer Verwertung herzurichten und auch neu zu verarbeiten, gab Arbeit für die Arbeitschwachen und Arbeitslosen.

In mancher Abwandlung des ursprünglichen Gedankens sind Brockenhäuser in Deutschland gegründet worden in Berlin, Dresden, München, Stuttgart u. a. D. Die Art des Sammelns und der Verwertung der Brocken ist so verschieden wie der Charakter und die Bedürfnisse der Gemeinden. Daß der Gedanke des Brockenhauses sehr abwandlungsfähig ist, ist auch von einigen Gemeinden unserer Heimat erfahren worden. In Riga wirkt das Brockenhaus kräftig und erfolgreich im Dienste des Vereins gegen den Bettel. Die große Stadt mit ihrem ausgeprägten Kommunsinn und ihren erprobten Kräften hat sich auch hierfür als geeigneter Boden erwiesen. Die Stadtmission in Petersburg hat gleichfalls die Brocken Sammlung für ihre vielseitige Tätigkeit fruchtbar gemacht. Auch Dorpat, Libau und Mitau hat die gleiche Arbeit begonnen.

Da mir trotz gelegentlich erhaltener nachhaltiger Eindrücke diese Arbeit in den größeren Städten doch nicht genügend vertraut ist, um darüber berichten zu können, so sollen diese Zeilen, zu deren Abfassung der Herr Herausgeber freundlichst aufgefordert hat, über das in engeren Verhältnissen gegründete Brockenhaus zu Goldingen in Kurland Nachricht geben. Vielleicht kann diese Mitteilung erweisen, daß auch in kleineren Gemeinden und entlegener Gegend mit geringen Mitteln einem schmerzlich fühlbaren Elend kann geholfen werden. Freilich liegt die Gefahr bei solcher Schilderung nahe — und es soll dagegen von vornherein Verwahrung eingelegt werden —, als wolle sie ein Universalmittel für allerlei Gemeindenot empfehlen. Dies Mittel ist nur ein Mittel der Fürsorge für Arbeitslose, — nur ein Bruchstein, um den Damm zu bauen. Aber wenn solcher Damm notwendig ist, da soll auch ein geringes Mittel auf seine Haltbarkeit geprüft werden.

Die Ursache zum Versuchen des Mittels war ein Notstand der Gemeinde. Die deutsche Gemeinde zu Goldingen — sie zählt jetzt etwa 2200 Seelen — hat seit alters Sinn für hilfreiche Liebesarbeit

bewährt. Besonders hat das energische, segensreiche Wirken des Propstes Reinhold Käder (1866—1891) durch Gründung der Gemeinde-Diakonie und ihre Ausgestaltung in allerlei Betätigungen diesen Sinn gefördert und kirchlich erzogen. Die Gemeinde bewies daher auch nach dem Amtsantritt des Verfassers dieser Zeilen, daß sie nicht ermüden wolle. Materiell war die Lage der Stadt namentlich durch die Umgestaltung ihrer bis dahin blühenden Schulverhältnisse im Niedergang. Zugleich mit dem Druck der Lage, der die Gebefreudigkeit und Fähigkeit der Gemeinde zu lähmen drohte, schienen auch die Ansprüche der Notleidenden zu wachsen. Der Bettel war im Zunehmen. Am Sonnabend Morgen war es seit alter Zeit den örtlichen Bettlern gestattet, von Haus zu Haus zu pilgern und ihren Dpfergrotschen zu holen. Nur kamen auch vom Laude arbeitscheue Elemente zur Stadt gezogen, welche die Gutmütigkeit der deutschen Bevölkerung als eine Alters- und Unfallversicherung veranschlagten. Ja sie kamen auch nur für den Sonnabend in Bettler-Uniform zur Stadt, um nach vollendetem Rundgang die Schenken zu besuchen, wo selbst erbettelte Brotrinden in Schnaps umgefetzt wurden, und dann noch mit einem Sümmchen heimzukehren. In manchem Haushalt empfingen an solchem Sonnabend-Morgen 15—22 Bettler ihren Notgrotschen. Außerdem statteten auch Bagabunden der kleinen Stadt gern ihre Besuche ab. Hier konnten sie leicht Arbeitslosigkeit vorschützen und Arbeitswilligkeit erheucheln. Es gab hier nur zwei Fabriken am Ort und die Handwerks-Meister brauchten wenig Gesellen. Niemand konnte dem Ansprecher beweisen, daß Arbeitscheu die Ursache seines Bettelns war. In den Krügen vor der Stadt wurden bereits die Adressen erkundet, welche dem Ansprecher Gewinn brachten. Etliche hatten im Ausbeuten leichtgläubiger Gutmütigkeit wahre Virtuosität erlangt. Ein Schneider zog die Register der Rührung, in einem Hause empfing er 3 Rbl., in einem anderen 5 Rbl. Da kehrte ein Bruder Lustig ein, der auf die Lachmuskeln wirkte. Ein verkommener Literat spielte den reuigen, verlorenen Sohn. Ein vagabundierender Müller markierte den in unverschuldetes Unglück geratenen Biedermann. Ihr Glend war nach ihrer herzbeweglichen Darstellung nur Mangel an Arbeitsgelegenheit.

Und nun die wirklich Arbeitslosen der eigenen Gemeinde, die armen, einsam Gewordenen, die, zu kräftiger Arbeit nicht mehr fähig, nun ganz untätig im Glend einer Arme-Leute-Herberge den hoffnungslosen Lebensabend dahinbrüten sollten, die nutzlosen Hände im Schoß.

Das dünkt mich die trostloseste Arbeitslosigkeit: ein solcher Lebensabend ohne Sonne.

Ich gedenke eines Gesprächs, als die Gedanken der Fürsorge für Arbeitslose zur Tat werden wollten. Es war nach der Teestunde im Hause eines Mannes, der die Pflicht und den Segen unermüdlcher Lebensarbeit wohl kannte. Er wies auf ein kleines Spielwerk oben am Lampenzylinder hin. „Sehen Sie den Rauch dieser Lampe! Er hat nichts weiter zu tun, als diese Schlange über ihm zum Drehen zu bringen. Das ist eigentlich unverantwortliche Kraftverschwendung.“ Die Gegenfrage lautete: „Ist eine andere Kraftverschwendung nicht unendlich viel beklagenswerter? Die Kraft unserer Mitmenschen, wenn sie nicht mehr zu lohnendem Erwerb ausreicht, die Kraft der Siechen, der Krüppel, der Alten, die doch noch immer nicht erloschen ist und noch nach einer Betätigung in ihrer Art verlangt, wir lassen sie ganz nutzlos und freudlos brach liegen. Wäre es nicht der Gesunden Pflicht, ihnen eine Arbeit zu ersinnen, die auch der geringen Kraft noch eine Betätigung im großen Haushalt gewährte? Die Gemeinde sollte bedacht sein, diesen schwachen Kräften in einem Arbeitsasyl noch Verwertung zu schaffen — vielleicht können sie dann noch etwas mehr leisten als der Rauch in Ihrem Lampenzylinder.“ Es folgte die Darlegung des Planes eines Brockenhauses. Die Antwort lautete zustimmend.

Auch sonst drängte man in der Gemeinde zur Gründung eines Arbeitshauses. Aber wie und womit sollte es begründet werden? Ein kleines Kapital war freilich hierzu vor Jahren gestiftet worden und auf 700 Rbl. angewachsen. Da stand ein Haus zum Verkauf, einst ein für unsere Stadt prächtiges, vornehmes Haus, aber durch Feuersbrunst war der dritte Stock vernichtet, der Besitzer war nach Deutschland gezogen, mehrere Jahre schon war es eine Ruine. Der Kaufpreis von Haus und Garten war sehr gering. Nun hatten zwei Käufer Verhandlungen begonnen. Da kam der Lätare-Sonntag mit seinem Evangelium von der Speisung der Fünftausend und seiner Mahnung: „sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!“ Die Erinnerung an eine kurze, unversehrliche Gastzeit im kleinen Hospiz zu Bethel bei Bielefeld im Sommer 1890, die Eindrücke der Freude, mit welchen damals dort die ersten Brocken gesammelt wurden, um das nachher so segensreich wirkende Brockenhaus ins Leben zu rufen, verwoben sich in jene Lätare-Predigt: die Gemeinde wurde aufgefordert, zum Aufbau

eines Brockenhauses Hand anzulegen und dann die übrigen Brocken zu sammeln, daß nichts umkomme. Sie hat dieser Aufforderung willig und fröhlich Folge geleistet. Das bewies nicht bloß der reiche Ertrag einer Sammlung, welcher dazu verhalf, die nun käuflich erworbene Ruine zweckentsprechend auszubauen, das zeigten auch etliche namhafte Gaben und Vermächtnisse, die dem Hause zufielen, auch Einzelgaben, die immer wieder im Opferbecken der Gottesdienste sich finden mit Aufschriften, wie: „Der Herr streut Samen seines Wortes aus: hier ist ein Bröcklein für das Brockenhaus“ oder: „Für das Krumenhaus ein Krümchen.“ Ein Gönner des Hauses überließ ihm den Ertrag eines literarischen Werkes. Eine Freundin, Pensionsmutter in der Großstadt, belegte jeden übermütigen Wiß ihrer jungen Pflegebefohlenen mit einer Strafe von 5 Kop. zum Besten des Goldingenschen Brockenhauses. Der Humor schien darunter nicht zu leiden, so erfreulich waren die Erträge. Das Material zur Arbeit und zur Erhaltung des Hauses bildeten nun aber die Brocken der Haushaltungen in der Stadt und Umgegend. Die Brocken allerlei Art waren in wertlosem aufgespeicher-ten Hausgerät so reich vorhanden, daß ein eigener Brockenwagen er-gebaut wurde und ein braves Brockenpferd, die Gabe eines wohlwollenden Gutsherrn, alle Schätze der Bodenkammern und Gerümpelstuben aus der Stadt und den umliegenden Gütern heimholte. Nach Bodelschwingschem Muster wurden in der Aufforderung zum Sammeln nicht bloß die Brosamen der Armut genannt, sondern auch die Brocken des Luxus: Lüstres, Trumeaux, Gold, Silber, Elfenbein. Es ist alles gespendet worden, wenn auch meist in einer Gestalt, die deutlich predigte: sic transit gloria mundi. Sogar ein Diamant war vorhanden, wenn auch nur zum Gläschnneiden.

Eine Freude war's, die Kinder zu empfangen, die ihre gesammelten Bröcklein brachten. Ich denke noch des Knaben, der sein geliebtes Postmarkenalbm als ersten Anfang unserer Markensammlung durch einen Kameraden übersandte, damit sein Name verborgen bliebe. Daß auch die Ärmsten und Kleinsten mithelfen können im Dienst der Ge-meinde, das allein kann uns solche Erfüllung des Herrn-Wortes wert machen: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme.“ Aber auch sonst können wir nicht umhin, auf die erprobte ökonomische Be-deutung des Wortes hinzuweisen. Wie viele können doch noch durch Brocken satt gemacht werden! Wie wenig spürt in knapper Zeit die Gemeinde diese Art Hilfsleistung! Wie groß ist die Freude, wenn

man's merkt, daß auch heute noch reichlich zwölf Körbe übrigbleiben, nachdem alle gesättigt worden! Und mancher wird von jung auf inne, daß Geben seliger ist als Nehmen. Es mag auch manchem Haushalt zum Segen werden, daß ein Brockenkorb seinen Platz im Vorraum hat, der Hauseltern, Kindern und Gesinde zum Aufbewahren der Brocken Anleitung gibt.

Abgesehen auch von der praktischen Nützlichkeit dieses Wortes, trägt es nicht auch sonst den Stempel eines Herrn-Wortes, das Geltung hat für alle Zeiten? — Uns scheint gerade dies Wort den Herrn als reichen, weisen und treuen Haushalter für alle Zeit seines Wirkens zu offenbaren.

Zum Reformationsfest 1893 war das Haus instand gesetzt, der Bodenraum mit Brocken gefüllt, die hellen Zimmer des oberen Stockes füllte am Nachmittage des 19. Oktober eine Festgemeinde aus allerlei Ständen. Das Haus wurde kirchlich geweiht nach einer Ansprache auf Grund von 2. Chron. 31, 4—12 zu einer Stätte der Versorgung für Hungernde und der Zuflucht für Verirrte. Die Gemeinde sang Lob- und Danklieder, die Schüler der Diaconieschule den Psalm 84. Nachher konnte die Versammlung im unteren Stock in den Räumen der dort eröffneten Armen- und Volksküche mit Tee und Gebäck gespeist werden.

Seit jenem Festtage bis heute hat es dem Hause an Arbeitern und an Brocken nicht gefehlt. Kein Arbeitstag hat ausgesetzt werden müssen, an dem hier nicht ein Hungriger sich sein Stücklein Brot hätte verdienen wollen.

Das ist meines Erachtens das einzige Zeugnis, welches imstande ist, die Berechtigung eines solchen Hauses zu erhärten. Natürlich gab es auch eine Anzahl Gemeindeglieder, die den Zweck der Anstalt und die Möglichkeit sie zu erhalten, anfochten. Doch ist es, so viel ich urteilen kann, dem Brockenhause durch seine Arbeit gelungen diese Anfechtungen zu überwinden. Es ist gegenwärtig in der Stadt populär und von der städtischen Verwaltung geschätzt.

Freilich trug dazu auch die Armen- und Krankenküche bei, welche, wie bemerkt, im unteren Stockwerk plaziert ist, und jährlich 7000—8000 Stof Suppe teils unentgeltlich teils gegen in den Häusern gespendete Bettelmarken verabsolgte. Nun braucht hier dem Bettel kein Tribut in Geld und Geldeswert erteilt zu werden: absolut Arbeitsunfähige, sofern sie nicht schon von der kirchlichen Armenpflege erhalten werden,

bekommen Suppenzettel, Arbeitskräftige empfangen Marken auf das Brockenhaus zu 5, 10, 15, 20 Kopelen. Letztere, die von der Armenpflege und etlichen Wohltätern gekauft werden, sind eine freilich sehr notwendige Beisteuer zur Löhnung der Leute. Die Leistungen unserer Brockenhaus-Arbeitskräfte, die eher Arbeitschwachheiten heißen müßten, sind meist nicht des gezahlten Lohnes wert. Das ist aber doch nur der Fall, sofern ihre Leistungen an denjenigen Arbeitskräftiger gemessen werden. Uns scheint die Treue eines siechen Krüppels, der seine schwachen Hände so ernstlich als er kann, in den Dienst der Arbeit stellt, doch wohl ein ebensolches Unrecht an ein Stücklein täglichen Brotes zu haben, als die Kraft des starken Bummlers, dem die Arbeit halb ein Spiel wäre.

Wir kommen hierbei auf eine Hauptschwierigkeit im Betriebe des Brockenhauses und wir können nicht behaupten, daß sie in unserer kleinen Anstalt auch nur annähernd gelöst wäre. Für jeden einzelnen Menschen ihm passende und zugleich lohnende Arbeit zu finden ist eine Aufgabe, deren Lösung menschliches Vermögen übersteigt. Aber anpassen kann doch wohl ein umsichtiger Brockenhausvater jedem Pflögel irgendeine Arbeit und, wenn auch nicht vollkommen, so doch annähernd den gezahlten Lohn erzielen. Unsere siechen Brockenhausarbeiter, die aus ihren Herbergen morgens zur Arbeit kommen, erhalten meist nicht mehr als ihre tägliche Suppe für eine Arbeit von drei bis vier Stunden, und auch dieser Lohn ist durch Federschließen, Bergzupfen, Flicker, Schneiden und Sticken, Fläschenspülen, Markenfortieren, Brockenauslesen nicht voll verdient. Doch ist der Lohn in der Tat noch höher als jene gesunde, kräftige Suppe oder deren Entgelt fünf Kopelen, — die Wahl steht jedem Arbeiter frei, — es ist der Aufenthalt etlicher frischer Morgenstunden in dem weiten lustigen Arbeitsaal, in der Stille, die dem bittersten Elend der Arme-Leute-Wohnungen wehrt, dem Hader; es ist das Bewußtsein, das die Trostlosigkeit nicht auskommen läßt: „Wir können noch arbeiten und nicht hoffnungslos sondern hoffnungsfreudig beten: unser eigen selbsterworbenes Brot gib uns heute!“

Dagegen können wir auch nicht verschweigen, daß etliche rüstige Brockenarbeiter, die hier, müde des Landstreichens, ein Asyl gesucht, durch ihre Arbeit mehr verdienten, als sie in barem Gelde ausbezahlt erhielten. Der höchste Lohn war 25 Kopelen, wozu noch die Wohnung kommt, eventuell auch die Beföstigung und nach vorwurfsfreiem längeren

Aufenthalt Mithilfe zu neuer Ausstattung. Da hat mancher Mechaniker durch Reparieren von Uhren und Instrumenten, mancher Tischler durch Anfertigen von Stüchästchen, Fußbänken, Möbeln, durch Wiederherstellen und Aufpolieren alter Holzachen, — mancher Metallarbeiter durch Ausflicken von Metallgegenständen, Gießen von Zinnsoldaten, oder ein Literat durch Sortieren und Katalogisieren von Büchern, Münzen *), mancher rüstige Arbeiter durch Herrichten des Gartens im Frühling und Sommer, durch Sägen und Spalten auf dem Holzplatz im Winter mehr verdient, als sein Lohn betrug. Und doch scheint uns auch hier das Recht auf seiten des Brockenhauses zu liegen **). Gewährt doch dies Haus den Zuflucht Suchenden eine Stätte gegen die Versuchung, eine Versicherung gegen Unfall; durch gleich hohe Löhne und gleich wertvolle Arbeit dürfte es mit den Handwerkern der Stadt nicht konkurrieren wollen. Zudem lehrt die Erfahrung, sobald die Zeit ärgster Not im Brockenhause überwunden war und der Arbeiter etwa in der Stadt Arbeit und höheren Lohn erhielt, das reichliche Geld den meisten wieder Versuchung zum Trunke wurde, während das genau zugemessene Stück täglichen Brotes zum Haushalten Anleitung gab. Mancher gefährdete Arbeiter hat vom geringen Lohn noch einen Sparpfennig vom Hausvater aufheben lassen und ihn auf die weitere Wanderung mitgenommen.

Vielleicht ist bereits aus dem Gesagten ersichtlich, daß das Brockenhaus nicht beansprucht, ein Rettungshaus zu sein; es ist nur eine Zufluchtsstätte. Es steht hierin weit hinter den Arbeiterkolonien zurück.

*) Es empfiehlt sich für den Pastor sehr, die unbrauchbaren Kupferstücke des Klingbeutels auf ihren Wert für den Sammler zu prüfen.

***) G. Delbrück urteilt ebenso (Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit. a. a. D. S. 380.). „Zwei treffliche Männer, der jetzige Geheimrat Post im preußischen Handelsministerium und Landrat Wessel in einem Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern“ haben sich mit der Festsetzung dieses Begriffes — (Recht auf Notarbeit) befaßt und gefunden, daß als Grundsatz gelten muß, daß der Arbeitslose weder ein Recht auf Berufsarbeit noch auch ein Recht auf den üblichen Tagelohn habe, sondern nur auf soviel, um sich in seinem Dasein zu erhalten. Am besten wird der Lohn in Naturalien gegeben, aber auch wenn er in Geld gegeben wird, jedenfalls immer in einem Betrag, der niedriger ist als der übliche Tagelohn, damit niemand sich meldet, den die Not nicht zwingt. Die Maßregel ist allerdings hart für einen Mann, der an einen bestimmten Lohn gewöhnt ist; aber sie muß durchgeführt werden, damit niemand kommt, der es nicht nötig hat; es soll ein Notbefehl sein.“

Ein Haus, das in der Stadt gelegen ist, nur freiwillig sich einstellende und freiwillig verbleibende Arbeiter beherbergen kann, wird nicht meinen, aus der Versuchung der Sünde retten zu können. Es kann nicht mehr als nach Kräften auf den Einen Retter hinweisen. Ist Er es doch, der das Haus mit den Brosamen seiner Güte speist, Er kann auch seinen Schutz um die gefährdeten Seelen breiten, Er bietet auch seine Hand zur Rettung. Das Wesen des Hausvaters, seine Vorarbeit, seine Fürsorge und Zucht, sein Gebet mit den Insassen des Hauses und für sie, sollen Führerdienste tun zum Retter aus dem Elend. Montags hält meist der Pastor der Gemeinde das Morgengebet. Da kann er den einzelnen Gliedern dieser aus allerlei Volk und Land, aus allerlei Vergangenheit und Schuld doch von einer Macht, der Heimsuchung Gottes, der Not, zusammengeführten Brodengemeinde nähertreten. Diese Gemeinde hält ihm selbst oft eine ergreifende Predigt, bietet ihm eine Fülle von Typen, von Illustrationen zu biblischen Worten. „Die Sünde ist der Leute Verderben.“ „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ „Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber die zukünftige suchen wir.“

Sind nun auch viele weiter gezogen, ohne daß ihr Sinn gewandelt worden, hat auch mancher mit bösen Worten oder schlimmer Tat Abschied genommen, — es kommen doch auch viele wieder. Das ist in einer Konferenz von Vertretern der Arbeiterkolonien als ein Mißbrauch der Anstalten beklagt worden; man solle ihm durch Abweisen der Zurückkehrenden steuern. Pastor von Bodelschwingh aber erwiderte auf die Klage, daß die Bagabuuden immer wieder kämen: „aber sie kommen ja immer netter wieder.“ Mir will's auch scheinen, als hätte ein Asyl das königliche Recht, immer wieder neu Erbarmen zu üben und als wirkte dies doch auch auf manchen Heimatlosen, der aufs neue Herberge erbittet. Natürlich verscherzt hartnäckige Trägheit oder Trunksucht das Asylrecht wieder. Es konnte doch trotz so gelinder Maßnahmen auch manchem geholfen werden.

Ich denke eines im Elend geistesverwirrt gewordenen Buchdruckers, der mehrere Jahre hindurch im Herbst kam und im Frühling wieder ging. „Ich danke, Herr Hausvater, nu gehe ich wieder grade.“ Er verließ sie aber auch manchmal mit harten Worten gegen den Hausvater und in leidenschaftlicher Erregung. Er ist doch dann wieder immer kleinlauter und inniger um Aufnahme bittend zurückgekommen und hat sich dann wieder willig in die Hausordnung gefügt. Letztes

was gerade Weihnachtsabend, als er um Verzeihung bittend anklopfte, großes Glend auf der Wanderung in Osterreich hatte ihn bis an den Rand des Grabes gebracht, nun kam er gerade, als der Lichterbaum brannte, und als auch für ihn unter den beschenkten armen Heimatlosen, Weihnachtslosen, ein Päcklein Gaben sich fand und Speise und Trank bereit war, ist ihm doch das Herz warm geworden und er arbeitet bis heute fröhlich und still.

Auch eines armen jungen Familienvaters wird das Brockenhaus gern gedenken, der hier für mehrere Monate Zuflucht suchte, bis er auswärts in einer Fabrik Stellung fand. Unter schwierigsten Verhältnissen hat er diese nun schon zehn Jahre inne, hat aber dem Brockenhause Dankbarkeit bewahrt. „Ich habe dort mehr gelernt, als ich in meinem Leben vergelten kann.“

Ein alter Kupferschmied gehört nun zum Inventar des Hauses. Er kam als das Bild der Verkommenheit hinein, den Winter über hatte er sich wacker aufgearbeitet, — und nachdem er nun wieder auf die Reise gegangen war, fand er guten Verdienst und schrieb heim: „ich hätte nicht gedacht, daß ich auf meine alten Tage noch auf einen grünen Zweig kommen würde.“ Er kam nun wieder in schwarzem Filzhut und Tuchkleidern. Die Leistungsfähigkeit nahm allerdings mit den Jahren ab; noch einmal versuchte ers mit der Wanderschaft, dann kehrte er wieder und blieb. So gebrechlich auch Leib und Seele, so dankbar ist er doch für das Wort Gottes, das ihn im Brockenhause gesucht hat. Einst hatte er etliche Genossen böser Tage veranlaßt, mit ihm das Abendmahl zu nehmen. Kurze Zeit danach kam einer derselben, ein Mann mit sehr fleckenvoller Vergangenheit ins Pastorat, — durch die ganze Stadt war er gewankt. Seine Züge verrieten es, — ein Sterbender. Aber er war so fröhlich, so dankerfüllt, daß er Vergebung der Sünden hatte, nur eine Bitte noch: ein Gebetbuch mit Trostworten für die Sterbestunde. Und dann wankte er heim und ist bald danach still entschlafen.

Was hülfte es, wenn das Haus solchen, die unwürdig geworden, verschlossen bliebe: mancher kann überhaupt nirgend mehr Aufnahme finden. Ein durch allerlei Gebrechen des Alters sehr schwerfällig gewordener Apothekergehilfe traf mit eiternden Füßen ganz kraftlos um Weihnachten ein. Einer Steuergemeinde gehörte er um seines Standes willen nicht mehr an, Verwandte besaß er nicht; aus einem litthanischen Städtchen, wo er zuletzt in armseliger Kondition gestanden, war er auf

die Landstraße geraten. Unsere Diakonin bot den wunden Füßen zuerst Heilung, dann wurde ihm im Brockenhause Arbeit angepaßt. Ein bedeutsamer und willkommener Pflegling wurde er; denn gerade während seiner Anwesenheit sollte die im Hof erbaute Arbeiternachtherberge eingeweiht werden. Er feierte den Einzug ins neue Heim, als erster und damals einziger Herbergsgast mit. Wenige Wochen danach sah die Frau Wirtin ihn nach dem Abendbrot noch zum Arbeitsaal hinaufgehen. Sie ermahnte den sehr Ermüdeten, sich zur Ruhe zu legen. In derselben Nacht ging er still zur ewigen Herberge heim. Von seinem geringen Tagelohn hatte er eine Ersparnis von 3 Rbl. 64 Kop. hinterlassen, die einzige Ersparnis eines mühseligen Lebens. Die Brocken hatten es erübrigt. Da die Herren Pharmazeuten Goldingens für die Beerdigung sorgten, so konnte sein Erbe dazu bestimmt werden, daß, wie Bodelschwingh es von anderen Orten erzählt, auch hier das Wort Kögels an die Wand geschrieben werde: „Es ist das Kreuz auf Golgatha Heimat für Heimatlose.“

Noch manches sonderbaren Gastes könnten wir gedenken, der Raft gehalten hat in der Arbeitsstätte für Heimatlose. Gewiß unendlich viel wird das Brockenhaus an ihnen versäumt, versehen haben, aber von der Tür brauchte niemand gewiesen zu werden, der arbeiten wollte.

Im Laufe von 11 Jahren, 19. Oktober 1893—18. Oktober 1904 haben hier an 3344 Arbeitstagen gearbeitet 37408 Arbeiter, und zwar 11758 Männer und 25650 Frauen. Sie erhielten an Arbeitslohn ausgezahlt 2903 Rbl. 53 Kop., der Ertrag der von ihnen erarbeiteten Brocken ergab 3073 Rbl. 65 Kop.

Außer den dem einfachen Arbeiterstande angehörigen Männern gingen noch, wenn wir die Reihe der Jahre überschauen, eine Anzahl Gewerker durch das Haus und zwar 7 Bäcker, 1 Bankbeamter, 1 Bildhauer, 2 Böttcher, 2 Brauer, 2 Buchbinder, 10 Buchdrucker, 2 Buchhändler, 1 Büchschmied, 3 Drechsler, 3 Eisendreher, 3 Gärtner, 1 Glaser, 2 Handlungskommis, 1 Hutmacher, 5 Konditoren, 11 Kupferschmiede, 2 Maler, 1 Matrose, 10 Maurer, 1 Mechaniker, 4 Müller, 2 Photographen, 2 Provisoren, 9 Schlosser, 6 Schmiede, 1 Schneider, 3 Schuhmacher, 5 Tischler, 1 Uhrmacher, 7 Weber, 3 Wurstmacher, 1 Zimmermann.

Was bedeuten diese Zahlen? Wer sie auf Jahr und Tag zurückrechnet, sieht, daß es geringe Zahlen sind. Im Durchschnitt elf bis zwölf Arbeiter täglich, im Frühling und Sommer find's weniger, im

Herbst und Winter beträchtlich mehr. Auch der Arbeitslohn beweist die kleinen Verhältnisse der kleinen Stadt, es sind jährlich durchschnittlich 264 Mbl., der Ertrag der im Hause verarbeiteten Brocken 279 Mbl. Durch glänzende Resultate Nachfolge erwecken zu wollen, wäre ein törichtes Beginnen: es gibt auch hier Kümmerlichkeiten genug. Auch dürfen andere Schattenseiten der Arbeit nicht übersehen werden.

Will der Pastor sich der Sache annehmen, so geschieht eine *μετάβασις εἰς ἀλλογένοσ*, die verhängnisvoll werden kann. Es ist ein Sich Befassen mit allerlei Dingen, die nicht ins Amt gehören. Dazu ist praktischer Sinn erforderlich, Geschicklichkeit, Geschäftskennntnis, die Fähigkeit, allerlei Leute richtig zu fassen. Dies alles fehlt häufig dem Pastor. Das weiß Schreiber dieser Zeilen aus eigenster Erfahrung. Er braucht daher unbedingt einen kleinen Kreis von Männern der Gemeinde, die Interesse für die Sache haben und einen Verwaltungsrat bilden. Besonders aber muß ein tüchtiger Hausvater von Herzen der Sache dienen.

Ferner gibt es kümmerliche Zeiten, zuweilen ebbent die Brockenströme, finanzielle Nöte ziehen herauf, es gibt Arbeiterfülle und Arbeitsmangel oder Arbeitsfülle und Arbeitermangel, da kann nur der Hausvater des größten Haushalts helfen. Bisher hat er jedesmal geholfen.

Es gibt freilich Gelegenheit außerdem genug, sich zu blamieren. Das soll ja aber ein Vorrecht der inneren Mission sein, daß sie sich um der Gemeinde willen auch blamieren dürfe; in Goldingen hat man denn auch von diesem Vorrecht reichlich Gebrauch gemacht.

Eine Hauptfrage, woher erhalten wir den Mann, der furchtlos und treu genug ist, in dieser Schar von gebrochenen, unlauteren, ja gefährlichen Existenzen seine verantwortliche Pflicht beharrlich zu erfüllen, kann nicht von der Hand gewiesen werden. Sie macht auch ihrerseits auf den Notstand aufmerksam, daß wir eine Anstalt brauchten, in der Berufsarbeiter der inneren Mission erzogen werden. Doch ist dieser Dienst nicht so kompliziert, daß er nicht auch durch die vorhandenen Kräfte könnte geleistet werden. Uns hat der Herr bisher auch hierin gnädig geholfen. Drei Hausväter haben bisher das Haus geleitet: der erste kehrte nach dreijähriger, grundlegender, eifriger Arbeit in seinen Beruf als Kaufmann zurück, es folgte ein braver emeritierter Volksschullehrer, der nach kurzem Siechtum heimging, der dritte ebenfalls einst Volksschullehrer und Organist wirkt eben noch trotz vorgerückten

Alters rüstig in Haus und Garten. Solchen Arbeitern aber, deren Mitarbeit an Kirche und Schule widrige Zeitläufte in unfreiwillige Arbeitslosigkeit verwandelt haben, zu neuer Arbeit zu helfen, darf auch ein Segen des Brockenhauses genannt werden.

Wollten wir den Schwierigkeiten gegenüber auch die Lichtseiten dieser äußerlich gewiß unscheinbaren Arbeit hervorheben, so dürfte davon manchem vielleicht schon zuviel geredet zu sein scheinen. Eins aber darf nicht verschwiegen werden: das Haus selbst kann der Gemeinde direkt vergelten, was sie an ihm getan. Wieviel Güter des Gemeindelebens verkümmern — so bemerkte uns auch Dr. Th. Schäfer, unter der Klage: „wir haben kein geeignetes Lokal.“ Solcher Arbeitsaal eines Brockenhauses eignet sich, wenn Feierabend oder Festtag angebrochen, zu allerlei erbaulicher oder erquickender Gemeinschaft. Hier konnte der Jünglingsverein, der in demselben Hause auch sein Vereinslokal gemietet hatte, vor einer Schar von 200—250 Gemeindemitgliedern seine gern gefeierten Familienabende halten. Im weiten Hofraum prangten im Sommer seine Leistungen an den Turngeräten. Oder es sammelt sich auch ein Elternabend des Kindergottesdienstes, zu anderer Stunde am Sonntag Nachmittag vereinigen sich die Jungfrauen der Gemeinde, an einem Abend im Monat sammelt sich ein Hausväterabend zur Bibelbesprechung. Die Volksküche im unteren Stock hilft für solche Stunden den wirtschaftlichen Teil bestreiten, der Charakter des Hauses wehrt jeder Verletzung der guten Sitte und fördert doch auch harmlose, ungezwungene Fröhlichkeit bei bescheidenen Ansprüchen. Das ist ein Entgelt des Hauses an die Gemeinde für die Erfüllung des Wortes: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!“

Sollten wir gefragt werden, inwiefern die geschilderten Erfahrungen des Brockenhauses in einer Kleinstadt etwa anderen Gemeinden zugute kommen könnten, so müssen wir ja freilich nochmals betonen, zur Nachahmung kann sich ein solches Haus ja nicht empfehlen, aber doch wohl zur Nachachtung, zur Prüfung der örtlichen Verhältnisse. Zweierlei scheint uns festzustehen: zunächst des Herrn Wort Joh. 6, 12 behält sein Recht auch für unsere Gemeinde, das andere: die Gemeinde sollte die Not der Arbeitslosigkeit nicht anwachsen lassen, indem sie zuwandernden Arbeitslosen und einheimischen Bettlern das Recht gibt, aus dem Mißbrauch der leichtfertigen Gutmütigkeit in ihrer Mitte ein Gewerbe zu machen, der Gemeinde sollte vielmehr obliegen, Arbeits-

willige und Arbeitscheue zu scheiden und ersteren gegenüber nach Zes. 58, 7 zu handeln.

Arbeiterkolonien kommen dieser Pflicht am segensreichsten nach, doch sind sie nicht überall zu errichten und der Weg bis zu ihnen ist weit. Daß Arbeits- und Pflegestationen in den kleinen Städten unterwegs gute Dienste leisten können und ähnlich wirken wie die Herbergen zur Heimat in Deutschland, erscheint uns bewiesen. Es braucht ja nicht gleich ein ganzes Haus zu sein, eine gemietete, leichte Arbeitsstube nebst Ablegeraum und dazu ein braver Mann der Gemeinde, der die Brocken bewahrt und die Arbeiter beaufsichtigt, dürfte genügen. Pastor von Bodelschwingh schlägt vor, dafür das Amt eines „Fremdenwart“ in der Gemeinde zu schaffen. Die Arbeit könne ein „barmherziger Holzstall“ gewähren oder die Aufgabe, Steine für den Chauffeebau zu klopfen; das könne auch kleinen Gemeinden zu Arbeitsstationen helfen. Uns erscheint eine Ergänzung dieser Arbeitsgelegenheit durch Verwertung des Brockenmaterials erwünscht und zur Erhaltung des Hauses dienlich. Und wenn's nun auch nicht diesem Zwecke dienen sollte, irgendeinem Zwecke, der Not stillen hilft, wird immer dienen können, wer dem Worte nachachtet: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!“



Kirchliche Siechenhäuser auf dem Lande.

Du wirst den Hungrigen finden lassen
dein Herz und die elende Seele sättigen;
so wird dein Licht in der Finsternis aufgehen
und dein Dunkel wird sein wie der Mittag.
Jes. 58, 10.

In einer kirchlichen Zeitschrift war jüngst die Biographie der Gräfin von Rehden, einer persönlichen Freundin Johannes Gossners, zu lesen. Darin war in ergreifender Weise erzählt, wie eine der schönsten Zierden dieser edlen Frau ihr barmherziges Herz war, wie denn auch hervorgehoben wurde, welchen tiefgehenden Einfluß der frühere katholische Priester, der damals gerade ans Petersburg ausgewiesen war, auf sie gehabt hat. Unermüdet hat sie in dem ihr angewiesenen Kreise die größte Liebestätigkeit bewiesen, so daß es in ihrem ganzen Gutsbezirke keine Kranken, Siechen und Sterbenden gab, die sie nicht regelmäßig besuchte, um ihnen leibliche Erquickung und christlichen Trost zu bringen. Friedrich Wilhelm IV., auch mit ihr aufs innigste befreundet, hat ihrem Grabsteine selbst die Inschrift gesetzt: „Eine treue und demütige Jüngerin Gottes ihres Heilandes, treu im Kleinsten, klar und beharrlich im Schwierigsten, immer sich gleich vor Hohen wie vor Niedrigen, eine Mutter der Armen, eine Zuflucht aller für Rat und Hilfe!“

So sorgte sie, die hochgeborene Gräfin, für die Armen und Kranken! Und was tun wir für sie? Was leisten wir speziell in unseren Landgemeinden in dieser Hinsicht? Denn daß wir die Pflicht haben, „die Hungrigen unser Herz finden zu lassen und die elende Seele zu sättigen“, — darüber sind wir doch wohl alle einig, wie wir wohl

auch alle darin übereinstimmen werden, daß, wenn wir jene Unglücklichen richtig verpflegen wollen, wir dazu kirchlicher Siechenhäuser bedürfen! Drei Fragen möchte ich in bezug auf kirchliche Siechenhäuser auf dem Lande besprechen:

1. Wie weit haben wir es mit der Begründung solcher kirchlichen Siechenhäuser gebracht? 2. Welche Erfahrungen haben wir in bezug auf die Erhaltung derselben gemacht? 3. Was haben wir in Zukunft auf Grund dieser Erfahrungen zu tun?

I.

Wie weit haben wir es mit der Begründung kirchlicher Siechenhäuser auf dem Lande gebracht? — Indem wir so fragen, sagen wir es schon, was zunächst unsere Aufgabe war. Kirchliche Siechenhäuser mußten auf dem Lande erst ins Leben gerufen werden, denn wir besaßen deren bis vor kurzem eigentlich noch keine! Und doch lag das dringendste Bedürfnis nach ihnen vor. Denn mit den kommunalen Armenhäusern konnten wir uns doch schwerlich zufrieden geben! Das waren, natürlich mit einzelnen Ausnahmen, meist nur Stätten des Elends, des Schmutzes und der Zwietracht, für die Gemeinden insofern ganz bequem, als sie dortselbst alle unterstützungsbedürftigen Gemeindeglieder zusammenpferchen konnten, um sie nicht mehr in den Gefinden halten zu müssen. Ein Glück war es, daß diese bedauernswerten Insassen der Armenhäuser es selbst nicht empfanden, wie menschenunwürdig eine solche Kasernierung ist, fast ebenso menschenunwürdig, wie das noch häufig genug vorkommende Ausbieten der Armen auf Mindestbot. Wo der Gutsherr oder Pastor einen direkten Einfluß auf die Gemeindeverwaltung hatte, da konnten gewiß viele Mißstände beseitigt werden. Als ein in jeder Beziehung musterhaftes kommunales Armenhaus ist das in Sonnaix zu bezeichnen. Die Gemeinde hat ein neues Gebäude für 1500 Rbl. aufgeführt, in dem 20 Sieche verpflegt werden, wobei sie 30 Rbl. jährlich für den Unterhalt des einzelnen zahlt, während der Hausvater eine Gage von ungefähr 100 Rbl. erhält (18 Poststellen Ackerland und 9 Poststellen Wiese). Pastor und Gemeinde arbeiten hier zusammen im besten Einvernehmen. Das Haus ist sehr zweckentsprechend gebaut, es hat sogar einen hübschen Betsaal. — Meist aber war es ein trauriges Bild, das wir da vor Augen hatten. Schreibt doch ein Propst auf die diesbezügliche Anfrage, daß in seiner

Diözese zusammen 27 kommunale Armenhäuser existieren, daß aber nur aus drei Gemeinden berichtet wird, daß die Armenhäuser allen Anforderungen genügen, die man berechtigtermaßen an sie stellen kann. Wir müssen Sr. Excellenz, dem Herrn kurl. Gouverneur Swerbejew, herzlich dankbar sein, daß er in bezug auf die kommunalen Armenhäuser insofern Wandel geschaffen hat, als jetzt die Gemeindeältesten für die Verpflegung ihrer Insassen persönlich verantwortlich gemacht worden sind.

Das Normale scheint mir trotzdem das zu sein, daß wir kirchliche Siechenhäuser auch in unseren Landgemeinden haben. Darunter verstehe ich Wohnstätten für pflegebedürftige, alte, alleinstehende Glieder der kirchlichen Gemeinde, von dieser, resp. von ihren Organen gegründet und verwaltet, damit die Heimatlosen wieder eine Heimat, die der Liebe Entbehrenden eine liebevolle Behandlung, die Kranken und Siechen die nötige, von christlichem Geiste getragene Verpflegung haben. Ich betone es: die Alleinstehenden, die einsam im Leben Nachgebliebenen sollen dort aufgenommen werden! Dagegen sollen solche, die noch unterstützungsfähige Angehörige haben, wenn irgend möglich, von diesen gepflegt werden, damit dieselben des Segens solcher Pflege, die Siechen aber des Segens des Familienlebens nicht entbehren. Wie die Gründung und Verwaltung, so hat die kirchliche Gemeinde dann auch die Unterhaltung dieser ihrer Siechenhäuser auf sich zu nehmen. Die dazu erforderlichen Mittel muß sie beschaffen, wobei sie fraglos auch die betreffenden Gemeindeverwaltungen zur Unterstützung ihrer Siechen heranziehen kann und muß. Denn diese sind nun einmal gesetzlich dazu verpflichtet, für ihre Alten und Kranken das zu ihrem Unterhalte Erforderliche zu zahlen. Natürlich werden sich die Gemeindeverwaltungen in den meisten Fällen auf eine möglichst geringe Zahlung beschränken. So zahlt beispielsweise die Edwahlensche Gemeindeverwaltung für den einzelnen Siechen 15 Rbl. 20 Kop. oder täglich $4\frac{1}{6}$ Kop., die Kabilensche Gemeindeverwaltung nur zirka 13 Rbl. jährlich pro Siechen. Das Fehlende, — es macht das für die im dortigen Siechenhause Untergebrachten ungefähr 10 Rbl. pro Kopf und Jahr aus, — muß daher durch freiwillige Beiträge von seiten der kirchlichen Gemeinde beschafft werden. Aber wir fragten: wie weit haben wir es mit der Begründung der kirchlichen Siechenhäuser auf dem Lande gebracht? Sagen wir es offen und ehrlich: wir stehen noch immer erst im ABC dieser ernstesten und heiligen Sache! Es ist bisher

die Zahl der kirchlichen Siechenhäuser noch immer eine viel zu geringe! — In Livland gibt es deren 6: eins in Kannapäh, 1895 vom Pastor gegründet, indem er für dasselbe ein Gesinde kaufte und schenkte, mit 20 Insassen; eins in Lubahn, 1895 vom Pastor mit Hilfe einer Gutsbesitzerin gegründet, mit 20 Insassen; eins in Wohlfahrt, vom Pastor 1898 gegründet, wobei die kirchliche Gemeinde ein Gesinde für diesen Zweck kaufte, mit 18 Siechen; eins in Jungfernhof, von einer Gutsbesitzerin gegründet und allein erhalten, mit 23 Siechen; eins in Auderu, vom Pastor 1895 für 3—5 Sieche gegründet und eins in Versohn, 1901 von einer Gutsbesitzerin gegründet, wobei der Besitzer von Marzen einen früheren Krug auf sechs Jahre zur freien Benutzung gab und auch die erforderlichen Neubauten resp. Remonten übernahm, während die genannte Dame 500 Rbl. für Anschaffung des nötigen Inventars stiftete, für 11 Insassen.

In Kurland besitzen wir nicht-kommunale Siechenhäuser auf dem Lande: in Dondangen, vom Majorats Herrn von Dondangen 1897 gegründet, wobei er den Unterhalt für die 13 alleinstehenden Siechen und 3 Kranken allein bestreitet, so daß die Gemeinde in keiner Weise zur Unterstüzung herangezogen wird. Dasselbe ist in Zierau der Fall, wo die allen humanitären Bestrebungen in jeder Weise entgegenkommende Guts Herrin ein eigenes massives Siechenheim aufbauen ließ und wo 8 Sieche verpflegt werden, 1896 gegründet. Ebenso erhält der Majorats Herr von Dubenalken ganz aus eigenen Mitteln ein Armenhaus mit 17 Armen. In Edwahlen ist das Siechenhaus 1897 vom Pastor gegründet, und zwar pachtete er einen damals noch bestehenden Krug auf 12 Jahre, wobei er beim Majorats Herrn von Edwahlen jede nur gewünschte Unterstüzung fand. Die Pacht ist eine so geringe, daß bei der Weiterverpachtung der Ländereien noch ein kleiner Überschuß erzielt und das für das Siechenhaus erforderliche Quantum Holz erübrigt wird. Vom Edwahlen'schen Majorats Herrn wird dann auch noch ein kleineres Armenhaus auf dem Gute Lediken erhalten, indem er das speziell zu diesem Zwecke erbaute Gebäude zur unentgeltlichen Benutzung hergibt, während die 10 Insassen den nötigen Lebensunterhalt nur von der Gemeindeverwaltung beziehen. Anführen möchte ich noch das Armenhaus in Kabilen. Dasselbe gehört zunächst freilich noch der politischen Gemeinde. Seit 1897 ist es aber bedeutend erweitert, die Siechen wurden abge sondert und unter die Fürsorge einer Hausmutter gestellt, der wiederum eine Pflegerin zur

Pflege der Kranken beigegeben wurde. Die Gemeinde zahlt für jeden Siechen jährlich 3 Maß Roggen, 2 Maß Gerste und 3 Rbl., und zwar an den Pastor, der dann für die Verpflegung der Siechen sorgt. Was er sonst für den Unterhalt der ihm Übergebenen braucht, erhält er vom Besitzer von Rabillen. Es sind dort durchschnittlich 25 Personen in Verpflegung. In diesem Frühjahr ist mit dem Bau eines besonderen Siechenhauses begonnen worden, das der augenblickliche Landesbevollmächtigte von Kurland ganz aus eigenen Mitteln ausführen läßt. In Erwahlen ist für ein zu gründendes kirchliches Siechenhaus bereits ein größeres Kapital gesammelt. In Katzdangen*) wird in nächster Zeit ein Siechenhaus für etwa 10 Sieche eröffnet werden. Gegen ganz geringe Zahlung von seiten der Gemeinde will der munizifizente Majoratsherr von Katzdangen den ganzen Unterhalt der Siechen auf sich nehmen. Für die Leitung des Hauses und Pflege der Siechen ist bereits eine Diakonisse engagiert.

Sind die hier genannten Siechenhäuser streng genommen auch nicht alle rein kirchliche, sofern sie nicht von der kirchlichen Gemeinde als solcher, sondern von einzelnen Gliedern derselben begründet worden sind und von ihnen mehr oder weniger unterhalten werden, so sind sie doch solche nicht-kommunale Anstalten der Barmherzigkeit, die der von christlichem Geiste getragenen Liebesarbeit dienen. Nicht-kommunale Anstalten der Barmherzigkeit sind aber schließlich auch die meist von der betreffenden Gutsherrschaft begründeten und erhaltenen Krankenhäuser. An erster Stelle muß hier das vorzügliche, nach allen Anforderungen der Neuzeit eingerichtete Krankenhaus in Groß-Gkau genannt werden. 16—18 Betten stehen hier zur Verfügung, Operations- und Badezimmer sind vorhanden, ein eigener Arzt arbeitet da mit einem Feldscher und einer Schwester des Roten Kreuzes. 1898 wurde dieses Krankenhaus neugebaut, während das alte umgebaut und seit 1902 zu einer Entbindungsanstalt mit 2 Betten und einer Hebamme bei freier Verpflegung der Wöchnerinnen eingerichtet wurde, — beide Anstalten werden mit einem Aufwande von reichlich 4—5000 Rbl. p. a. vom Hof Gr. Gkau erhalten. — Krankenhäuser gibt es dann noch auf dem Lande: in Mesothen-Doktorat mit 3 Betten, vom Hofe Mesothen erhalten; in Neugut, mit 2 Betten, im Hause des Neugutschen Wohlthätigkeitsvereins und von diesem erhalten; in Schön-

*) ist bereits eröffnet.

berg mit 4 Betten, vom Hofe bei kostenfreier Pflege erhalten; in Landsen mit 20 Betten, von Graf Lambsdorff-Sührs erhalten; in Rudbahren mit 3—7 Betten, von der Gutsherrschaft erhalten; in Razdangen mit 6 Betten, auch vom Gutsherrn gegen ganz geringe Zahlung eingerichtet. Hier liegt die Pflege in den Händen einer Diakonisse, während in Rudbahren eine in Mitau ausgebildete Gemeindeschwester arbeitet. Auch Alt-Rahden hat eine Gemeindefrankenspflegerin, die im Pastorat stationiert ist und die Kranken in den Gefinden umsonst zu pflegen hat.

Das alles ist ja noch lange nicht genug, aber es ist doch immerhin etwas, was wir geleistet haben; und wo auch keine kirchlichen Siechenhäuser gegründet sind, da fühlen wir es als einen Mangel, wenn wir ihrer entbehren müßten, da regt sich im verborgensten Winkel des Herzens der Wunsch, doch auch zu einem solchen gelangen zu können, — ich meine, das ist ein Fortschritt, den wir verzeichnen können.

II.

Wir fragten weiter: welche Erfahrungen haben wir in bezug auf die Erhaltung der kirchlichen Siechenhäuser gemacht? — Um diese Frage zu beantworten, möchte ich zunächst auf die Schwierigkeiten hinweisen, die es da zu überwinden gibt. Die erste ist die Beschaffung des geeigneten Lokals. Wie schon erwähnt, gelang es in Edwahlen einen sehr geräumigen Krug zu diesem Zwecke zu gewinnen. Dasselbe geschah in Bersohn, während in Kannapäh und Wohlfahrt ganze Gefinde angekauft und eingerichtet wurden; oder es wurden neue Siechenhäuser aufgebaut, so in Zierau, Dubenalken, Rabillen, oder aber ein ganzes großes Doktorat wurde zum Siechenhause umgestaltet, so in Dondangen. Aus allen diesen Beispielen ist klar ersichtlich, daß wo nur ein Wille ist, sich auch ein Weg findet, so daß der Pastor zum Ziele gelangen kann, wenn das auch in den meisten Fällen schwieriger sein wird, als es an den genannten Orten der Fall war. Die günstige Gelegenheit, die sich gerade jetzt bietet indem es in den meisten Gemeinden leerstehende Krüge gibt, sollte nicht verpaßt werden.

Schwieriger ist es mit der Beschaffung der zum Unterhalte nötigen Mittel. Es sollen auch die Gemeindeverwaltungen zum Unterhalte der Siechen herangezogen werden. Da aber gibt es

so viele „Abers“! So manche Gemeindeverwaltung wird sich nicht darin finden, daß sie bei der Verwaltung des Siechenhauses nichts mitzusprechen haben sollte. Es wird auch nicht immer leicht sein, sie davon zu überzeugen, daß es sowohl im Interesse der Gemeinde als der Siechen liegt, wenn sie bei so geringer Zahlung gut verpflegt werden. Mit Worten da zu belehren wäre vergebliche Liebesmühe. Nur der Erfolg kann das tun, indem er davon überzeugt, daß es ein gutes Werk ist, um das es sich handelt. Bald ist die Meinung völlig umgeschlagen: man hält es für selbstverständlich, daß das Siechenhaus da ist; man erkennt den Segen, den es den Armen bietet. Es wird deshalb das zum Unterhalte Fehlende durch freiwillige Gaben mit großer Bereitwilligkeit gespendet, so daß beispielsweise in Edwahlen bisher noch nie ein Mangel an Geld gewesen ist. Im Gegenteile, es war das Nötige auch immer da, so daß die jährlich zu dem von der Gemeindeverwaltung Gebotenen zuzulegenden 100—110 Rbl. auch stets beschafft werden konnten und in den 8 Jahren, wo das Siechenhaus jetzt besteht, über 800 Rbl. an Liebesgaben verwandt worden sind. Das bestätigen auch die anderen Pastoren, daß diese Schwierigkeit sich überwinden läßt, auch wenn man in der Beschaffung der nötigen Mittel ein Genie wie Georg Müller in Bristol oder Pastor Bodelschwingh in Bielefeld nicht ist. So schreibt der Pastor zu Bersohn, daß dort das aller-schwerste die Beschaffung des Brennholzes gewesen sei. Ein im zweiten Jahre für diesen Zweck arrangiertes Kirchenkonzert hat dann 170 Rbl. ergeben. Die Verhältnisse scheinen nach dieser Seite hin in Bersohn überhaupt ideal zu sein. So waren ja, wie wir hörten, für das Inventar von einer Dame 500 Rbl. gespendet worden, während die Besitzerin vom Schloß Bersohn ein Kapital von 500 Rbl. stiftete und die Besitzerin des Gutes Sellgowsky zum Besten des Siechenhauses 50 Rbl. jährlich zahlt. Die Gemeindeverwaltung aber zahlt für den einzelnen Siechen durchschnittlich 30 Rbl. pro Jahr.

Am schwierigsten ist wohl die Beschaffung und Anstellung der geeigneten Hausmutter und Pflegerin. Denn 65 Rbl. jährlich für die Hausmutter und 40 Rbl. jährlich für die Dienstmagd, zusammen 105 Rbl., wie in Wohlfahrt, können für sie nicht gezahlt werden, wenn die Jahresbilanz 150 resp. 250 Rbl. ausmacht. Durchschnittlich werden der Pflegerin in den meisten Siechenhäusern 35—45 Rbl. jährlich gezahlt. Auch sonst ist die Beschaffung der Pflegerin schwer. Sie muß energisch und doch liebevoll, ehrlich und redlich, fleißig und

sittsam, sparsam und sauber fein; muß sich über viele törichte Vorurteile hinwegsetzen können. Wo findet man solche Mustermenschen? Sie sind Gottlob noch da! Manches Lehrgeld muß natürlich bezahlt werden, schließlich kommt man doch zur rechten Pflegerin. So hat das Edwahlen'sche Siechenhaus augenblicklich eine sehr tüchtige Hausmutter. Von der Wohlfahrtschen schreibt der Pastor: inolge meiner vorzüglichen, erzieherisch wirkenden Hausmutter sind gute Erfahrungen gemacht. Die Alten werden zufrieden und geduldig." — Also auch in dieser Beziehung keine unüberwindliche Schwierigkeit! Dafür sind die großen Vorteile, die ein kirchliches Siechenhaus bringt, so unendlich viele! Die Ärmsten in der Gemeinde sind nicht mehr heimatlos. Sie finden wieder Liebe, deren sie ganz entbehren mußten. Sie sind leiblich und geistlich verpflegt. Es ist doch tiefergreifend, sie zu sehen, wie sie alle zusammen nun in ihrem eigenen Hause zum Tische des Herrn kommen oder sonst eine gottesdienstliche Feier mitmachen. Sie werden, wie es oben hieß, wirklich zufrieden und geduldig, nicht nur weil Liebe Gegenliebe wirkte, sondern weil sie sich auch in die Hausordnung fügen müssen, wollen sie ihr stilles Winkelchen nicht verlieren. Denn sind sie gar zu anspruchsvoll oder widerspenstig, dann müssen sie eben am Jahreschluß hinaus. Das kommt kaum mehr vor, nachdem einige Ruhestörer hinausgeworfen werden mußten und die andern es begriffen haben: sie sind nicht zum Kriegsführen, sondern zum Sonnen des alten Rückens im Siechenhause. Und die Gemeinde hat ihren Vorteil, in materieller und in ethischer Beziehung. Schließlich vorteilt auch der Pastor viel! Es ist doch etwas wert, wenn er sich sagen kann: hier tuft du deine Pflicht und der Herr segnet deine schwache Kraft! Es muß ihm doch ein schöner Trost sein, wenn er die alten lieben Krüppel sagen hört: mehş par jums Deewu luhdsam!*) Es wächst doch die Arbeitsfreudigkeit, wenn er sich auf diesem Gebiete eins weiß mit der ganzen Gemeinde, wie auch ein Amtsbruder auf die Frage, ob die Arbeit an den Siechen in der Gemeinde Verständnis und Unterstützung fände, antwortete: „Durchaus! Die Gemeinde vergibt mir alle Fehler und Dummheiten bei der Gründung und Leitung und hilft unermüdet weiter.“ — Gott segne die treue Arbeit des lieben Bruders an den Siechen auch fernerhin, wie er es bis hierher so sichtbar getan hat!

*) Wir beten für Sie.

III.

Ich komme zur dritten und letzten Frage: was haben wir in Zukunft auf Grund der gemachten Erfahrungen zu tun? Die Antwort lautet kurz: mehr kirchliche Siechenhäuser auf dem Lande haben wir zu gründen, die vorhandenen aber sollten wir mit neuer Freudigkeit erhalten und pflegen! Das rechte Gottvertrauen und die rechte Liebe für den Herrn und seine Brüder und Schwestern haben wir dazu nötig, — dann ist es nicht schwer, ein solches Werk der Barmherzigkeit zu tun. Solches Gottvertrauen und solche Liebe, sie sind dann auch mehr wert als alles Theoretisieren und Kritifizieren. Wo dieses beliebt ist, da hören wir oft genug den Ausspruch: wenn ich nicht alles aufs beste, ja, aufs eleganteste habe, dann will ich es lieber gar nicht haben. Das mag ein ganz schöner Grundsatz sein, — zu Siechenhäusern kommt man aber damit nicht. Ist's doch in den meisten Fällen nur ein gar zu bequemes Ruhepolster für das pastorale Gewissen, wenn man so denkt und spricht. Die Apostel haben auch nicht in Palästen ihre Siechen verpflegen können, wenn sie sich „in der täglichen Handreichung“ übten. Den senfkornartigen Charakter des Reiches Christi sollten wir auf diesem Gebiete doch nicht verleugnen.

Also zum Gottvertrauen und zur Liebe zum Herrn ein ganz klein wenig Bescheidenheit und Zufriedenheit mit dem Kleinen, so unentbehrlich auch dazwischen wieder einmal eine gründliche Unzufriedenheit mit dem Erreichten ist. Ist sie es doch, die uns immer wieder anspornt, dem Ideale näher zu kommen, — hier dem Ideale, daß jede Gemeinde ihr kirchliches Siechenhaus hat und wir alle gleich Stephano „Männer sind voll Glaubens und Kräfte, Wunder zu tun und große Zeichen unter dem Volke.“ Wollen wir wiederum kleingläubig und ängstlich sein? Nun, dann wollen wir es uns doch recht vergegenwärtigen, daß der Herr selbst gar nichts anderes von uns vorausgesetzt, als daß wir diese unsere Pflicht tun, wie er uns denn auch den schönsten Trost gibt, wenn wir sie tun. Denn so lautet das Wort des Propheten, von dem wir ausgingen und mit dem wir auch schließen wollen: „Du wirst den Hungrigen finden lassen dein Herz und die elende Seele sättigen; so wird dein Licht in der Finsternis aufgehen, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag.“

Alkoholismus und Branntweinsmonopol.

Es ist jetzt zwei Jahre her, da verlangte im deutschen Reichstage der Abgeordnete Dr. Esche ein Gesetz, das in Anlehnung an die vom Reichstage dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesenen Vorschläge des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke die schlimmsten Zustände, wie sie durch solchen Mißbrauch alkoholischer Getränke hervorgerufen werden, beseitigt. Er wies dabei auf die Schädlichkeit und die Verwüstungen des Alkohols hin; es sei unmöglich, daß ein zivilisierter Staat sich gleichgültig dagegen verhalte; der Kampf gegen die Trunksucht müßte von der Regierung ebenso kräftig unterstützt werden wie der Kampf gegen die Tuberkulose: sei doch der Alkoholismus erst der Nährboden der Tuberkulose! — Die verschiedensten Vorschläge werden da gemacht! Schon in den Schulen sollen die Schüler und Schülerinnen über die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses belehrt werden; angetrunkenen Personen und Personen unter achtzehn Jahren soll bei Strafe kein Branntwein verabfolgt werden; staatliche Trinkerheilstalten sollen errichtet werden! — Ähnlich regt es sich in England, wo das neue Trunksuchtsgesetz einen Einblick in einen solchen Abgrund des Elends gewährt, daß man die dringende Notwendigkeit einer Abhilfe zugeben muß. Nach diesem Gesetz wird Trunkenheit, selbst ohne anstößiges Benehmen als ein Verbrechen angesehen. Der Strafrichter hat das Recht, von dem Verurteilten, den er als Gewohnheitsfäuser erkennt, die Bürgschaft dafür zu verlangen, daß er sich drei Jahre lang des Alkoholgenusses gänzlich enthalte. Jeder derartig Gemafregelte kommt auf die seitens der Gerichte geführte schwarze Liste, die an die Inhaber der Trinkhäuser verteilt wird. Den letzteren ist bei schwerer Strafe verboten, den auf der schwarzen Liste Figurierenden alkoholische Getränke zu reichen. Wegen der Feststellung sollen der schwarzen Liste Photographien von Gewohnheits-

trinkern beigegeben werden. Die einschneidendste Verfügung betrifft jedoch das neu erworbene Recht des Ehemannes, die Scheidung von Tisch und Bett seiner Frau verlangen zu dürfen, falls diese dreimal wegen Trunkenheit abgestraft worden ist. Infolgedessen drängen sich jetzt täglich in den Polizeigerichten eine Anzahl Ehemänner, um die seit Jahren ersehnte Befreiung von ihren trunksüchtigen Frauen zu verlangen.

Noch entschiedener ist die Stellung der wahren Volks- und Menschenfreunde dem Alkohol gegenüber in Schweden und Norwegen, ebenso auch in der Schweiz. In demselben Jahre 1902 fand in Basel das von vielen Tausenden gefeierte Blaukreuz-Jubiläum statt. In seiner Festpredigt konnte der Pfarrer Stähelin darauf hinweisen, daß es Pflicht der Kirche sei, gegen den Alkoholismus mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen zu kämpfen, daß das denn auch geschehe, daß die Arbeit der Blaukreuzler nicht vergeblich sei. Acht-hundert Ortsvereine mit 30 000 Mitgliedern, darunter 10 000 frühere Trinker gehören dazu. — Der Begründer des Vereins selbst, Pfarrer Kochat konnte mitteilen, wie der Verein der Schweizer Blaukreuzler gegründet worden sei: bei einem alkoholfreien Volksfeste war er, Kochat, mit einem enthalt-samen geretteten Trinker, einem Arbeiter ins Gespräch gekommen. Er fragte ihn: würden Sie nicht besser tun, wie die ehrbaren Leute nur mäßig zu trinken, anstatt sich völlig zu enthalten? Darauf antwortet ihm der Arbeiter: es war mir immer leicht, die ehrbaren Leute nachzuahmen, wenn sie ihr erstes Glas trinken. Sobald ich aber wie sie nach dem ersten oder zweiten Glase aufhören wollte, so überstieg dies meine Kräfte! — Die Antwort ließ den ernsten und doch auch tatkräftigen Mann nicht ruhen, — er hatte die Lösung gefunden, wie man sich Trinkern gegenüber zu verhalten habe, wolle man sie retten; wie es denn auch heute in der Trinkerheilmethode ganz allgemein als Grundsatz gilt, daß, wenn Enthalt-samkeit auch nicht von allen gefordert zu werden braucht, so doch unbedingt von Trinkern, denen, die es schon sind und denen, die in Gefahr sind es zu werden, sowie andrerseits allen denen, die Trinkern ernstlich helfen wollen. Den Dank konnte der treue Pfarrer auf demselben Jubiläumsfeste ernten, als ein früherer Trinker ihm ein Buch überreichte, in das mehr als 1000 Gerettete in der deutschen Schweiz nichts weiter als ihren Namen eingetragen hatten. Tränen in den Augen umarmte Kochat den Über-

bringer der Jubiläumsgabe mit den Worten: „Das ist mir das allerschönste Geschenk!“ — Bei der Schilderung des Trinkerelends hatte besonders ein Vorkommnis aus der jüngsten Zeit die Versammelten tief ergriffen: ein Knabe kommt mit freudestrahlendem Gesicht zur Gemeindegemeinschaft. „Junge, was hast du denn?“ fragt diese, „du bist doch sonst nicht so vergnügt!“ — „Denke dir, Tante“, antwortet der Knabe, „diese Nacht hat sich der Vater erhängt, — aber wir sind froh!“ — Der Vater war ein Trinker gewesen!

Zweierlei lernen wir aus dem eben Gesagten: daß, wo wirkliche Zivilisation im Staate oder wirklich geistliches Leben in der Gemeinde herrscht, man die Trunksucht als eine große Gefahr für unser soziales und kirchliches Leben ansieht; und andererseits, daß man von allen Seiten den unerbittlichsten Kampf gegen den Alkoholismus führt! Mit diesem Worte bezeichnen wir die mit dem Mangel an Willensübung zusammenhängende Neigung zum Trunke infolge einer materialistisch gerichteten Weltanschauung und eines physiologisch geschwächten Zustandes des Menschen — und infolge der systematisch betriebenen Versuchung zum Trunke, ob nun solch eine Versuchung direkt von der Landesregierung selbst oder von Personen ausgeht, die von der Landesverwaltung die Konzession zum Handeln mit geistigen Getränken erhalten haben. Es kann namentlich bei aufrichtigen Christen gar nicht anders sein: wir müssen Rettungsarbeit an den unglücklichen Opfern der Trunksucht üben, — wir wären sonst ein tönend Erz und eine klingende Schelle! Wir müssen namentlich auch den Trinkern christliche Barmherzigkeit erweisen, weil gerade die Trunksucht zu den allerschwersten Verbrechen anreizt, und weil die Folgen namentlich aller durch den Alkoholismus geförderten Sittlichkeitsvergehen auf Generationen hinaus so verderbenbringend sind! Da darf keine Mühe gescheut werden, um solchen Gefahren für das sittliche und geistliche, physische und soziale Leben des ganzen Volkes vorzubeugen. Ebenso muß es das Hauptbestreben eines ehrlichen Staatsmannes sein, Mittel und Wege zu finden, wie die Bevölkerung vom Genusse berauschender Getränke abgelenkt und zu einem nüchternen Leben erzogen werden kann! Die Wirkungen sind einander zu sehr entgegengesetzt: auf der einen Seite viele Tausende unglücklicher Familien, viele Hunderttausende enternvter, arbeitsunfähiger, zu jedem Umsturz der staatlichen und bürgerlichen

Verhältnisse bereiter Menschen, die immer tiefer im Sumpf des moralischen Elendes versinken, ohne irgendeinen Halt im Leben, ohne irgendeine Hoffnung im Sterben, — und auf der anderen Seite ein Volk mit höheren Idealen als wie am Kneiptisch beim Glase Schnaps oder Bier zu sitzen, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung kerngesund und kraftvoll, arbeitsfreudig, zufrieden und glücklich; dabei ein Wachsen des Wohlstandes auf der ganzen Linie! Denn mit dem geordneten Leben kommt auch die Freude an der Arbeit, und mit dieser ein immer größerer Wohlstand der ganzen Bevölkerung. Der Staat hat den Nutzen davon, schon allein dadurch, daß er nun nicht mehr Millionen für die Hunderttausende von Verbrechern in den Gefängnissen zu verausgaben braucht, daß er statt der Verbrecher und Sträflinge ruhige und zufriedene Bürger und tüchtige, im besten Lebensalter stehende Arbeiter hat! — So weist denn derselbe Dr. Esche darauf hin, daß ein großer Teil der amerikanischen Arbeiter deswegen leistungsfähiger sei als der deutsche Arbeiter, weil sie sich des Alkohols vollständig enthalten. Deshalb sucht man auch in Norwegen und Schweden den Branntweinsausfschank und Kleinhandel so viel wie nur irgend möglich zu beschränken. So kamen nach zuverlässigen Berichten 1893 in Leipzig auf 265 Einwohner eine Schankstätte, in Baugen sogar eine auf 248; in Stockholm dagegen im Jahre 1898 eine auf 2083, und in Norwegen 1896 eine Schankstätte auf 9000 Einwohner! — Wie sehr es darauf ankommt, den Menschen mit schwachem Charakter möglichst wenig Gelegenheit zum Trinken zu geben, dafür nur ein Beispiel aus Kurland. Vor neunzehn Jahren gab es dort in einer nicht großen Gemeinde fünf Krüge, darunter zwei sehr große. Im Laufe der Zeit waren von diesen alle bis auf den Kirchenkrug geschlossen. Als dann gerade in dem Jahre, als das Brauntweinsmonopol bei uns eingeführt wurde, auch dieser als Schankstätte durch die große Liebenswürdigkeit des Gutsherrn geschlossen wurde, zahlten die Wirte des betreffenden Gebietes beim nächsten Zahlungstermine rund tausend Rubel mehr von ihrer Schuld ab, als sie es an den früheren Zahlungsterminen getan hatten!

Der Kampf gegen den Alkoholismus ist somit in allen Kulturstaaten zu einer öffentlichen Angelegenheit, zu einer nationalen Frage geworden!

Und was hat man bei uns getan, um allen Anforderungen gerecht zu werden, die berechtigterweise gestellt werden können? Wie hat man

bei uns zu Lande seine Bereitwilligkeit zur Bekämpfung des Alkoholismus bekundet? Welche Mittel hat die Regierung ergriffen, um dem immer mehr um sich greifenden Schaden, wie ihn die Trunksucht verursacht, zu steuern? Welche Unterstützung findet sie dabei von seiten der Gesellschaft, des Volkes? Man hat vor allem doch gewiß das moralische Niveau der Gesamtbevölkerung heben wollen, — nicht wahr, das dürfen wir voraussetzen! Man hat eindringlich und sachkundig die Verwüstungen des Alkoholismus geschildert! Man hat die Notwendigkeit betont, die Verführungen zum Genuße alkoholhaltiger Getränke einzuschränken! Nichts von alledem! sondern man hat das Branntweinmonopol eingeführt! Der Staat ist nunmehr der alleinige Verkäufer alles Branntweins und Spiritus, wobei der Hauptzweck des Monopols die Hebung der Reichseinnahmen war! Es liegt also im Interesse des Verkäufers resp. des Staates, daß so viel wie nur irgend möglich Branntwein gekauft resp. konsumiert wird, — folglich ist dem Staate nicht an der Abnahme sondern an der Zunahme der Trunksucht gelegen! Denn je mehr getrunken wird, ganz einerlei von wem, ob von denen, die noch Willenskraft besitzen, oder von den schlimmsten Gewohnheitsstrinkern, um so größer sind die Einnahmen! So haben denn auch die Vertreter dieser Volkswirtschaft die große Freude und Genugtuung, es zu erleben, daß über das Doppelte der erhofften Einnahme, nämlich weit über eine halbe Milliarde jährlich durch das Monopol einkommen. Alle Bedenken, alle Warnungen, die ausgesprochen wurden, halfen nichts. Ein oberster Vertreter der Staatsregierung aus einem der inneren Gouvernements berichtete sogar, jezt sei die Lösung der schwierigen Frage, das Volkswohl betreffend, gefunden: früher hätten sich die Menschen durch den getrunkenen Fusel so sehr den Magen verdorben, daß sie zwei Tage zu allem ganz unbrauchbar waren; jezt sei in Folge der besseren Qualität des Kronbranntweins der Rausch mit dem Sammer bald überwunden, die Leute könnten bereits schon am anderen Tage etwas arbeiten, und was die Hauptsache sei, sie könnten schon gleich am nächsten Tag und dann die ganze Woche hindurch trinken, und zwar mit dem nötigen Verständnis und Nachdruck!! — Ja, wenn nur diejenigen, die früher tranken, jezt auch trinken würden, wenn es nicht Wahrheit, trostlose Wahrheit wäre, was ein kurländischer Herr Kreiskommissar auf die an ihn gestellte Frage, ob das Monopol nicht ein Segenspender κατ' ἐξοχήν sei, antwortete: „Erzellenz mögen Recht haben! die Männer und Jungen trinken jezt vielleicht weniger, — ich sage vielleicht! ich habe aber

die Beobachtung gemacht, daß jetzt auch Frauen und Mädchen, ja Kinder trinken, und zwar nicht mehr wie früher, verschämt und vor der Öffentlichkeit verborgen, sondern ohne irgendwelche Scham und ganz öffentlich auf den Straßen wird getrunken!“

Damit kommen wir auf die Frage: welche Folgen hat die Einführung des Branntweinmonopols in bezug auf den Alkoholismus bei uns in den baltischen Provinzen gehabt? Sagen wir es kurz und gerade heraus: die allerschlimmsten! Der livländische Herr Generalsuperintendent hat uns bereits im vorigen Jahre darüber berichtet, wie es in Livland damit bestellt ist. Man wollte seinen Ohren nicht trauen, wenn man von allen den bösen Exzessen hörte, die dort vorgekommen sind. Dabei wird der letzte Rest von Rechtsbewußtsein und von sittlichem Gefühl bei dem Volke systematisch zerstört, indem Trunkenbolde entweder gar nicht oder nur mit den mildesten Strafen bestraft werden. So sind denn auch in dem gedruckten Berichte des livländischen Generalsuperintendenten Zahlen zu lesen, die geradezu erschreckend sind: in einer einzigen Monopolbude des Werroschen Kreises wurden während der Hungersnot der letzten Jahre 25 000 Rbl. eingenommen! Die Monopolbude einer kleinen Stadt nahm in einem Jahre 100 000 Rbl. ein! In der Marienburgschen Gemeinde, die am schwersten unter der Hungersnot zu leiden hatte, wurden in zwei Wochen 2000 Rbl. für Alkohol ausgegeben! Dortselbst in Marienburg war es auch, wo an einem Sonntage sich in der Kirchentüre eine blutige Schlägerei zwischen betrunkenen Menschen entspann. Bis nach oben war das Blut an die Türe gespritzt, — von dort konnte es abgewaschen werden, während man die Blutsflecken von den Fliesen, auf denen eine ganze Blutlache gestanden hatte, nicht entfernen konnte, — es mußten die Steinfliesen selbst durch andere ersetzt werden! Dortselbst in Marienburg haben die Trunkenbolde keinen Ort, wo sie den gleich nach der Kirche in der Monopolbude gekauften Branntwein austrinken können; vom Marktplatz werden sie durch die Polizei vertrieben, wenn sie es dort tun wollen, denn nach dem Gesetz darf auf Marktplätzen überhaupt nicht getrunken werden. Auf den Straßen könnten sie ruhig trinken, daran würde sie kein Polizist hindern, — das aber ist doch gar zu unglaublich! — so versammeln sich die rohen Menschen auf dem die Kirche umgebenden Kirchhofe, wo sie auf Gräbern lagernd unter wüsten Schreien und Lärmen ihre Flaschen leeren!

Sehen wir zu, wie sich in Kurland die Monopolbuden rentiert haben! Zunächst, wieviel trug die einzelne Monopolbude ein? Aus der Einnahme können wir dann ganz leicht berechnen, wieviel in der betreffenden Gegend an Schnaps und Spiritus in Wedro konsumiert wurde. Die Einnahme braucht nämlich nur durch 8 dividiert zu werden, dann finden wir ziemlich genau die ausgetrunkene Menge Branntwein in Wedro, so daß z. B. bei 8000 Rbl. Einnahme ca. 1000 Wedro Schnaps vertilgt wurden. Es betragen die Einnahmen im Jahre 1903 in Sahten: 7000, Ballhof und Groß-Born je 8000, Mesothen: 9400; Neugut: 10 000; Borowka: 11 000; Kursieten und Sonnart je 12 000; Annenburg: 13 600; Dondangen und Groß-Elley je 14 000; Schrunden: 15 000; Durben: 17 000; Pilten: 18 000; Rngan: 20 000; Tandau und Eckau je 25 000; Zabeln: 30 000; Hasenpoth die eine der beiden Monopolbuden: 33 000; Alt-Auß: 33 700; Friedrichstadt beide Buden zusammen: 44 000; Frauenburg: 53 000; Bauske beide Buden zusammen: 85 000; Doblen beide Buden zusammen: 86 000; Tuckum beide Buden zusammen: 100 000 Rbl.; Mitau: 6 Monopolbuden 193 785; die Trakteur-anstalten: 119 681; zusammen in Mitau: 40 241; Wedro für 313 466 Rbl.! Von Libau hörte man seinerzeit, daß im ersten Monat des Monopolregimes 40 000 Rbl. von allen Monopolbuden Libaus zusammen eingenommen seien, — also im Laufe eines Jahres fast eine halbe Million! — Ist das nicht ein trauriges Bild, das diese Zahlen uns bieten, wobei natürlich nicht der Gemeinde, in der sich die Monopolbude befindet, allein der Vorwurf gemacht werden darf, daß sie die unglaubliche Menge an Alkohol konsumiert hat, sondern es sind die umliegenden Gemeinden, die keine Monopolbuden besitzen, daran mitbeteiligt. — Und die Folgen für das sittliche Leben der Gemeinden? Auf eine an die Herren Pastoren Kurlands gerichtete diesbezügliche Anfrage haben die meisten Herren in dankenswerter Weise bereitwilligst geantwortet. Nur zwei der eingesandten Berichte seien hier wörtlich wiedergegeben, der eine von einem Pastor auf dem Lande, der andere von einem Stadtprediger. Ersterer schreibt: „Seit Eröffnung der Monopolbude ist es dem gefitteten Teil der Bevölkerung fast unmöglich gemacht, am Sonntag Nachmittag das Haus zu verlassen, da es dann auf den Straßen und besonders im Gutshofe von Betrunknen wimmelt. Am liebsten hält man sogar die Fenster geschlossen, damit das Lärmen und Schreien nicht gar zu schrill das Ohr trifft. Besonders arg ist es in der Passionszeit, da des Verdingens wegen dann Sonntag für Sonntag

die ganze erwachsene Jugend, — und diese ist es, die sich Ausschreitungen erlaubt, — auf dem Gute versammelt ist.

Schlägereien sind an der Tagesordnung, wenn es auch gottlob noch nicht bis zum Totschlagen gekommen ist. Man ist froh, wenn wieder einmal ein Sonntag ohne ernsteren Erzeß vorübergegangen ist. Am meisten zu leiden haben am Sonntag die Deutschen, d. h. die Gebildeten, weil die sozialistische Propaganda natürlich die erhitzten Gemüther nach Möglichkeit benützt, und, um ihrem Treiben wenigstens ein greifbares Ziel zu geben, gegen alles, was Bildung, Stand und Vermögen besitzt, aufhezt. Das Einschlagen von Fenstern ist wiederholt vorgekommen. Nächst der Sonntagsentheligung muß hervorgehoben werden, daß durch die Monopolbude auch Frauen und Kinder zum Trunke geführt werden! Denn der gute Ehemann und Vater leert die Branntweinflasche nicht allein, sondern teilt sie redlich mit seinen Familiengliedern, die ihn zur Kirche begleitet haben. Berauschte Kinder sind vielfach gesehen worden!“ — Und der Stadtprediger schreibt: „Daß die Monopolbuden Veranlassung zu ernsten Erzessen in der Gemeinde, zu allgemeines Ärgernis gebenden Szenen auf offener Straße und in den Höfen bieten, ist unzweifelhaft. Das Branntweintrinken ist jetzt auf die Straßen verlegt worden, welche durch die daliegenden Betrunknen geradezu unpassierbar werden. Besonders Sonntags wird getrunken, und dauert das Sausen bis in die späte Nacht hinein, wobei Schlägereien, Verwundungen, Zertrümmern von Fenstern und Ähnliches das wüste Treiben der Betrunknen vervollständigen. Ebenso werden jetzt auf den Straßen Worte, Schimpfereien und unflätige Redensarten gehört, wie sie früher undenkbar waren. Die Monopolbuden werden daher als schädliche Institute allgemein verurteilt, und kann ihre Schließung wenigstens an den Sonn- und Feiertagen gar nicht dringend genug gewünscht werden!“

Soweit die Berichte der Pastoren, die es wahrlich nicht an trenester Arbeit an der ihnen anvertrauten Gemeinde fehlen lassen. In demselben Sinne schreiben die anderen Pastoren. Jeder Bericht ist ein Schmerzensschrei des Predigers und Seelsorgers, der alledem machtlos gegenübersteht und höchstens noch Spott und Hohn erntet, wenn er seiner Pflicht nachkommt und den Trunkenholden ins Gewissen redet. Erzählt doch ein Pastor, daß, gerade weil er eifriger gegen das Trinken predigte, an einem großen Festtage ein Wagen mit angetrunkenen Burschen unmittelbar unter seinen Fenstern auf der ganz nahe an dem

Wohnhause vorbeiführenden Straße anhielt und die Insassen des Wagens in schamloser Weise unter den Augen des Pastors ihre mitgenommenen Monopolflaschen austranken! Und das in einer Gemeinde, die sich gerne zu den gebildetsten und aufgeklärtesten Kurlands zählt! — Alles sonstige Eifern gegen das furchtbare Laster hilft wenig. In Doblen teilt eine junge Dame den Frauen, die an Markttagen zur Monopolbude strömen, viele Hunderte von lettischen Plakaten aus, in denen dieselben vermahnt werden, ihrer Frauenpflicht gegen Ehemann und Kinder zu gedenken. Auf manche Frau hat das unzweifelhaft einen guten Einfluß geübt und gebührt der Dame für diese ihre selbstverleugnende Nächstenliebe die höchste Anerkennung, — dennoch nahmen die beiden Monopolbuden in Doblen, wie erwähnt, in einem Jahre 86 000 Rbl. ein! Selbst die Polizei vermag nichts auszurichten. Von einer Monopolbude wird berichtet, daß sich neben derselben die Polizei befindet und daß der derzeitige Kreischefsgehilfe mit seinen beiden Urjadniks stramme Zucht hält. Kaufbolde werden inhaftiert, und bei besonderen Veranlassungen, wo große Menschenmassen zum Markt versammelt sind, stehen in der Nähe des Polizeigebäudes in conspectu omnium vom Gemeindegeldsteuereintreiber requirierte Wagen und Menschen zum erforderlichen Transport ins Gemeindegefängnis. Dieses vom schneidigen Polizeibeamten erdachte und einige Male in Anwendung gebrachte Schreckmittel hat gute Wirkung getan. Dennoch muß der Pastor in seinem Berichte fortfahren: „Der gräßlichen Trunkenheit und dem damit bis in den späten Abend hinein währenden Lärmen und Schreien können sie freilich nicht steuern. Nur zu oft finden sich sinnlos Betrunkene in den Gräben und auf den benachbarten Pastoratsfeldern abgefallen. Da ihnen das Trinken auf offener Landstraße ohne Sitzplätze nicht immer behagt, haben es etliche, die dabei mehr Gemütlichkeit und Bequemlichkeit lieben, vorgezogen, ihre Branntweinflaschen in den Lauben des Pastoratsgartens, ja selbst auf dem Kirchhof zu leeren, und nahmen es krumm, daß ihnen solches vom Pastor verwehrt wurde!“ — So kann man es denn allsonntäglich dort, wo Monopolbuden sind, sehen, daß Männer und Frauen, mit dem Gesangbuch in der Hand, gleich nach dem Gottesdienste in Massen zur Monopolbude eilen und in dieselben drängen, um dort ihre Einkäufe zu machen. In Saßmaaken konnte es vorkommen, daß ein schwer betrunkenener Mann oben auf dem Orgelchor während des Gottesdienstes erbrach, und nicht nur die Bank, auf der er saß,

sondern auch die nebenbeisitzenden Personen in scheußlicher Weise beschmutzt wurden!

Das große Publikum wird alldem gegenüber allmählich ganz indifferent.

Aber dürfen wir dazu schweigen? Dürfen wir uns demgegenüber regungslos verhalten, als handle es sich um etwas ganz Geringfügiges? Ob es denn nicht auch für uns gelten wird, was der Herr gesagt hat: wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien! Wir können uns der entschiedensten Bekämpfung des Alkoholismus mit gutem Gewissen nicht länger entziehen! Ist es auch eine schwere und manchem gewiß unsympathische Arbeit, — sie muß dennoch getan werden! — Aber in welcher Weise soll das geschehen? Ist uns nicht vielleicht jede Möglichkeit dazu genommen? Wäre das nicht ein Eingreifen in die Tätigkeit der Mäßigkeitskuratorien? Was zunächst diese anbetrifft, so wollen wir über diese merkwürdigen Institute so rasch wie möglich hinweggehen! Was aber unseren Kampf gegen die Trunksucht anlangt, so sagen wir getrost: wir haben die Möglichkeit, diesen schweren Kampf aufzunehmen und siegreich zu bestehen, so wir nur ernstlich wollen! Fehlt's am rechten Wollen, dann freilich ist jedes Wort vergebliche Liebesmühe! Wir müssen schon gleich die ersten Schritte in der Sache tun! wir müssen an das kurländische evangelisch-lutherische Konsistorium mit dem dringendsten Ersuchen gehen, gemeinsam mit dem livländischen und estländischen Konsistorium wo gehörig mit allem Nachdruck darum zu bitten, daß an allen Sonn- und Feiertagen, wenn auch nicht im ganzen großen Reiche, so doch in unseren drei baltischen Provinzen sämtliche Monopolbuden für den ganzen Tag geschlossen bleiben! Das muß doch Eindruck machen! Dann wird man sehen, wie ernst wir die Situation auffassen, dann wird unser Notschrei zweifellos Erhörung finden! — Man wende nicht ein: das läßt sich schwer ausführen! Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Man sage nicht: die Zustände haben sich gegen früher durch Eröffnung der Monopolbuden wesentlich gebessert; seien doch infolge des Monopols eine Menge von Krügen geschlossen! — Wo es keine Monopolbuden gibt, da ist es gewiß gegen früher besser geworden, — dafür ist es aber doch dort, wo sie eröffnet sind, so schlimm, daß es gar nicht schlimmer sein kann!

Und wir müssen dafür sorgen, daß immer wieder Flugblätter

gegen die Trunksucht in deutscher und lettischer Sprache abgefaßt werden. Die bestehenden bösen Trinksitten, die trostlosen Folgen des unmäßigen Alkoholgenusses müssen da geschildert und gezeichnet werden, mit warmen Worten, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen! Wir müssen weiter bei jeder Gelegenheit, wo wir nur können, so viel wie möglich bitten und mahnen, einem Laster nicht länger zu frönen, das jährlich mehr Opfer fordert, als die blutigsten Kriege sie forderten. Wir müssen die Lehrer beeinflussen, daß sie schon den Schulkindern die Augen über die Verwerflichkeit der Trunksucht öffnen; wir müssen auf die Gutsbesitzer einwirken, daß sie nicht länger aus dem Sündenschmutze ihrer eigenen Leute sich irgendwelche Einnahmen schaffen. Meist können wir sie leicht davon überzeugen, daß es ihr eigener Vorteil ist, wenn es auf ihrem Gute keine Trinkstätten gibt! — Wir müssen darauf dringen, daß es bald zu einer Trinkerheilanstalt in unseren baltischen Provinzen kommt! Es gilt endlich durch gutes Beispiel den Trinkzwang und ähnliche den Alkoholismus fördernde Auswüchse des Gesellschaftslebens zu beseitigen! — „Tu jeder“ — sagt ein treuer Vorkämpfer in diesem harten Kampfe — „tu jeder das Seine, jeder seine Pflicht, die gesetzgebenden Gewalten, die Behörden, jeder im häuslichen Kreise und in der Gesellschaft! Solchem vereinten Kampfe gegen den gemeinsamen Feind muß doch endlich der Sieg zuteil werden!“

Der auf vorstehenden Vortrag bezügliche § 37 im Protokoll der im Jahre 1904 in Mitau abgehaltenen kurländischen Provinzialsynode lautet:

Pastor Schilling-Edwahlen hielt einen Vortrag über „Alkoholismus und Branntweinmonopol“. Seit Einführung des Branntweinmonopols habe die Trunksucht namentlich in den Städten und überall da, wo sich Monopolbuden befinden, derartig zugenommen, daß die alleraußerordentlichsten und allerschlimmsten Zustände dadurch hervorgerufen sind. Es sei daher höchste Zeit, daß alle christlichen Kreise sich zu einem gemeinsamen Kampfe gegen den übermäßigen Alkoholgenuß vereinen. „Tue jeder das Seine, jeder seine Pflicht, die gesetzgebenden Gewalten, die Behörden, jeder im häuslichen Kreise und in der Gesellschaft!“

Solchem vereinten Kampfe gegen den gemeinsamen Feind muß doch endlich der Sieg zuteil werden.“

Im Anschluß an diesen Vortrag und einen diesbezüglichen Antrag der Biltenschen Diözese ersucht die Synode den Herrn Generalsuperintendenten, das kurländische Konsistorium zu bitten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß die Monopolbuden an den Sonn- und Feiertagen geschlossen werden.



Die Lepra,*)

ihre Verbreitung und Bekämpfung.

Mit besonderer Berücksichtigung Livlands dargestellt von Pastor Gustav Punga
zu Talkhof.

Die, so im Elend sind, führe in's Haus.
(Jes. 58, 7.)

Die Lepra ist der wissenschaftliche Name für den Aussatz, dessen Spuren sich in den ältesten Schriften der Menschheit finden. Am frühesten ist der Aussatz in Ägypten historisch nachzuweisen. Die Israeliten scheinen dort daran gelitten und ihn beim Auszuge mitgenommen zu haben. Das „Geschwür Ägyptens“ (5. Mos. 28, 27) und der Ausschlag der Mirjam deuten darauf hin. Hierher gehören auch das „böse Geschwür“ Hiobs, die Krankheit des syrischen Feldherrn Naemann, die des jüdischen Königs Usia u. a. m. Es darf kaum bezweifelt werden, daß die Juden bei ihrer langen Wanderung den Aussatz auf verschiedene Völkerschaften übertrugen. Denn allmählich verbreitete sich diese Krankheit über ganz Kleinasien. Nordöstlich von Syrien, sowie bei den älteren Persern hat er sich nach Herodot mehrere Jahrhunderte v. Chr. eingefunden. Nach Griechenland ist sie nach älteren Autoren aus Ägypten, Arabien oder Kleinasien eingeschleppt worden. Rom wurde (nach Plinius) durch die aus Ägypten zurückkehrenden Truppen des Pompejus durchseucht. Die Völkerwanderung und die Kreuzzüge werden dann wohl die Ursachen gewesen sein, daß die Lepra im ganzen Abendlande zu ungeheuren Dimensionen answoll.

In unseren baltischen Provinzen hat der Aussatz im Mittelalter

*) Der Artikel ist bereits im Jahre 1901 abgefaßt.

ebenso geherrscht wie im übrigen Europa. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Seuche bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch die deutschen Einwanderer in unsere Provinzen eingeschleppt worden ist. Hier fand sie einen günstigen Nährboden und verbreitete sich schnell.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts verschwand der Ausatz infolge der strengen Maßregeln, die wir später erwähnen, fast ganz in Europa, und wenn es hier bis zum Ende des 16. Jahrhunderts noch Lepröse gab, so war die Zahl derselben doch eine geringe; die Seuche war bis etwa auf das heutige Niveau zurückgedämmt.

In Europa sind gegenwärtig England, die Niederlande, Belgien, Dänemark, das Deutsche Reich und Österreich fast leprafrei. Zu den meisten dieser Länder gibt es nur einzelne Kranke, die sich ihr Leiden in der Fremde zugezogen haben. Im Deutschen Reiche hat sich in dem preussischen Kreise Memel, hart an der Grenze gegen Rußland, neuerdings ein kleiner Lepra herd gebildet. In Ungarn sind nur vereinzelt Fälle vorhanden; in Bosnien und der Herzegowina sind besonders die südlichen und östlichen Teile betroffen. Hier und in Montenegro soll etwa je 1 von 2000 Einwohnern leprös sein. Die Balkanhalbinsel weist zahlreiche Ausatzgebiete auf. In Konstantinopel, wo jetzt etwa 500—600 Lepröse leben, bedingt der Verkehr mit Asien einen regelmäßigen Zuzug neuer Kranken. In Bulgarien ist die Krankheit nur vereinzelt zu finden. Rumänien hat zurzeit gegen 200 Lepröse, welche über das ganze Land zerstreut sind. Die Zahl der Ausätzigen auf dem griechischen Festlande wird auf etwa 400 geschätzt. Auf den Inseln des ägäischen Meeres ist die Seuche häufig zu finden. Auf der apenninischen Halbinsel sind nur bei San Remo, Livorno und bei Comacchio an der adriatischen Küste, ferner in Apulien kleine Lepra herde bekannt; dagegen ist die Krankheit auf Sizilien, Malta und Gozzo häufiger. Die Pyrenäenhalbinsel hat eine verhältnismäßig große Zahl von Ausätzigen. In Frankreich gibt es einige kleine Herde an der Mittelmeerküste bei Berre und Nizza, sowie einzelne zerstreute Lepra kranke in der Bretagne. In Paris leben etwa 160 bis 200 Kranke, die sich aber meist außerhalb Europas infiziert haben. Auf der skandinavischen Halbinsel ist die vor wenigen Jahrzehnten noch recht erhebliche Zahl der Leprösen durch zielbewusstes Vorgehen gegen die Seuche in erfreulicher Weise zurückgegangen. Finnland rechnet auf je 100 000 Einwohner etwa 2,6 Lepra kranke.

In Rußland ist die Lepra frage erst seit neuerer Zeit lebhafter er-

örtert worden, als fast gleichzeitig Professor Münch im Astrachanschen Gouvernement und Professor v. Wahl bei uns auf die Tatsache stießen, daß weit mehr Lepröse vorhanden wären, als man angenommen hatte, ja daß jährlich neue Erkrankungen beobachtet würden. Durch genauere Beobachtungen gelangte man endlich zu der Erkenntnis, daß es sich bei der Lepra um eine Krankheit handele, welche durch Übertragung verbreitet wird. Nachdem man zu dieser Erkenntnis gelangt war, wurde in Rußland zunächst eine Kommission eingesetzt; diese schlug vor, daß eine Registrierung sämtlicher Lepräsen in Rußland eingeführt werden sollte, und zwar sollten durch Meldekarten dem Medizinaldepartement die Kranken angezeigt werden. Auf Grund dieser Meldekarten ist es nun möglich, sich ein annähernd richtiges Bild über die Lepra in Rußland zu machen. Die Zahl der Lepräsen in Rußland darf wohl auf etwa 3000 angeätzt werden, von denen ungefähr 800 auf Livland allein fallen.

Außer vereinzeltten Fällen gibt es größere Lepraerde in Rußland im Gouvernement St. Petersburg im Gdowschen und Famburgschen Kreise; im Don-Gebiet, in den Gouvernements Astrachan und Taurien, im Kuban-Gebiet, im Terek-Gebiet, im Gouvernement Erivan, im Gebiete Kars und im Gouvernement Baku. Ferner finden sich Lepraerde in Russisch-Zentralasien, im Syr-Darja-Gebiet, in Samarkand, im Ferghana-Gebiet, im Ural- und Trauskaspi-Gebiet. Desgleichen finden wir in Sibirien im Ufer-Gebiet, im Gebiet Jakutsk und im Gouvernement Irkutsk die Lepra in größerem Umfange vertreten.

In den Ostseeprovinzen hat Kurland in den Kreisen Doblen, Bauske, Windau, Grobin, Talsen, Tukkum mehr oder weniger größere Herde. Die verhältnismäßig geringe Anzahl der Lepräsen in Estland verteilt sich auf die Kreise Reval mit Hapsal mit je gegen 16—17 Kranken und die Kreise Wesenberg und Weikstein mit je 5—7 Lepräsen. In Livland sind größere Lepraerde in der Stadt Riga, im Tarwastschen Kirchspiele und auf der Insel Dsel. Es ist konstatiert worden, daß die Lepra sich in den letzten Jahren bei uns sehr schnell verbreitet hat. In der Stadt Riga seien nach einer im Jahre 1885 erschienenen Arbeit Dr. A. v. Bergmanns in 21 Jahren (1864—1885) nur 49 Leprafälle zur Behandlung gelangt; in seiner Arbeit vom Jahre 1897 berichtet aber Dr. v. Bergmann, daß in zehn Jahren (1880—1890) 91 neue Fälle von Lepra ermittelt worden seien. Im Augenblicke rechnet man auf Riga etwa 100 Lepräse.

Bis zum Jahre 1870 sind in Livland überhaupt nur etwa 30 Leprafälle bekannt gewesen. Seit dieser Zeit konnte aber ein schnelles Wachsen der Krankheit beobachtet werden. Tarvast wurde z. B. seinerzeit von Dr. Hellat sorgfältig untersucht, wobei ihm nur wenige Kranke entgehen konnten, und doch konnte er nur 24 Fälle ermitteln. Zehn Jahre später fand Dr. Ballop 120 Fälle. Ebenso verhält es sich mit der Ausbreitung der Lepra im Kirchspiele Hallist, auf Ösel und in anderen Gegenden. Wenn auch sicher ein Teil des Zifferzuwachses auf die genauere Durchforschung der einzelnen Bezirke zurückgeführt werden kann, so läßt sich doch ohne Zweifel ein schnelles Umsichgreifen der Lepra in den letzten 20 Jahren in Livland konstatieren. Es drängt sich hierbei die Frage auf, was der Grund zu dieser Erscheinung sei.

Diese Frage beantwortet Dr. H. Koppel in einem Vortrage, den er in Pernau am 5. Juni 1897 gehalten, wie mir scheint, treffend, wenn er sagt, daß die seit 1870 veränderten Lebensverhältnisse der Bevölkerung in Livland für die Ausbreitung der Lepra äußerst günstige Bedingungen geschaffen haben.

Als nämlich 1866 die Geldkontrakte eingeführt wurden, erhielt der Zuschnitt des bäuerlichen Lebens plötzlich ein ganz anderes Aussehen. Eine wahre Völkerwanderung entstand im Lande. Früher bildete den Bestand eines Gefindes neben dem Wirt der Lostreiber (landloser Knecht). Beide waren auf fremdem Grund und Boden angesiedelt und dem Gute fronpflichtig. Nun trat plötzlich eine große Änderung ein. Der Wirt wurde nun auch Eigentümer, resp. Pächter des ganzen Landstückes, welches zum Gefinde gehörte, auch des Teiles, welches der Lostreiber bearbeitete. Um den größten Nutzen aus seinem Grundstücke zu erzielen, versuchte der Wirt mit möglichst geringen Arbeitskräften auszukommen. Die Lostreiber verloren ihren Dienst und zogen nun im ganzen Lande umher, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Wenn auch in die Ostseeprovinzen die Lepra von neuem wahrscheinlich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts eingeschleppt worden war, so konnte sie, dank der Festfälligkeit der Einwohner doch nicht weiter dringen. Es kamen die Kranken nur mit ihrer nächsten Umgebung in Berührung. Mit den 70er Jahren hörte dieser Grund auf zu existieren. Durch die Bewegung der Lostreiber wurden viele Lepranester geradezu in alle Winde gesprengt. Die Lepra wurde gleichsam ausgesät und fand um so günstigeren Boden, als die Kranken in ihrer neuen Umgebung nicht als solche bekannt waren, noch erkannt wurden. Ziehen wir noch in Betracht, daß die

örtliche Landbevölkerung gemeinsames Eßgeschirr, gemeinsame Badestuben, oft ein gemeinsames Lager benutzt, so läßt sich leicht erklären, daß die Lepra, wenn sie sich in einer Gegend unseres Landes eingeknistet hat, alle Bedingungen zur schnellen Weiterentwicklung vorfindet. Daher ist die Zahl der Leprakranken in den letzten Jahren so rapid gewachsen.

Nach dieser gedrängten Übersicht über die Verbreitung der Lepra, die in allen Erdteilen ihre Herde besitzt, müssen wir nun die Frage näher zu beantworten versuchen, was auf dem Gebiete der Bekämpfung dieser Seuche geschehen ist.

Wir greifen auf den Bericht in der Bibel zurück. Diese nennt den Aussatz Zaraath (צָרַעַת) und erwähnt ihn häufig in dem 2. bis 5. Buche Moses. Man hat lange die in der Bibel erwähnte Zaraath für die echte Lepra gehalten. Prof. Münch in Wien hat jedoch in einer Arbeit: „Die Zaraath (Lepra) der hebräischen Bibel“ nachgewiesen, daß die Zaraath der Bibel nicht unsere Lepra bedeuten könne. Bekanntlich tritt die Lepra in zwei verschiedenen Formen auf, der knotigen und der fleckigen. Bei beiden Formen, namentlich aber bei der fleckigen, kommen im späteren Verlaufe der Krankheit mannigfaltige Lähmungen, Verstümmelungen und unförmliche Schwellungen und Verunstaltungen der Hände und Füße hinzu (Prof. Dehio, Der Aussatz einst und jetzt). Da nun von allen diesen auffallenden Erscheinungen im mosaischen Gesetze keine Erwähnung getan wird, so handelt es sich, folgert Prof. Münch, bei der Zaraath nicht um Lepra, sondern um zwei andere noch heute wohlbekannte Hautkrankheiten, um die Vitiligo (Weißfleckenkrankheit) und um die Herpes tonsurans (scheerende Flechte), von welchen nur die Herpes tonsurans für eine ansteckende Krankheit gilt. Ob nun Prof. Münch aus der Tatsache, daß in der Bibel eine Krankheit, die unserer heutigen Lepra entspricht, nicht beschrieben worden ist, den Schluß ziehen darf, daß die Lepra den Juden überhaupt nicht bekannt gewesen sei, muß doch sehr bezweifelt werden. Prof. Dehio hält es trotz Prof. Münchs feinsinnigen Ausführungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, für möglich, daß die Lepra im mosaischen Zeitalter existiert hat, wenngleich das mosaische Gesetz sie nicht genau beschreibt. Die wirklich Lepräsen werden wohl ebenso isoliert worden sein, wie die mit der Zaraath Behafteten.

Doch uns interessiert zunächst nicht so sehr die Frage, ob der Aussatz der Bibel unsere heutige Lepra ist, als vielmehr die, welche

Maßregeln das mosaische Gesetz gegen die Ausbreitung des Aussages ergriff.

Das mosaische Gesetz hat dieser Krankheit besondere Aufmerksamkeit zugewandt, weil sie im Gegensatz zur levitischen Reinheit steht, die von der Gemeinde Gottes gefordert ist. Daher sollte jeder, an dem sich Anzeichen dieses Übels einstellten, einer genauen Untersuchung unterworfen werden. Die Priester waren nicht als Heilkundige, sondern als gesetzeskundige Diener des Herrn mit dieser Besichtigung betraut (vgl. 5. Mos. 24, 8). Das Gesetz (3. Mos. 13) gab ihnen zur Erleichterung der Diagnose auf genauer Beobachtung beruhende, auch durch neuere Ärzte bestätigte Kriterien an die Hand, mit deren Hilfe die gefürchtete Krankheit von unschuldigen Hautausschlägen oder Geschwüren sich unterscheiden ließ. War das Vorhandensein des eigentlichen Aussages konstatiert, so wurde der damit Behaftete für unrein erklärt und damit sowohl vom Umgange mit den Volksgenossen, als von der Gemeinschaft mit dem Heiligtum ausgeschlossen. Er hatte außerhalb des Lagers oder der Stadt zu bleiben (3. Mos. 13, 46; vgl. 4. Mos. 5, 2; 2. Kön. 7, 3; 15, 5). Die Nahenden hatte er zu warnen mit dem Rufe: „Unrein!“ „Unrein!“ Zum Heiligtume durfte er selbstverständlich nicht kommen, aber auch nichts Heiliges essen (3. Mos. 22, 4). Diese Absonderung ist keineswegs bloß eine sanitarische Maßregel, wiewohl der Glaube an die Ansteckung im Altertum verbreitet war; vielmehr ist das die mosaische Verordnung beherrschende Motiv das Bestreben, die Gemeinde von Gott mißfälliger Befleckung rein zu halten. Ist die leibliche Krankheit, welche im Tode gipfelt, überhaupt eine Folge der Sünde und so etwas dem heiligen Schöpferwillen eigentlich Entgegengesetztes, so mußte diese ekelhafte Krankheit, welche gewissermaßen den herausgestrichenen inneren Sündenschmutz sinnfällig darstellt, im höchsten Grade als etwas Gott Widerwärtiges scheinen, was man von seinem Angesichte fernzuhalten und aus der ihm dienenden Gemeinde zu verbannen hatte (v. Drelli, Real-Encyklopädie).

Um sich vor der Ansteckung des Aussages zu schützen und die Ausdehnung derselben vorzubeugen, mußten die späteren Völker zu demselben Mittel greifen, das bereits die Juden angewandt hatten, sie mußten die Kranken zu isolieren suchen.

Sichere Nachrichten über diese Versuche besitzen wir erst aus dem 8. Jahrhundert. Unter den Longobarden im heutigen Frankreich hatte die Seuche so große Dimensionen erlangt, daß eine Absonderung der

Kranken gesetzlich angeordnet wurde und König Pipin (757) und Kar der Große (789) erließen Gesetze über die Verheiratung Aussätziger, wobei der Aussatz als legaler Grund der Ehescheidung galt.

Die der Lepra verdächtigen Kranken*) wurden im Mittelalter einer Besichtigung unterworfen, welche von Gliedern der städtischen Verwaltungen und Sachkundigen „*viris, in arte medicinae expertis*“ ausgeführt wurde. Konstatirten diese den Aussatz, so wurde die betreffende Person aus der Gesellschaft unter Beobachtung düsterer Feierlichkeit, ausgeschlossen und in einem Leprosorium untergebracht. Am Tage der Ausschließung erschien der Ortsgeistliche im Trauerornat unter Vortragung des Kreuzes in Begleitung des Meßners im Hause des Aussätzigen, der an der Schwelle seiner Wohnung in dunkler Kleidung den Besuch erwartete. Nachdem der Priester dem Kranken mitgeteilt hatte, daß derselbe nun für die Welt gestorben sei, ihm jeder Verkehr mit den Gesunden durch Gott und die Kirche verboten sei, er die Lebensfrist, welche ihm Gott schenke, zur Buße verwenden möge, wurde der Aussätzige mit einem schwarzen Tuche verhüllt. Hierauf führte man ihn im Zuge unter Absingung von Sterbeliedern in die Kirche, wo ein Gottesdienst abgehalten wurde. Es herrschte eine Zeitlang sogar die Sitte, daß der Aussätzige auf einem schwarz beschlagenen Katafalk während der Messe liegen mußte. Als der Aussätzige die Kirche verließ, schüttete der Geistliche ihm dreimal eine Schaufel Erde über das Haupt mit den Worten: „*Mon ami, c'est signe, que tu es mort quant au monde et que tu aies patience en toi.*“

Unter Grabesängen gelangte endlich der Aussätzige im Leprosorium an. Hier wurden ihm die Verhaltensmaßregeln vorgehalten, die in einer ganzen Reihe von Verbotten bestanden: so durfte der Aussätzige keine Kirche, keine Mühle, keinen öffentlichen Platz betreten; das Leprohaus durfte er nur in der allgemein bekannten Kleidung der Aussätzigen verlassen; es war dem Leprotranken verboten, seine Hände und Gerätschaften in Quellen und Bädern zu waschen; Geräte, die er kaufen wollte, durfte er nicht mit der Hand berühren, sondern nur mit einem Stocke bezeichnen. Der Kranke durfte mit keinem Menschen anders sprechen, als indem er sich unter den Wind stellte. Den Begeg-

*) Prof. Dehio, Der Aussatz einst und jetzt. Naeser, Geschichte der Medicin und der epidem. Krankheiten, und Aug. Hirsch, historisch-geographische Pathologie; ferner Dernshinski, Untersuchung über die im Mittelalter übliche gesetzliche Behandlung der Aussätzigen in Frankreich.

nenden, die er mit einer Klapper warnen mußte, war der Lepröse verpflichtet, weit auszubiegen.

Die Leprosorien, welche entweder in abgelegenen Teilen der Städte oder vor den Toren derselben lagen, wurden meist durch milde Gaben erhalten und unterlagen zum größten Teile der Verwaltung der Geistlichkeit.

In den Ostseeprovinzen finden wir nach der Einschleppung der Lepra und nach Gründung der ersten Städte und Ordensburgen auch schon Leprahäuser bei denselben erwähnt. Nach Amelung (Balt. Kulturzt. 1885) dürften in Livland um das Jahr 1300 etwa hundert Leprosorien bestanden haben. Bereits im Jahre 1237 hatte der päpstliche Legat Wilh. v. Modena von Riga aus das Gesetz erlassen, daß es jedermann gestattet sei, dem „Hanse der ausfägigen Brüder in Reval“ bewegliches und unbewegliches Vermögen zu schenken. Hieraus läßt sich bei so energischer Unterstützung der Leprahäuser der Schluß ziehen, daß die Zahl der Kranken keine unbedeutende gewesen sein kann, denn sonstige Vermächtnisse an ähnliche Institutionen waren strengstens untersagt. Die Verhaltungsmaßregeln für die Lepräsen in Livland haben sich nicht wesentlich von den oben geschilderten Regeln und Bestimmungen, welche in Frankreich üblich waren, unterschieden. Diese sorgfältige Absonderung der Lepräsen wird wohl die Ursache gewesen sein, daß der Ausfag seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts wie im übrigen Europa so auch in den livländischen Berichten nicht erwähnt wird. Aus den Leprosorien, in die auch andere Kranke aufgenommen wurden, entstanden die allgemeinen öffentlichen Krankenhäuser.

Mit dem Zurückdrängen der Seuche wurden die Lepräsen und die Leprosorien bei uns vergessen. Als aber Prof. v. Wahl festgestellt hatte, daß der Ausfag von neuem seinen unheimlichen Siegeslauf in unserem Lande zu nehmen begann, schaute er sich eine Zeitlang nach Mitteln um, die es ermöglichen sollten, diesen Siegeslauf zu hemmen. Dieses Hemmnis sah Prof. v. Wahl nur in der Errichtung von Leprosorien und Internierung der Kranken in denselben. Es hatte seine Schwierigkeiten, die nötigen Kapitalien zu beschaffen; schließlich gelangte Prof. v. Wahl zu dem Entschlusse, zur Bekämpfung der Lepra in Livland eine Gesellschaft zu gründen. Diese hat sich im Jahre 1890, kurz nach dem Tode des Prof. v. Wahl, konstituiert und erhielt die Bestätigung des Ministers des Innern und ein Statut, auf das sie sich noch heute stützt. Die Aufgabe dieser Gesellschaft besteht nun darin,

Mittel zu beschaffen, um Leprosorien zu gründen und zu unterhalten.

In welchem Maße nun diese Gesellschaft im ersten Dezennium ihres Bestehens ihre Aufgabe erfüllt hat, soll im folgenden geschildert werden.

Durch Mitgliedsbeiträge und Kollekten (die Kirchenkollekte vom Jahre 1899 hat 1544 Rbl. 27 Kop. ergeben), durch Veranstaltungen von Konzerten und Theateraufführungen, durch Vermächtnisse und Unterstützungen mannigfaltigster Art flossen der Gesellschaft im Laufe der 10 ersten Jahre ihres Bestehens zu 208 936 Rbl. 97 Kop. und gingen aus 208 580 Rbl. 19 Kop., so daß in der Kasse ein Saldo von 356 Rbl. 8 Kop. verblieb. Diese reichen Mittel gestatteten der Gesellschaft bis jetzt vier Leprosorien ins Leben zu rufen. Bereits am 25. September 1890 wurde in der Nähe Dorpat's das erste Leprosorium mit 20 Betten in Mnhli errichtet. Im folgenden Jahre entstand das Leprosorium in Nennal, wozu die Gebäude der ehemaligen Poststation daselbst von der livländischen Ritterschaft überlassen wurden; dieses Leprosorium enthält nun 80 Betten. 1896 wurde in Wenden ein Leprosorium mit 60 Betten eröffnet und im Oktober 1899 wurde in Tarwast ein Asyl für 120 Kranke in Betrieb gesetzt.

Bevor wir nun diese Leprosorien einzeln näher ins Auge fassen, sei es uns gestattet, zunächst die Lepragesellschaften und Leprosorien außerhalb Livlands kurz zu erwähnen und etwas länger bei dem von der Stadt Riga errichteten Lepraasyl zu verweilen.

Nachdem Prof. D. v. Peterson in St. Petersburg nachgewiesen hatte, daß sowohl die Residenz als auch das gleichnamige Gouvernement nicht leprafrei sind, trat in Petersburg 1893 eine unter dem Präsidium der Frau Gräfin Toll stehende Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra zusammen, welche sich um die Gründung eines Leprosoriums im genannten Gouvernement bemühte. Infolge der Freigebigkeit Kaiser Alexanders III. hat die Gesellschaft ein sehr schön ausgestattetes Leprosorium für etwa 30 Betten bei Jamburg im Gouvernement St. Petersburg gegründet und in Betrieb gesetzt. Auch im übrigen Rußland sind je nach der Größe der Lepraerde die Bestrebungen zur Eindämmung der Seuche bemerkbar. So existiert in Astrachan eine Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra, welche seit 1895 ein Lepraasyl von 20 Betten unterhält. Eben solche Gesellschaften sind in Odessa, in Kostow, im Kaukasus und in Taschkent theils entstanden, theils im Entstehen begriffen.

Endlich sei noch erwähnt, daß, nachdem die bekannte englische Reisende und Philanthropin Kate Marsden die Aufmerksamkeit der russischen Gesellschaft auf das elende Los der Leprösen in Ostasien gelenkt hat, im Lande der Jakuten ein Leprosorium gegründet worden ist.

In Kurland haben sich drei Gesellschaften zur Bekämpfung der Lepra gebildet, welche seit 1893, resp. 1895 und 1896 ins Leben getreten sind und folgende Leprosorien für kurländische Kranke errichtet haben: 1. das Leprosorium zu Talsen mit 24 Betten, 2. zu Tuffum mit 12 Betten, 3. zu Bauske mit 14 Betten und endlich 4. zu Erwahlen mit 32 Betten.

In Estland hat die Ritterschaft auf eigene Kosten ein Leprosorium in Kunda errichtet, welches 60 Patienten aufnehmen kann, die auf Kosten der Ritterschaft verpflegt werden.

Wir kehren nun wiederum nach Livland zurück und machen einige Mitteilungen über das Leprosorium in Riga, welches die Stadt Riga im Jahre 1891 mit 80 Betten eröffnete und für die zur Stadt Riga verzeichneten Personen bestimmte. Die Seelsorge für die Patienten lutherischer Konfession ist von der Stadt Pastor Karl Walter-Paulskirche anvertraut, welcher nach je 14 Tagen und an hohen Festen in der Kapelle der Anstalt predigt. Die täglichen Morgen- und Abendandachten hält der Ökonom, ein früherer Gemeindegeschullehrer aus dem Wendenschen Kirchspiel. Der Gottesdienst und die Andachten werden von den Kranken gern und regelmäßig besucht. Die Aussägigen anderer Konfessionen, die ungleich weniger zahlreich sind: Altgläubige, Griechisch- und Römisch-Katholische, sowie die Hebräer werden nach Bedürfnis von ihren betreffenden Geistlichen bedient. Das geistige Interesse ist recht rege; die kleine Bibliothek wird viel benutzt; die Tagesfragen werden eifrig diskutiert und die deutsche, lettische und russische Zeitung allgemein gelesen. Nach Kräften wird auch gearbeitet. Die Erzeugnisse kommen nur der Anstalt zugute, die nach monatlicher Abrechnung die Arbeit vergütet, denn ohne eine Vergütung würde schwerlich etwas getan werden. Im allgemeinen ist das Betragen der Aussägigen gut; die Anstaltsordnung sowie die Kritik der Mitpatienten übt auf den einzelnen wohl nicht nur äußerlich einen guten Einfluß aus. Daß es dabei auch Leute gibt, die einen schwer zu überwindenden Hang zum Unfugtreiben haben und stets unzufrieden sind, ist nicht auffallend wenn man berücksichtigt, daß die Kranken bis zu ihrer Aufnahme meist dem Proletariat der Stadt Riga angehörten. Um die unbotmäßigen

Kranken zu bändigen, werden sie in eine Isolierzelle eingesperrt, bis sie sich den Anstaltsregeln fügen.

Unter den von der livländischen Lepragesellschaft errichteten Leprosorien wurde, wie oben bereits erwähnt wurde, in Muhlī das erste eröffnet. Hier führen die Kranken ein mehr freieres Leben, als in den übrigen Asylēn. Alle Arbeiten im Hause besorgen die Kranken selbst, bewegen sich außerhalb des Leprosoriums und sind nicht selten in der nahen Stadt anzutreffen. Für geistliche Bedienung der Kranken hat die Lepragesellschaft in ausreichender Weise hier in Muhlī, wie auch in den übrigen Leprosorien Sorge getragen. Der Pastor vicarius von Dorpat besucht die Anstalt Muhlī zwölfmal jährlich und hält den Kranken dann im Sommer auf der Veranda, im Winter aber in einem größeren Schlafrum — einen Betsaal besitzt Muhlī nicht — den Gottesdienst und teilt nach Bedürfnis das Abendmahl aus. Die Lepragesellschaft hat jedes Leprosorium mit einem eigenen Abendmahlsgesetz versehen. Die täglichen Andachten hält ein Kranker, der früher Schullehrer gewesen ist. Obgleich die Kranken in Muhlī nur der Aufsicht einer Hausmutter unterstellt sind, so wird doch über besondere Sittlosigkeit und Unbotmäßigkeit der Kranken nicht geklagt; es mag zu dieser erfreulichen Erscheinung wohl der Umstand beitragen, daß in Muhlī verhältnismäßig nur wenige Lepröse untergebracht sind: zum 1. Januar 1900 verblieben daselbst nur acht Kranke, weil zwölf Kranke in das neu eröffnete Leprosorium Tarwast übergeführt wurden.

Ein anderes und schwierigeres Bild zeigt uns das Leprosorium in Rēnnal. Hier haben die Leprösen der Lepragesellschaft und speziell der unmittelbaren Verwaltung des Leprosoriums viel zu schaffen gemacht sowohl durch Auflehnung gegen die Anstaltsordnung, als durch Unfittlichkeit und Flucht- und Brandstiftungsversuche. Um diese zuchtlose Masse einigermaßen in Ordnung halten zu können, ist in Rēnnal ein Urädnik (Landpolizist) angestellt worden. Ferner befindet sich hier ein Arrestlokal, das die durch das Gericht verurteilten leprösen Verbrecher beherbergt, welche durch einen besonderen Gefängniswärter bewacht werden. In letzter Zeit sind wenige Fälle von Unbotmäßigkeit vorgekommen, ebenso haben keine Fluchtversuche stattgefunden. Die Anstalt in Rēnnal ist dem Tschornacher Arzte unterstellt, welcher zweimal wöchentlich dieselbe besucht. Im Leprosorium selbst führt eine Hausmutter die Aufsicht, der ein Feldscher zur Seite steht, welcher die täglichen Morgen- und Abendandachten hält und die im Konfirmations-

alter stehenden Jünglinge und Jungfrauen zur Konfirmation vorbereitet, die dann der Pastor zu Torma nach einer Prüfung in der Anstalt vollzieht. Gegen die Tätigkeit des Tormaschen Pastors, welcher sich zu achtmaligem Besuche des Leprosoriums jährlich verpflichtet hat, hatte der Tormasche Kirchenkonvent beim Konsistorium Einsprache erhoben und dasselbe gebeten, dem Pastor die Bedienung der Leprösen zu untersagen, da durch den Pastor der Ansteckungsstoff verbreitet werden könne. Diese Bitte ist selbstredend unberücksichtigt geblieben, und der Pastor zu Torma bedient nach wie vor die Kranken in Rennal. Es muß hier besonders hervorgehoben werden, daß die Ansteckungsgefahr bei nur flüchtigem Verkehr und bei einiger Vorsicht überhaupt nicht sehr groß ist. Durch den Pastor ist eine Verbreitung der Lepra durchaus nicht zu befürchten, da sowohl der Pastor als auch andererseits die Kranken selbst vor jeder zu nahen gegenseitigen Berührung hüten. Während der Amtshandlungen trägt der Pastor ein besonderes Amtskleid; er amtiert nur in Handschuhen und nimmt nach Beendigung seiner Tätigkeit im Leprosorium die sorgfältigste Desinfektion vor. Daß der Gottesdienst selbst in würdiger Weise abgehalten werden kann, dafür hat die Lepragesellschaft ihrerseits alles getan: In dem geräumigen Betsaal befindet sich ein Altar und eine Art Kanzel, sowie Altarleuchter und das Abendmahlsgesetz. Rennal besitzt einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb und erzielt einen Teil seiner Wirtschaftsvorräte aus derselben. Kräftigere Patienten werden zur Arbeit angehalten.

Nachdem die Lepragesellschaft in den ersten Jahren ihres Bestehens die eben genannten Leprosorien in Muhli und Rennal im estnischen Teile Livlands eröffnet hatte, schritt sie im Jahre 1896 zur Errichtung eines Asyls im lettischen Teile, und am 29. August desselben Jahres konnte Pastor Bierhuff aus Wenden in Gegenwart der zum Ärztetage versammelten Ärzte und des Verwaltungsrates der Lepragesellschaft das 2 $\frac{1}{2}$ Werst von Wenden entfernte Leprosorium einweihen. Pastor Bierhuff übernahm auch die fernere geistliche Bedienung der Kranken und besucht die Anstalt 24 mal jährlich. Die täglichen Andachten hält ein vom Pastor Bierhuff hierzu bestimmter Lepröser Vorbeter, der auch die Jünglinge und Jungfrauen, die konfirmiert werden sollen, im Katechismus und in der biblischen Geschichte unterweist; der Pastor selbst unterrichtet die Konfirmanden zweimal monatlich. Wie in den übrigen Leprosorien, so waren auch hier in Wenden

die ersten Jahre des Bestehens der Anstalt für die Leitung derselben ungemein schwierige. Allmählich sind auch hier die Verhältnisse besser geworden und namentlich seitdem die schlimmsten Elemente aus der Anstalt ausgeschlossen sind. Doch haben die Leiter des Asyls neben vielem Schwerem auch manches Erfreuliche erlebt. Große Freude haben die Kranken und die Leiter der Anstalt mit ihnen jedesmal an der Weihnachtsfeier, wobei es sich einmal ereignet hat, daß ein Hauptwühler und Aufheber im Namen aller Leprösen unter dem Weihnachtsbaume eine Adresse verlas, in welcher allen, die im Leprosorium tätig sind, gedankt wurde und sie für alles, wodurch die Kranken ihnen Kummer bereitet hätten, um Verzeihung gebeten wurden. Desgleichen haben auch hier in Wenden mehrere Kranke angefangen, im Garten zu arbeiten und Holz und Wasser fürs Haus zu tragen, während sie anfangs jede Arbeit flohen, was etliche von ihnen freilich auch jetzt noch tun. Einige Lepröse haben sich von Anfang an still und christlich gehalten und auch die kleine Bibliothek, die Pastor Bierhuff angelegt hat, benutzt.

Sobald die Lepragesellschaft das Leprosorium in Wenden eingerichtet und in Gang gebracht hatte, trat sie an den Bau eines im größeren Stile geplanten Baues für die Leprösen des Tarwastischen Lepraherdes. Dieses große Unternehmen erforderte auch große Mittel. Und, Gott sei Dank, diese sind nicht ausgeblieben. Die Regierung überließ vom Areal des Kronsgutes Saaremois drei Dezjätinen zur Anlage des Asyls und bewilligte im ganzen 28000 Rbl. zum Bau der Anstalt, so daß die Lepragesellschaft nur die zum Bau fehlende Summe aufzubringen hatte; dieses gelang ihr mit Gottes gnädiger Hilfe. Bereits im Oktober 1899 wurde das Tarwastische Leprosorium mit 120 Betten in Betrieb gesetzt und am 27. Februar 1900 durch Propst M. Jürmann in Gegenwart des Präsidenten der Gesellschaft und einiger Glieder des Verwaltungsrates eingeweiht. Das Hauptgebäude ist zweistöckig, aus Holz erbaut, ruht aber auf einem Souterrain aus Stein. Im letzteren ist der Betsaal und befinden sich die Wirtschaftsräume; die beiden Stockwerke sind zur Aufnahme der Leprösen bestimmt. Außer dem Hauptgebäude sind eine Badestube, ein Stall und ein Wohnhaus für den Wärter erbaut worden. Das Leprosorium ist in nordöstlicher Richtung fünf Werst von der Kirche entfernt, unweit des Kirchenweges, welcher von der Kirche zur Wälusteschule und zum Gute Saaremois führt. Die ärztliche und ökonomische Leitung des Tarwast-

ischen Leprosoriums ist dem Kirchspielerzt daselbst übertragen worden, während die geistliche Bedienung der Kranken der Tarwast'sche Kirchspielsprediger Propst Jürmann übernommen hat. Die täglichen Andachten hält ein früherer Schullehrer, der mit seinem tüchtigen Weibe die Aufsicht in der Anstalt führt.

Nach der Eröffnung auch des Tarwast'schen Leprosoriums ist die Gesellschaft nun in die angenehme Lage versetzt, 280 Lepröse in ihren Asyls verpflegen zu können. Leider waren aber am 1. Januar 1900 etwa 115 Betten unbesetzt, und selbst das Leprosorium in Tarwast hatte von den in der nächsten Umgebung desselben lebenden Kranken nur die Hälfte anziehen können. Es haben sich leider weder die Patienten noch ihre Angehörigen an die Leprosorien gewöhnen können und ihre segensreiche Tätigkeit erkannt, und durch Zwangsmaßregeln darf niemand zum Eintritt in ein Lepraasyl gezwungen werden.

Professor Dehio hat auf der Leprakonferenz in Berlin 1897 gesagt: „Wir wissen, daß die Lepräsen nicht freiwillig in die Leprosorien kommen, ja wir wissen, daß durchaus ein Druck auf die Lepräsen ausgeübt werden muß, damit sie in die Leprosorien gehen, wir meinen nur, daß dieser Druck nicht gut von Wohltätigkeitsgesellschaften, von Privatgesellschaften ausgeführt werden kann, sondern von anderswoher kommen muß. Wir meinen, daß sei die Aufgabe und Sache der Lehrer, der Diener der Kirche, der Prediger, die bei uns zu Laude noch einen großen Einfluß auf das Volk haben, das sei ferner die Sache der staatlichen Autoritäten und der Presse, das Volk darüber aufzuklären, daß jeder Lepräse für seine Umgebung eine Gefahr ist, so daß also jede Familie, jede Bauergemeinde selbst dazu kommt, auf die Lepräsen einen derartigen Druck auszuüben, daß sie sich in die Anstalten begeben.“

Wenn es nun all den genannten Autoritäten gelingen sollte, diesen moralischen Druck auf die Lepräsen auszuüben, so könnten die Leprosorien Livlands, das Rigasche inbegriffen, doch nur 360 Kranke verpflegen und dem Verkehr mit der Außenwelt entziehen. Wo bleiben aber die 440 übrigen von den in Livland gezählten Lepräsen? Diese bedeuten wahrlich keine geringe Gefahr für unser Land. Wohl hat sich die christliche Liebe der armen Lepräsen in großem Maße angenommen, sie hat die Lepragesellschaft in die Lage versetzt, vielmehr zu wirken, als sie es bei ihrem Entstehen erhoffen durfte, aber noch ist die Arbeit nicht beendigt, noch gilt es die Hände fleißig zu regen,

die Herzen zu erwärmen. Freilich sind die in den Asylen verpflegten Aussätzigen, soweit sie livländischen Bauergemeinden angehören, von allen Zahlungen für ihre Verpflegung laut Beschluß des livländischen Landtages befreit, indem die Verpflegungsgelder aus der livländischen Landeskasse im Betrage von 8 Rbl. monatlich für jeden Kranken gezahlt werden. Aber alle übrigen Auslagen hat die Gesellschaft zu bestreiten und braucht daher große Mittel, die ihr nur die christliche Liebe zuführt.

„Die, so im Elend sind, führe ins Haus.“ Diese Christenpflicht zu erfüllen, hat sich die Lepragesellschaft zur Aufgabe gemacht. Wir haben gesehen, daß es ihr mit Gottes und der christlichen Liebe Hilfe gelungen ist, einen Teil ihrer Aufgabe zu erfüllen; wir haben aber auch betonen müssen, daß die Arbeit noch lange nicht vollendet ist, sondern daß neben der Erhaltung der alten Häuser so manches Neue gebaut werden muß, um alle Elenden ins Haus führen zu können. Daher „lasset uns Gutes tun und nicht müde werden“. Gal. 6, 9.



Bur Krüppelpflege.

Von Pastor K. Fliedner, Mitau.

Einem der jüngsten Arbeitszweige der inneren Mission sollen die nachfolgenden Sätze gelten, nämlich der Krüppelpflege.

Längst hatte die christliche Barmherzigkeit sich der Gebrechlichen aller Art angenommen, besonders der Blinden und Tauben, der Idioten, Blöden und Epileptischen, die Verkrüppelten aber ließ man links liegen, ohne sie zu beachten.

Man wird nicht selten die Beobachtung machen, daß man mit sehenden Augen nicht sieht. Hundertmal kann das Auge vielleicht über einen Gegenstand hinschweifen, und doch tritt nicht ins Bewußtsein, was man gesehen hat, man kann auf Befragen, ob man dies oder jenes gesehen, wahrgenommen hat, es wahrheitsgemäß bestätigen, und man hat es doch nicht recht gesehen, bis es mit einemmal wie Schuppen von den Augen fällt, und nun ist's erst zum rechten Sehen, das heißt zum inneren Wahrnehmen und Verarbeiten gekommen.

So ging es mit den Verkrüppelten auch. Man hat ihr Elend oft genug bemerkt, auf Messen und Märkten konnte man ja sogar für Geld ganz besonders Mißgestaltete sehen, die einen gafften sie an, die anderen wandten sich schauernd schnell ab, um den unangenehmen Eindruck möglichst schnell zu verwischen, aber recht gesehen hatte niemand, das Herz ward nicht erfaßt, das Elend trieb keinen zur Hilfe.

Wohl mag auch in früheren Zeiten manchem Krüppel geholfen worden sein durch elterliche Liebe und ärztliche Kunst, aber das öffentliche Gewissen war noch nicht erwacht, bis endlich im Jahre 1832 der erste Schritt zur Hilfe getan wurde, freilich auf lange Zeit hinaus auch das einzige, was geschah.

Dieser erste Schritt zur Hilfe war die Begründung einer Privat-Unterrichts-, Erziehungs- und Beschäftigungsanstalt für krüppelhafte

Knaben durch den königlich bayerischen Konservator Johann Nepomuk Edler von Kunz.

Der Zweck der Anstalt war, krüppelhafte Knaben, die wegen ihrer Gebrechen bei keinem Meister in die Lehre gestellt werden, so heranzubilden, daß sie entweder fähig wurden, nach einigen Jahren in die Lehre zu treten, oder gleich ihren Unterhalt zu erwerben. Schon 1835 wurden die Arbeiten der Zöglinge auf der Münchener Lokalindustrienausstellung mit einer Preismedaille gekrönt. Die Anstalt wurde 1844 Staatsanstalt, nachdem sie Jahre hindurch vom Staat und von Privaten unterstützt worden war. 1877 erhielt sie ein neues Gebäude für 80 bis 100 Zöglinge, in dem nun auch eine Abteilung für Mädchen Platz fand. Sie heißt seitdem: Königliche Zentralanstalt für Erziehung und Leitung krüppelhafter Kinder.

Aber merkwürdig, obwohl die Anstalt im Segen gewirkt hat, und nicht unbemerkt geblieben ist, auch bei weiteren Kreisen, blieb sie doch lange Jahrzehnte hindurch die einzige; von hier aus ist keinerlei Anregung zu derartigen Anstalten ausgegangen.

Eine entscheidende Wendung zum organischen Wachstum erhielt die Krüppelpflege durch Pastor Hans Knudsen in Kopenhagen, der 1872 seine Krüppelanstalt gründete. Knudsen war zuerst nach Beendigung seiner Studien dänischer Missionar in Ostindien gewesen, dann Landpfarrer in Dänemark, wurde schon im vorgerückten Alter zum Leiter des Diakonissenmutterhauses in Kopenhagen berufen, welchen Posten er aber wegen zunehmender Kränklichkeit nicht lange bekleidete. Er hatte sich viel mit Psychologie beschäftigt und vor allem die Wirkungen von Krankheiten und Mißbildungen des Leibes auf das Seelenleben zu erforschen gesucht. Mit diesem Interesse beobachtete er alle Mißgebildeten, dabei aber erwachte seine Liebe für die Krüppel, er wollte sie nicht nur zum interessanten Gegenstand seines Studiums machen, sondern sann auch darüber nach, wie man ihnen helfen könnte.

Besonderen Anstoß erhielt sein liebevolles Interesse, als er im Sommer 1872, in dem Jahre, in dem er seine Tätigkeit am Diakonissenhanse aufgab, ein kleines verkrüppeltes Mädchen sah, das sich mühsam mit einer schlechten Krücke weiterschleppte, und die Leiden, die Not und der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes für die Zukunft, die dem armen Wesen auf dem Gesicht geschrieben standen, drangen ihm tief ins Herz. Er besprach sich mit einem Arzt, Dr. Ravn, einem alten Schulfreund von ihm, zog noch mehrere Ärzte und

andere Menschenfreunde in sein Interesse und die Folge war die Gründung eines Vereins (Samfund), der sich gelähmter und verkrüppelter Kinder annimmt (21. Oktober 1872). In den Statuten wurden die Aufgaben des Vereins dahin ausgesprochen, diesen Kindern behilflich zu sein, ihre eigenartige Prüfung auf die beste Weise zu ertragen; die Mitglieder sollen sich bestreben, alles zu vermeiden, was die Kinder, deren der Verein sich annimmt, zu kränklicher Besorgnis für sich selbst, Ungeduld und allem, was ihre Kräfte für das rechte Tragen ihrer Prüfung schwächen würde, veranlassen könnte. Es zeigt sich darin das christliche Herz des erfahrenen Seelsorgers, der nichts von Verzärtelung der Leidenden hält, sondern das Ziel seiner Aufgabe darin sieht, den Krüppeln zu helfen, ihr Leiden als eine Prüfung zu höherem Zweck aufzufassen. Die Tätigkeit des Vereins bestand darin, den Kindern Bandagen, Krücken, Apparate und dergleichen zu verschaffen, die ihnen tunlichst freie Bewegung ermöglichten, für ihren Unterricht zu sorgen und sie zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes vorzubilden. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich nun diese Sache wachstümlich auf Grund der gemachten Erfahrungen; sie wurde erst in mehr offener vereinsmäßiger Form betrieben, entwickelte sich aber immer mehr zu anstaltsmäßiger Geschlossenheit. Die treibende Kraft in dieser immer größeren Umfang annehmenden Arbeit war und blieb Knudsen bis an sein Ende, doch verstand er auch, sich Mitarbeiter, von gleichem Geist und Sinn belebt, heranzuziehen. Vor allem ist für die Anstalt von reichem Segen gewesen, daß er in der Person des Frä. S. Petersen für das Unternehmen eine überaus tüchtige, mit hingebender Liebe und mütterlicher Treue wirkende Vorsteherin gewann, die seit seinem Tode 1886 in der schönen, mit allem Nötigen reich ausgestatteten Anstalt weiter wirkte.

Auf einem Ärztekongreß, der 1884 in Kopenhagen stattfand, wurde auch Knudsens Werk mit allgemeinem Interesse besichtigt. Man sprach es damals anerkennend aus, daß weder im übrigen Europa noch in Amerika etwas Ähnliches existiere. Viele Glieder des Kongresses nahmen die Gedanken mit in die Heimat und hier und da versuchte man sie auch zu verwirklichen. Wirklich fruchtbar aber wurden die Versuche erst durch Pastor Hoppe-Nowawes, und damit tritt die kurze Geschichte der Krüppelpflege in ihr drittes Stadium.

Pastor Hoppe ist bekanntlich Anstaltsgeistlicher am Oberlinhanse in Nowawes bei Potsdam. Ursprünglich nur in der Kinderpflege tätig

unter dem früheren Kaiserswerther Lehrer Ranke, wurde das Haus doch bald zu dem ganzen Umfang der Diakonie gedrängt, besonders zur Gemeindepflege. Da drängte sich ungesucht und ungewollt der Anstalt ein neuer Arbeitszweig auf: In der in Berlin von Nowaweser Schwestern geübten Gemeindepflege fand man gröblich vernachlässigte Krüppelkinder, die der Berliner Magistrat den Schwestern mit der Bitte um Pflege übergab. Zuerst waren es ganz vereinzelte, eines konnte nicht greifen und fassen, nicht gehen und stehen, ein anderes war gelähmt an beiden Füßen und verkrümmt, ein drittes ohne Arme geboren, ein viertes taub, stumm und blind. — Die Familie ist ja für solche Kinder nicht der Ort, wo sie eine angemessene Pflege finden können; ganz abgesehen davon, daß sie gerade den Ärmeren zur drückenden Last werden, fehlt es dort selbst bei großer Liebe an vielen wichtigen Dingen zur wohlthuenden Pflege, meist aber auch an Verständnis und Fähigkeit, an Geduld und Kraft, oft auch an gutem Willen. In die Schule können sie nicht, oder wenn sie gehen, werden sie nach anfänglich mitleidigem Interesse der anderen, oft genug zum Gegenstand von Spott und häßlichen Neckereien, sie gehören auch gar nicht unter die lustige, muntere Jugend, deren Kraft und Gesundheit für sie eine ständige, schmerzliche Erinnerung an ihr Gebrechen ist. Andere Anstalten haben keinen Raum für sie, abgesehen davon, daß sie gar nicht hineinpaffen würden. Fürwahr ein trauriges Loß unter solchen Umständen, wenn nicht irgend ein Weg zu geeigneter Pflege gefunden wird. Diese Gedanken trieben Hoppe nach Kopenhagen um Knudsens Anstalt kennen zu lernen. Im Prinzip war dort die Lösung der Krüppelfrage gegeben. Hoppe sah dort die Bedingungen glücklich erfüllt, die zu einer wohlthätigen Krüppelpflege gehören, in körperlicher Pflege und zweckmäßiger Erziehung, in Hilfe und Ergänzung für die fehlenden und verstümmelten Glieder durch Apparate aller Art, in für sie geeigneter Ausbildung des Geistes durch zweckentsprechenden Unterricht, in Eröffnung eines Berufsweges, der ihnen, wenn möglich, ihr eigenes Brot gewährt, vor allem aber in Erziehung zu glaubensstarken Kreuzträgern, wobei es natürlich weniger auf die Erziehung als auf den Geist Gottes ankommt, was aber doch mit seiner Hilfe durch christliche Führung und geduldige Erziehungsarbeit zu erzielen und auch zu erreichen ist.

So verpflanzte Hoppe die Krüppelpflege nach Deutschland, indem nun das Oberlinhaus in diesem Sinne die Krüppelpflege in den Kreis seiner Arbeit aufnahm. Ein schnelles kräftiges Wachstum hat Gottes

Segen ihr beschieden, augenblicklich dienen ihr in Nowawes drei große, schöne Häuser: das Kinderhaus, die Heimstätte für die meisten Krüppel, das Schulhaus, in dem unten die Unterrichtsräume, oben die Wohnungen für die älteren Mädchen, und das Handwerkerhaus, in dem die Werkstätten und Wohnungen für die älteren Knaben sich befinden. Im Jahre 1902 waren im Krüppelheim 148 Zöglinge, Mädchen und Knaben in fast gleicher Zahl, etwa zwölf in der Kinderstube, 75 nehmen an dem dreiklassigen Volksschulunterricht teil, 15 konfirmierte Mädchen lernen Wirtschaft und Näherei, drei davon sind Kleinkinderlehrerinnen geworden, 21 Knaben lernen ein Handwerk, die übrigen sind zur Beschäftigung nicht fähig und genießen nur die liebevolle Pflege des Hauses.

Von Nowawes aus hat nun die Krüppelpflege in Deutschland einen raschen Aufschwung genommen, fast alle deutschen Nachfolger haben sich hier Anregung und Belehrung geholt. Schon haben sich auch die Krüppelanstalten zu einer freien Konferenz zusammengeschlossen, die zum ersten Male im Jahre 1901 in Nowawes getagt hat. — Es bestehen gegenwärtig in Deutschland und der deutschredenden Schweiz 32 derartige Anstalten mit 1484 Plätzen und in den nordischen Ländern sieben, von deren Resultaten man eine kleine Anschauung gewinnen kann, wenn man sieht, was alles aus verkrüppelten Kindern werden kann. Da finden sich nach einem Bericht der Münchener Anstalt aus den letzten 25 Jahren folgende Ergebnisse: Unter 271 Knaben gibt es Schreiber, Buchhalter, Registratoren, Postagenten, Volksschullehrer, Arbeitslehrer, Blumenmacher, alle nur denkbaren Handwerker, Gärtner, Techniker, Kolporteure, Hausierer, Hirten, Maler, Musiker, Portiers, Photographen usw. Unheilbar und ohne Beruf sind nur 14, frühzeitig und ohne Beruf gestorben sind 18. Unter 216 Mädchen: Arbeitslehrerinnen, Bussetdamen, Buchhalterinnen, Dienstmädchen, Köchinnen, Kindermädchen, Stickerinnen, Schneiderinnen, Näherinnen, Modistinnen, eine Missionarin usw.

Das also hat dieser kurze historische Überblick gezeigt, es kann geholfen werden, und es ist geholfen worden; aber ist's denn wirklich nötig? Ist es nicht wieder eine bloße Liebhaberei gewisser Kreise, die noch dazu einen enormen Aufwand an Geld, Zeit und Kraft verschlingt? Die wenigen Krüppel können doch auch auf andere Weise versorgt werden, indem man sie in Armen- und Siechenhäusern unterbringt. Das ist mehr als einmal ausgesprochen worden.

Zuerst muß darauf hingewiesen werden, daß die Zahl der Krüppel viel bedeutender ist, als man sich träumen läßt. Es ging hier wie so oft, daß man erst dann den vollen Umfang des Schadens erkennt, wenn man mit der Reparatur beginnt. Als Knudsen in Kopenhagen seine Arbeit begann, kannte man nur 45, die der Hilfe bedurften; 12 Jahre später hatte man 1492, nach einem Vierteljahrhundert 5800 Patienten gedient. Nach einer sorgfältigen Statistik gab es in Schleswig-Holstein, einer Provinz von $1\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern, im Jahre 1897 3475 Krüppel über 16, 1295 unter 16 Jahren; danach hat ein Arzt, ein Spezialist, die Zahl der Verkrüppelten in Deutschland auf etwa 500 000 geschätzt. Was birgt sich aber in dieser Zahl für eine Summe von Elend, auch wenn man nur die Hälfte oder ein Drittel als schwerere Fälle annimmt. Derselbe Arzt Dr. Hoffa bemerkt dazu: „Das ist eine Zahl, deren große sozialpolitische Gefahr noch um so mehr hervortritt, wenn wir bedenken, daß ein großer Teil dieser Deformierten arm und erwerbsunfähig ist.“

Wichtiger aber für die Notwendigkeit der Hilfe ist für uns die seelische Gefahr, die einem Krüppel aus seinem bedauernswerten, gebrechlichen Zustande erwächst. Man kann sie vor allem nach zwei Seiten hin bezeichnen. Entweder die Gefahr der Verbitterung über das viele an Erdenfreude und Teilnahme an den Gütern der Welt, was ein Krüppel entbehren muß, bis zu dem Murren des Jonas wider Gott: „Billig zürne ich bis an den Tod.“ Oder die Ausnutzung des leidenden Zustandes von seiten der Krüppel zum Gelderwerb durch Bettelei oder Schaustellung. Und welche Gefahr für die Seele solches Bagabundenleben mit sich bringt, braucht wohl nicht erst dargelegt zu werden. Unter solchen Umständen aber kann kein Zweifel sein für die Christenherzen, denen das Wesen der Barmherzigkeit ausgegangen ist, daß geholfen werden muß. Und zugleich ergeben sich von hier aus die Prinzipien, nach denen geholfen werden muß.

Es gibt eine bekannte Erzählung von Schubert: „Der Krüppel von Rottenstein.“ Er wird folgendermaßen geschildert: „Sein ganzer Körper war wie zu einem Knäuel verwachsen, die Knie waren an das Kinn herangezogen, er konnte die Füße nicht ausstrecken noch ordentlich bewegen, konnte mithin auch niemals gehen, sondern höchstens auf ganz ebenem Boden einige Schritte rutschen, und auch dieses vermochte er in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr, weil sein armer Leib durch das beständige Sitzen ganz wund geworden und durch die unauß-

hörlichen Schmerzen ganz entkräftet war. Seine Arme waren fast ebenso mißgebildet wie seine Füße, doch hatte er in seinen jüngeren Jahren wenigstens die Hände und ihre Finger bewegen können und hatte diese Glieder auch so fleißig gebraucht, daß er durch Strümpfestricken, Nähen und andere leichte Arbeiten sich den Haferbrei und das Brot verdiente, welche seine tägliche Nahrung waren, ja sogar noch etwas übrig behielt. Späterhin, als ihn in einem für seine Gegend sehr strengen, kalten Winter die Gicht überfiel, verlor er auch den Gebrauch seiner Hände, und von seinem 56. Jahre an mußte er gefüttert werden wie ein kleines Kind. Nur der Kopf und namentlich das Gesicht waren nicht entstellt. Der Ausdruck des Antlitzes war lebendig und freudig.“

Es ist eine Erbauung und zugleich Beschämung, zu wissen, was dieser Krüppel in seiner Heimatgemeinde getan und gewirkt hat in werktätiger Liebe an Armen und Kranken, in evangelistischer Tätigkeit an Sündern. Aber man tut auch einen Blick in die Quellen seiner Kraft, wenn man ihn bekennen hört: Ich sehne mich schon seit vielen Jahren nach dem Stündlein, da der Bau dieser armen Schmerzenshütte wird abgebrochen und meiner Seele eine andere, schönere Behausung wird gegeben werden von der Hand meines lieben Herrn; aber mein Leben auf Erden ist doch auch kein so beständiger Jammer und Schmerz gewesen, daß ich nur mit Angst an seine Verlängerung denken könnte. Ich muß es mit herzlichem Dank gegen meinen Schöpfer erkennen. Mein Leben war, die einzelnen bösen Stunden abgerechnet, ein recht fröhliches und glückliches.“ Man halte dagegen das Bekenntnis eines von Glück und Ehre überschütteten Menschenlebens, das Bekenntnis Goethes, daß er alles in allem kaum vier Wochen seines Lebens in ungetrübtem Glück verbracht herausrechnen könne.

In diesem lebensvoll gezeichneten Bild sind zugleich die Grundzüge aller wahren Fürsorge für Verkrüppelte niedergelegt. Der Grund ist und bleibt Erziehung zur Herzensfrömmigkeit. Da liegt eine Fülle von Aufgaben für den Seelsorger, Pädagogen und Lehrer. Wenig werden ohne die Hilfe der christlichen Liebe und Barmherzigkeit diesen Weg zum Glück finden können. Da gilt es denn, die Eigenart der Kinder zu studieren, ihre Unart zu bekämpfen, alles unchristliche Wesen, wie es sich zeigt in Verweichlichung und Verwöhnung, Bitterkeit und launischem Wesen auszurotten und einzudämmen, es gilt den guten Samen des Wortes Gottes in die Herzen zu streuen, daß daraus die wahre

Frömmigkeit erwächst, die es lernt, das Kreuz aus Jesu Hand willig zu nehmen und fröhlich zu tragen. Es gilt zu pflegen und zu hüten, daß der Glaube Früchte wirkt, die sich darin zeigen müssen, daß auch die Gebrechlichsten alle Willenskraft aufwenden, ihre so sehr erschwerte Aufgabe in diesem Leben für die Zeit und Ewigkeit zu erfassen, und die Kräfte dafür zu üben und auszubilden. Dann können sie lernen, auch das Glück zu haben, anderen, vielleicht noch Ärmeren, zu helfen.

Dieser Erziehungsaufgabe muß die Pflorgetätigkeit zugute kommen, die sich erstrecken muß auf Heilversuche an den frankten und verkrümmten Gliedern, sei es durch eine Reihe operativer Eingriffe, sei es durch orthopädische Übungen, und auf Übung der annormal bleibenden Glieder durch die Hilfe von Instrumenten, Binden und Bandagen, Krücken und künstliche Glieder, Maschinen und dergleichen, die die Bewegungsfähigkeit erhöhen und die Arbeit ermöglichen; denn das verlangt die Haushaltertreue gegen Gottes Gaben, das eigene Glück und die Pflicht gegen den Nächsten, das alles geschieht, um den Menschen zur Anwendung und Nutzbarmachung seiner noch so geringen Gaben und Kräfte nutzbar zu machen. Da hat die äußere Erziehung zu einem Berufe ihr Werk zu tun. Dabei ist Schlichtheit und Einfachheit zu erstreben, alles Forcierte, alle Paradeleistungen sind zu vermeiden. Viel wertvoller als hochgeschraubte Erfolge einzelner, während das Gros der übrigen zurückbleibt und vernachlässigt wird, sind die guten Durchschnittsleistungen einer ganzen Klasse. Dabei ist der Unterschied festzuhalten zwischen der Vorbildung in äußeren Fertigkeiten und der Ausbildung zu einem Berufe oder Handwerk. Letzteres ist nicht Aufgabe der Kindererziehung, so wenig man von gesunden Kindern irgendwelche Handleistungen erwartet, sie beginnt erst im nachschulpflichtigen Alter. In dessen hat man auch bei der Pflege der Kinder in der Leitung und Gestaltung ihrer Spiele und Beschäftigungen das Augenmerk auf die Ausbildung der Geschicklichkeit und Kraft ihrer Glieder zu richten. Im allgemeinen ist bei der geistigen Ausbildung nicht über das Ziel der Volksschule hinauszugehen, von besonders gut veranlagten Kindern abgesehen, falls auch für Verwendung und Bewertung der besonderen Talente in der Zukunft gewisse Garantien gegeben sind.

In der technischen Ausbildung nach der schulpflichtigen Zeit ist das Ziel die möglichste Konkurrenzfähigkeit der Gebrechlichen und Gesunden, oder, wie Knudsen sich ausdrückt: „Völlig imstande, sich zu erhalten.“ Dabei darf man sich nicht verhehlen, daß dies nicht bei allen

möglich sein wird. Besonders in unseren Tagen, wo es dem gesunden Arbeiter oft schwer wird, sein tägliches Brot zu erwerben.

Die Arbeit ist schwer und leicht zugleich; schwer durch die Unmenge der verschiedenen Gestaltungen der Verkrüppelungen, deren jeder einzelnen Rechnung getragen werden muß, relativ leicht in Anschauung der Erfolge. Wenn man sieht, was man erreicht, und voraussieht, was man sicher erreichen wird, so wird der Eifer entflammt und die Kraft gestärkt.

Dabei ist denn unwidersprechlich, daß die Krüppelfürsorge meist nur in Anstalten geschehen kann. Sie sind unumgänglich nötig teils für solche, die lebenslang hilflos bleiben werden; denn sie haben Anspruch an ein menschenwürdiges Dasein, Anspruch an Liebe und Pflege. Sie sind nötig teils für solche, die immer halbe und Viertelskräfte bleiben werden, bei denen das Ziel: „Völlig imstande, sich selbst zu erhalten“ nie erreicht werden kann, die christliche Liebe muß das Fehlende ersetzen. Sie sind endlich nötig als Ansbildungs- und Erziehungsstätten für solche, deren Kräfte der Entwicklung fähig sind, und die um so mehr Hoffnung dazu geben, wenn ihnen Rat und Leitung sachkundiger Spezialisten zur Seite steht, ganz abgesehen davon, daß auch für den Verkauf und die Verwertung der gelieferten Arbeiten nur die Anstalt einigermaßen Garantie geben kann. Ohne solche Hilfe durch Anstalten erreichen nur wenige das Ziel, denn nur wenige haben den Glauben und die Liebe des Krüppels von Rottenstein.

Christian Samuel Ulber, Hauptpastor an St. Jakobi in Hamburg, hat in seinem 1760 erschienenen Erbauungsbuch: „Der christliche Kreuzträger oder erbauliche Betrachtungen über das menschliche Elend des Leibes und der Seele“ auch einen Abschnitt von dem elenden Krüppel. Im Anschluß an Röm. 9, 20 (Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? . . .) tröstet er unter anderem mit folgenden Worten die Krüppel: „Ihr seid auch keine unnützen Gefäße im Hause, ich meine, ihr könnt der Welt und dem gemeinen Besten auch noch auf mancherlei Weise dienen. Was liegt daran, ob der Baum auch krumm gewachsen, oder etliche Äste verloren, wenn er nur sonst guter Art und fruchtbar ist? Wie mancher Krüppel hat sich auf der Welt durch löbliche Taten sehr verdient und berühmt gemacht, und der Herr hat ihn zu einem Werkzeug gebraucht, dadurch er zu seiner Ehre große Dinge ausgerichtet.“ In diesen Worten streift er,

wenn er ihn auch sonst nicht steht und ausführt, den Gedanken der Arbeitserziehung der Krüppel, er lag noch außerhalb seines Gesichtskreises. Darin ist der Unterschied der Zeiten zu merken. Die Krüppelfürsorge von heute hat den Gedanken in die Tat umzusetzen.

D. Schäfer-Altona schließt in seinem ersten Jahrbuch für die Krüppelfürsorge einen Aufsatz mit den Worten: Das letzte Kapitel kann, recht gesehen, nicht mit Tinte und Feder geschrieben werden, sondern nur mit den Taten der barmherzigen Liebe. Es trägt die Überschrift: Wir wollen auch mithelfen.

Die Krüppelfürsorge ist bei uns zu Lande noch nicht begonnen worden, es ist aber hohe Zeit, daß bei uns auch die Krüppel nicht länger als der arme Lazarus vor der Thür liegen, um die sich nur die Hunde kümmern. Wir haben in Thabor vier Kinder, die in ihrem geistigen Zustand nicht unter die Blöden und Schwachsinnigen passen, eine besondere Abteilung, in der man sich ihrer Pflege und Erziehung widmen kann, ist dringend notwendig. Jedes Ding muß seine Spitze haben und dieses Referat möchte sie haben in der Wiederholung der letzten Schäferschen Kapitelüberschrift: „Wir wollen auch mithelfen“. Dazu möchte ich schließen mit einem Brief, der sich gleichfalls im Jahrbuch zu Nutz und Frommen Gleichgesinnter und Gleichgestimmter findet. Er lautet wörtlich: Herzlichen Dank für die Übersendung Ihres Jahrbuches der Krüppelfürsorge. Der Inhalt desselben hat mich tief ergriffen. „Wieviel hat man Gott dem Herrn zu danken, wenn man lauter gesunde, wohlgestaltete Kinder hat! Ich möchte diesem Dank einen schwachen Ausdruck geben, indem ich für jedes meiner neun Kinder einen jährlichen Beitrag von einer Mark, zusammen neun Mark, und, da ich ein Kind im Himmel habe, auch für dies eine Mark, im ganzen also einen Jahresbeitrag von zehn Mark für Ihr Krüppelheim zu zahlen mich bereit erkläre.“ — Gehe hin und tue desgleichen!



Die Blinden.

Von Oscar Nothnagel.

Wer ist blind? — Diese Frage verlangt eine Antwort im wissenschaftlichen und eine im praktischen Sinn. Im wissenschaftlichen Sinne ist ein Auge blind, welches gar keine Lichtempfindung besitzt, also Tag und Nacht nicht unterscheiden kann — ein Individuum ist blind, dessen beide Augen dieselbe Fähigkeit nicht mehr besitzen. Im praktischen Sinne ist ein Individuum blind zu nennen, dessen Sehvermögen an beiden Augen dauernd und unheilbar soweit geschädigt ist, daß es sich zufolge dieser Sehstörung nicht allein auf fremden Wegen zu orientieren vermag. Der Grad der Sehstörung, welcher diesen Effekt hervorruft, ist ganz verschieden je nach der Individualität, dem Lebensalter, in dem die Sehstörung eingetreten und der Schnelligkeit, mit der die Veränderung des Sehvermögens erfolgt ist. Daher läßt sich ein bestimmtes Maß des Sehvermögens, welches zur freien Bewegung eines Menschen erforderlich ist, nicht festsetzen, doch kann man im praktischen Sinne ein Individuum blind nennen, welches auf etwa 1 Meter Entfernung die auseinander gespreizten Finger einer auf dunklem Hintergrunde langsam sich bewegenden Hand nicht zählen kann. Für die Blindenanstalten ist die Grenze der Blindheit noch weiter gerückt, für sie müssen als blind und daher zur Aufnahme geeignet alle jene Kinder gelten, welche ein so geringes Sehvermögen besitzen, daß sie am Schulunterricht der Sehenden nicht teilnehmen können, und alle jene Erwachsenen, welche zufolge erworbener Schwachsichtigkeit keinen Lebensberuf zu erfüllen imstande sind. *)

Berühmte Blinde hat es zu allen Zeiten gegeben. Didymus

*) „Handbuch des Blindenwesens“ von Prof. A. Mell, Wien 1900, ein überaus verdienstvolles Buch, das neben dem „Blindenfreund“ in diesem Aufsatz wiederholt benutzt worden ist.

308 geboren, im fünften Jahre erblindet, lernte mit Hilfe hölzerner Buchstaben lesen. Nach Aneignung der Elementarkenntnisse besuchte er die bekanntesten Schulen und Lehrer, studierte Rhetorik, Poesie, Philosophie und Theologie. Er kannte die Philosophien des Plato und des Aristoteles und alle damaligen philosophischen Systeme, er erläuterte die Schriften des Alten und Neuen Testaments und war auch in der Astronomie und Musik bewandert. Mit seinem Studium verband er das Gebet und bat Gott unaufhörlich um das innere Licht des Geistes, das bei ihm in so wunderbarer Weise das Licht der Augen ersetzte. Mit einem außerordentlich starken Gedächtnis ausgestattet, beherrschte er sein reiches Wissen so vollkommen, daß er niemals in einer Disputation besiegt wurde. Ihm wurde als dem würdigsten der berühmte Lehrstuhl an der Hochschule von Alexandria anvertraut. — Nicolaus Saunderson, 1682 in England geboren, im ersten Lebensjahr erblindet, studierte Mathematik und klassische Philologie. 1711 zum Professor der Mathematik an der Universität Cambridge ernannt, behandelte er vor stets zahlreichem Auditorium die verwickeltesten Probleme in freiem Vortrage. Er verfaßte ein größeres, auch in deutscher und französischer Sprache erschienenes Werk über Algebra. — Eine höchst anmutige Erscheinung ist Maria Theresia von Paradis, 1759 in Wien geboren und im 3. Lebensjahr erblindet. Elf Jahre alt, fang sie in der Augustinerkirche unter eigener Orgelbegleitung Pergoleses „Stabat mater“ als Sopranistin. Rührung und Staunen ergriff alle Anwesenden, unter denen sich die Kaiserin Maria Theresia, ihre Taufmutter, befand, welche ihr eine jährliche Pension zur weiteren Ausbildung bestimmte. Neben der Musik trieb sie auch Sprachstudien, insonderheit französisch und italienisch. 1784 unternahm sie mit ihrer Mutter eine Kunstreise durch Deutschland und die Schweiz. Ihr virtuosos Klavierspiel, ihr rührender, von starkem Gefühl getragener Gesang erfüllte alle mit Behmut und Bewunderung. In allen Städten wurde sie der Mittelpunkt der Gesellschaft: Gelehrte, Musiker, Dichter, Staatsmänner suchten ihren Umgang und erfreuten sich an ihren geistreichen Gesprächen und ihren feinen gesellschaftlichen Formen. Die Namen vieler berühmter Zeitgenossen sind in ihrem Stammbuch eingetragen. Der Erfolg dieser Kunstreise ermutigte sie, im nächsten Jahre nach Paris zu gehen, wo sie, von ihrer erlauchten Taufpatin an deren Tochter Maria Antoinette empfohlen, sich vor dieser und dem ganzen Hofe hören ließ. Die Königin behandelte sie wie eine Freundin und zeichnete sie in jeder Weise aus. Gleiche Triumphe

feierte sie darauf in London und Brüssel. Nach zweijähriger Abwesenheit nach Wien zurückgekehrt, wurde sie von Kaiser Josef II. in einer Audienz durch folgende Ansprache geehrt: „Ich freue mich, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, nachdem ich Sie als Komponistin schon lange kannte. Ich wünsche nichts mehr, als daß unsere Wiener Damen, die kein gleiches Hindernis wie Sie zu besiegen haben, ebensolche Bildung und ein so reiches Wissen besäßen. Meine Mutter war ihre wohlwollende Freundin — wenn Sie je meiner bedürfen sollten, so vergessen Sie nicht, daß der jetzige Kaiser ihr Sohn und Erbe ist.“ Von nun an verließ sie ihre Vaterstadt nicht mehr. 65 Jahre alt, hochgeachtet, starb sie in Wien und wurde auf demselben Friedhof bestattet, auf welchem ein Mann ruht, der ihrer Kunst wiederholt hohe Theilnahme und Anerkennung bewiesen: Wolfgang Amadeus Mozart, dessen Grab, ebenso wie das ihre, verschollen ist.

Arme Blinde. So haben einzelne Blinde aus der Finsternis des Geistes und den Fesseln des Körpers, kraft besonderer Gaben und günstiger Umstände sich gerettet in Licht und Freiheit, aber die ungezählten Hunderttausende der Schicksalsgenossen, welche die Erde getragen, sie haben die Last ihrer dunklen, freudlosen Tage in Armut und Verkommenheit dahingeschleppt; sie saßen bettelnd am Wege, wie der Blinde von Jericho, sie vegetierten daheim, sich selbst und ihrer Umgebung zur Qual, sie aßen in Hospitälern und Klöstern das harte Brot der Barmherzigkeit. Hier und da wurden ihnen Asyl gebaut. Das älteste Asyl der Welt ist das von dem, im Alter selbst erblindeten Welf VI. in Memmingen 1178 gestiftete St. Nicolausspital, das zweitälteste das von Ludwig dem Heiligen 1260 zu Paris gegründete, noch jetzt bestehende „Hospice des Quince-Vingts“, welches 300 Blinden Obdach und wenige Naturalien gewährte. Auch die Insassen dieses Hauses mußten ihr Brot erbetteln. „Ich weiß nicht“, sagt ein Zeitgenosse, „warum der König in einem Hause 300 Blinde vereinigt hat, die truppweise die Straßen von Paris durchziehen und, so lange der Tag währt, nicht aufhören zu schreien.“

Geborene Bettler, lebendig Tote.

Das Wort des Herrn, Jesaias 42, 16: „Aber die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den sie nicht wissen; ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen. Ich will die Finsternis vor ihnen her zum Licht machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen

tun und sie nicht verlassen“ — schien sich nicht erfüllen zu sollen.

Gründung von Blindenanstalten. Da — eine Straßenszene in Paris: ein Kreis von 10 blinden Musikanten, Pappbrillen auf der Nase, Noten für Sehende, jämmerliche Bettelmusik, Lachen der Passanten, Almosen. Niemand sieht, daß die Blindheit im Staube liegt, nach Hilfe schreit. Des Weges kommt der Beamte Valentin Hany. Er gibt keine Almosen, aber das Elend der Blinden gräbt sich ihm tief ins Herz, der Gedanke an Unterricht und Erziehung der Blinden ist sein täglicher Begleiter. 1784 begann Hany den Unterricht mit einem Schüler. Eine schon nach wenigen Monaten vorgenommene Prüfung dieses Blinden vor geladenen Gästen hatte einen so glänzenden Erfolg, daß dem Lehrer die Mittel zum Unterricht von 12 Blinden gewährt wurden. Bald zählte diese erste Blindenschule der Welt 40 Schüler, die jeden Morgen in das Haus ihres Wohltäters geführt wurden, um nach beendigter Schulzeit wieder in ihre eigenen armseligen Wohnungen zurückzukehren. An einem Weihnachtstage 1786 durfte Hany mit 24 seiner besten Schüler vor Ludwig XVI. treten. Der König und sein ganzer Hof waren über die Leistungen der Blinden, namentlich über das Lesen, Schreiben und Musizieren derselben, in hohem Grade überrascht. Im Jahre 1803 wurde Hany mit seinem besten Schüler in Berlin von König Friedrich Wilhelm III. und in Petersburg von Kaiser Alexander I. empfangen. Beide Herrscher spendeten dem Schüler wie dem Lehrer höchstes Lob und regten die Gründung von Blindenanstalten in ihren Ländern an. Und nun trat die schaffensfrohe werktätige Liebe zu den Blinden ihren Siegeszug über die Erde an. Erst leise, dann immer lauter und siegesfroher erscholl der Ruf: Der Blinde hat schon zu lange mit dem Hut in der Hand vor uns gestanden, er hat an der Landstraße gefressen, wie Bartimäus schon vor 1800 Jahren; wir wollen ihn lehren, daß er den Hut auf den Kopf setze und Gerechtigkeit und Arbeit fordere! — In allen Ländern Europas, in Amerika, Australien und Asien gründete im Laufe des 19. Jahrhunderts die zielbewußte Nächstenliebe zahlreiche Blindenanstalten — die Morgenröthe der Blinden nach vieltausendjähriger Nacht!

Schulunterricht. Der in den Blindenanstalten erteilte Unterricht ist ein dreifacher: Schul-, Musik- und Handwerksunterricht. Das Unterrichten der Blinden bietet weniger Schwierigkeiten als das der

Taubstummen und ist in mancher Hinsicht dankbarer, als das der Vollsinnigen. Die blinden Kinder bringen dem Unterricht gar bald ein größeres Interesse, eine konzentriertere Aufmerksamkeit, einen stärkeren Wissensdrang entgegen, als die vollsinnigen, weil bei jenen der Schulunterricht die einzig vorhandene Erkenntnisquelle ist, während diesen durch Auge und Lektüre viele Anschauungen und Kenntnisse zugeführt werden. Die methodische Behandlung weicht nicht bei allen Disziplinen von der in den Schulen der Vollsinnigen gebräuchlichen ab. Alle Lehrgegenstände, bei denen das lebendige Wort die einzige Brücke zwischen Lehrer und Schüler bildet, bedürfen keiner besonderen unterrichtlichen Behandlung. Dahin gehören alle Zweige des Religionsunterrichts, Kopfrechnen, Sprachunterricht, Weltgeschichte, Gesang und Harmonielehre. Dagegen verlangt der Unterricht im Lesen, Schreiben, Geometrie, Geographie, Naturlehre, Musik und Turnen hinsichtlich der Methode und der Lehrapparate eine stete Rücksichtnahme auf die Blindheit der Schüler.

Zum ersten Unterricht im Lesen bedient man sich in Holz geschnitzter Buchstaben, die auf einem Lesebrett zusammengesetzt werden, später der Fibern und Lesebücher, in denen die Buchstaben auf dickem Papier in Relief hervorgepreßt dem lesenden Finger tastbar sind. Gewöhnlich wird mit den beiden Zeigefingern gelesen, von denen der rechte bei leisem flüchtigen Hinweggleiten über die Reliefbuchstaben den „Rekognoszierungsdiens“, der linke den „Kontrolldienst“ versteht. Wie die Sehkraft den Sehenden in verschiedenem Grade gegeben ist, so ist auch der Tastsinn bei den Blinden graduell verschieden, doch gelangen die meisten, in der Jugend geschulten Blinden zu einer völlig ausreichenden Geläufigkeit im Lesen. Außer Fibel und Bibel sind Katechismus, Gesangbuch, Lesebücher, Natur- und Weltgeschichte, Märchen, Fabeln, Anthologien aus Klassikern, mehrere periodische Zeitschriften und viele Notizen vorhanden. Und doch ist die ganze Blindenliteratur nur ein Tropfen im Vergleich mit den Fluten der Druckerzeugnisse, die die Sehenden überflutet. Die Druckerpresse, die Herstellung der Stereotypplatten, das dicke, holzfreie Papier, der Einband der voluminösen Bücher erfordern so bedeutende Summen (ein Exemplar der Bibel umfaßt 64 Bände und kostet 60 Rbl.), daß eine schnellere Ausbreitung der Blindenbücher sehr erschwert ist. Diesem Mangel kommt, wenn auch nicht in ausgleichender, so doch in sehr dankenswerter Weise, die opferwillige Arbeit von Damen entgegen, welche einen Teil ihrer Muße-

Stunden zu der handschriftlichen Herstellung von Blindenbüchern für die Anstalten ihres Bezirks zu Nutz und Frommen der Sichtlosen verwenden. Louis Braille, im vierten Lebensjahre erblindet, als Schüler wie als Lehrer eine Zierde der Pariser Blindenanstalt, ist der Erfinder der aus Punkten bestehenden Blindenschrift, welche nicht nur Buchstaben, Zahlen, Interpunktionszeichen, sondern auch ein vollständiges Notensystem und ein vor kurzem aus ihr entwickeltes Stenographiesystem zur Darstellung bringt. Diese Erfindung erhält erst in dem Umstande ihren vollen Wert, daß die Schrift auch von den Blinden selbst auf einer metallenen Tafel geschrieben wird.

Alphabet der Brailleschen Punktschrift.

·	· ·	· · ·	· · · ·	· · · · ·	· · · · · ·	· · · · · · ·	· · · · · · · ·	· · · · · · · · ·	· · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · ·	
a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	
· · · ·	· · · · ·	· · · · · ·	· · · · · · ·	· · · · · · · ·	· · · · · · · · ·	· · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · · ·	
n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	
b	e	t	e	u	n	d	a	r	b	e	i	t	e
· · · ·	· · · · ·	· · · · · ·	· · · · · · ·	· · · · · · · ·	· · · · · · · · ·	· · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · ·	· · · · · · · · · · · · · · · ·	

Außer dieser Reliefschrift, der eigentlichen Blindenschrift, lernen die Blinden noch, zwecks schriftlichen Verkehrs mit den Sehenden eine lineare Flachschrift, die nach dem Erfinder der Schreibtafel benannte Heboldsche Schrift, welche, dem Tastsinn nicht zugänglich, auf ihre Richtigkeit von den Schreibenden nicht kontrolliert werden kann und naturgemäß bei den Blinden weniger beliebt ist als die Brailleschrift. In der Neuzeit hergestellte, zweckentsprechende Schreibmaschinen leisten den wohlhabenden Blinden vortreffliche Dienste.

Heboldschrift.

DER GLAUBE IST

MEINES LEBENS LICHT.

Für den geometrischen Unterricht benützt man Papp- oder Holzfiguren und Zeichenapparate, mit deren Hilfe man die verschiedensten Figuren, als Kreise, Winkel, Quadrate usw. konstruieren kann. Der Unterricht in der Geographie wird an Relief-Globen und Wandkarten oder an einem, aus 81 Karten bestehenden Relief-Handatlas erteilt. Ein schwer zu bearbeitendes Feld ist die Naturlehre. Der mit leuchtenden Weltkörpern erfüllte unermessliche Himmelsraum, das Silberlicht des Mondes, die Pracht des Regenbogens, der Abend- und Morgenröte, die Unendlichkeit, Erhabenheit und Todesmacht des Meeres, die gewaltigen Berge, die lichtgetränkten Fluren, die dunklen Wälder sind dem Verständnis der Blinden verschlossen. Desto reichlicher entschädigt die Natur ihn durch die übrigen Sinne. Der Duft der Blumen, der Geschmack der Früchte, das Rauschen des Waldes, das Rollen des Donners, das Brausen des Meeres wirken intensiver auf den Blinden als auf den Sehenden. Im Unterricht wendet man Naturobjekte oder Nachbildungen aus Papiermaché an. Nicht immer ziehen die Blinden zur Untersuchung nur die Finger zu Rate. Ein Blindenlehrer, dem es auffiel, daß ein Mädchen so genau die Teile einer Blüte, oft bis zur Zahl der Staubfäden angeben konnte, fand, daß sie dieselben auch mit der Lippe und der Zunge prüfte. —

Musikunterricht. Dem Musikunterricht wird in vielen Anstalten eine ernste Pflege gewidmet, nachdem er in Folge Mißbrauchs der Musik durch einzelne entlassene Zöglinge zu Bettelzwecken eine Zeitlang in Mißkredit gestanden. Ein weitverbreiteter Irrtum spricht den Blinden als solchen eine besondere Begabung für Musik zu — weder sind die Blinden geborene Musiker, noch die Taubstummen geborene Zeichner oder Maler. Wohl aber zeigt sich bei den meisten Blinden eine große Neigung, bei manchen eine gute Begabung für Musik, da der Mangel des Gesichtsinnes sie zur feineren Ausbildung des Gehörs nötigt. In der Welt der Töne ist die Blindheit für das Erfassen und Genießen kein Hindernis, eher eine Förderung. Chorgesang, Klavier, Orgel, Geige, Zither, auch Instrumentalmusik werden eifrig kultiviert. In den ersten Jahren wird der Unterricht neben theoretischen Studien nur nach dem Gehör erteilt, später auch nach Noten. Je nach Begabung und Ausbildung ist die Musik den Blinden eine Quelle schöner Freuden, edlen Genusses, bevorzugten Erwerbs als Organisten und Lehrer.

Handwerk. Die Blindenanstalt gewährt ihren Insassen nicht nur Schul- und Musikunterricht, sondern sie ist auch die einzige Stätte,

an welcher die Fundamentierung und der vollständige Ausbau des ganzen späteren Erwerblebens ihrer Schutzbefohlenen sich vollzieht. Können die vom Schicksal begünstigten Blinden zu Musikern, Sprachlehrern, Masseuren, Klavierstimmern, Korrespondenten ausgebildet werden, so müssen für die große Masse der Blinden doch andere Berufe gewählt werden. Die Blindheit ist die Tochter der Armut, nicht allein weil die unbemittelte Klasse die zahlreichste ist, sondern auch weil die Augenkrankheiten hier am häufigsten einen ungünstigen Verlauf nehmen. Die Lösung dieser schwierigsten aller Blindenfragen heißt: praktische Arbeit, Handwerk. Nur eine Blindenanstalt kann die gewerbliche Ausbildung der Blinden übernehmen, nur sie allein eine selbstlose Lehrmeisterin sein. — Die blinden Mädchen erhalten Unterricht im Nähen mit der Hand und auf der Maschine, im Stricken, Häckeln, Spizenkloppln und in Filetarbeiten; aber jedermann weiß, einen wie geringen Gewinn die meisten weiblichen Handarbeiten selbst bei virtuoser Schnelligkeit, geschweige denn unter dem Hemmnis der Blindheit erzielen. In den meisten Anstalten werden daher auch die Mädchen in der Anfertigung von Bürstenwaren unterrichtet, ein Erwerbszweig, der sich bei genügendem Absatz trefflich bewährt hat. Die männlichen Blinden werden in der Seilerei, Bürstenbinderei, Korbmacherei, Stnhlflechterei, Fußmattenfabrikation, in einer Anstalt sogar auch in der Schuhmacherei ausgebildet. Der tödlichen Langeweile entrückt arbeiten, sein ehrlich verdientes Brot essen, vielleicht gar einen Sparpfennig zurücklegen zu können — das ist das berechtigte Verlangen der geschulten Blinden.

Fürsorge. Möge niemand sich dieses Ziel als leicht erreichbar vorstellen. Gemeinden und Privatpersonen, welche einen Blinden auf ihre Kosten in einer Anstalt unterhalten, hegen nur zu oft die Ansicht, man brauche einen Blinden nur einige Jahre zwecks gewerblicher Ausbildung in einer Blindenanstalt unterzubringen, um aller Sorgen zeitlebens ledig zu sein. Wer so urteilt, hat den ganzen Jammer, die ganze Hilflosigkeit der Blinden, insonderheit der mittellosen, noch nicht erfasst, oder er kennt nicht das harte Leben, die Brutalität der Konkurrenz, unter deren Stürmen auch so viel tausend Sehende über Bord geworfen werden. Sehen wir von mit der Blindheit häufig verbundenen körperlichen Mängeln, von noch häufiger auftretenden geistigen Abnormitäten ganz ab: ein normaler, mit Kenntnissen und Fertigkeiten gut ausgerüsteter Blinder kann nur unter günstigen, selten vorhandenen Bedingungen ganz ohne weitere Hilfe seine Selbständigkeit dauernd

aufrecht erhalten. Diese in realen unabänderlichen Verhältnissen beruhende Erfahrung hat zur Gründung von Fürsorgevereinen und von Blindenheimen geführt. Erstere stehen den außerhalb der Anstalt lebenden Entlassenen mit Rat und Tat zur Seite, letztere gewähren Obdach, Arbeit, Verdienst.

Psychologisches. Da das ganze geistige Leben des Menschen sich auf den Sinneswerkzeugen aufbaut, so muß der Mangel des wichtigsten Sinnes, des Gesichtssinnes, mehr als eine äußerliche Veränderung, er muß eine innere Umgestaltung des Seelenlebens der Blinden hervorbringen. Wohl sind die Finger die Augen des Blinden, aber der Seele des Blindgeborenen entgehen alle Auffassungen derjenigen Dinge, welche für den Tastsinn zu zart (Spinnweben), oder zu entfernt (Kirchturm) oder zu groß (Stadt) oder zu kompliziert (Lokomotive) sind. Die schönsten Gemälde sind eingerahmte Leinwand, Statuen totes Erz und Gestein. Das schmerzgefüllte Antlitz des Unglücklichen, das freudestrahlende Auge des Glücklichen lassen ihn teilnahmslos. Farben existieren nur allegorisch (weiß: die Unschuld, schwarz der Tod) oder durch Vergleichung mit anderen Sinneindrücken (rot: Trompetenschall). — Eine bei Blinden fast allgemein wahrzunehmende Erscheinung ist die eines guten Gedächtnisses, ein Vorzug, welcher aus der seelischen Entwicklung des blinden Kindes resultiert. Der Blinde bringt den Sinneswahrnehmungen größere Aufmerksamkeit entgegen, er ist durch den Mangel des Gesichtssinnes vor Zerstreuungen und oberflächlicher Betrachtung bewahrt, er ist mehr als der Sehende auf innere geistige Beschäftigung, häufigere Wiederholung seines Gedächtnisinhaltes angewiesen, er entbehrt der vielen, den Sehenden zu Gebote stehenden Hilfsmittel des geistigen Festhaltens. Auch intellektuell nicht normale Blinde besitzen häufig ein beneidenswertes Gedächtnis und täuschen dadurch die Laienwelt bezüglich ihrer Bildungsfähigkeit, sie memorieren und musizieren ohne das geringste Verständnis für das Vorgetragene, sie sind Kalenderkünstler, ohne eine bescheidene Rechenaufgabe lösen zu können. — Die erste Stelle in der Rangordnung der Sinne bei den Blinden gebührt dem Gehör — die Geisteswahrnehmungen sind die nächste und ergiebigste Quelle für das Erkenntnis- und Empfindungsleben. Die Ausbildung des Gehörs, namentlich auf musikalischem Gebiet, ist eine bewundernswerte. Es gibt Blinde, die zwei Töne kaum voneinander unterscheiden können, aber auch solche, die nach nur einmaligem Hören ein Musikstück in

allen seinen harmonischen Fügungen nachspielen und im Gedächtnis behalten können. Nach dem Klang der Stimme, deren Nuancierungen und der Ausdrucksweise eines Menschen beurteilt der Blinde den Charakter, das Alter, das Geschlecht, die Größe, die Entfernung, die Stimmung einer Person, und selbst noch nach Verlauf vieler Jahre dient ihm der Klang der Stimme als Erkennungszeichen von aus seinem Gedächtnis fast schon entschwundener Menschen. Die Größe eines Raumes wird nach dem Gehör bemessen, aus der Verschiedenheit des Klanges wird der Stoff und die Größe eines fallenden Gegenstandes, aus dem Geräusch eines rollenden Wagens dessen Entfernung, Beschaffenheit, Belastung und Richtung erkannt. — Eine interessante Erscheinung ist das Traumleben des Blinden; seine Träume sind ein Gemisch von Vorstellungen, vornehmlich des Gehör- und Tastsinnes. Er sieht im Traum ein Messer, d. h., ihm ist, als habe er ein Messer unter seinen tastenden Fingern. Wirkliche Gesichtseindrücke empfängt der Blindgeborene auch im Traum niemals, wohl aber kann für den später Erblindeten die Nacht zum Tage werden und seine Augen sich öffnen, so lange der Schlaf sie ihm schließt.

Rußland. Kaiser Alexander I. beauftragte, wie bereits erwähnt, den Franzosen Valentin Haüy mit der Gründung einer Blindenanstalt in Petersburg. Die Neuheit der Sache und die Unkenntnis der Landessprache ließen den ersten Versuch mißlingen. Als Haüy nach zehnjährigem Aufenthalt Rußland verließ, befanden sich in seiner Blindenschule nur drei Jöglinge. Der letzte türkische Krieg wurde den Blinden Rußlands zum Segen. Auf Initiative der Kaiserin Maria Alexandrowna, Gemahlin des Kaisers Alexander II., begründete sich ein Verein zur Beschäftigung der zahlreichen, im Kriege erblindeten Soldaten, welcher nach Erfüllung seiner Spezialaufgabe sich in einen allgemeinen Blindenverein umwandelte und zu Ehren seiner Stifterin den Namen: „Verein der Kaiserin Maria Alexandrowna für Blinde“ erhielt. Dieser Verein hat 5800 Mitglieder, 64 Bevollmächtigte in den Provinzen und verfügt über bedeutende Mittel. Bei seiner Gründung wurde ein Stammkapital von 217000 Rbl. gestiftet. Eine große regelmäßige Einnahme bieten die Kollekten, welche in allen Kirchen des Reiches, sogar in den Synagogen und muhamedanischen Bethäusern in der „Blindenwoche“ stattfinden, d. h. am fünften Sonntag nach Ostern nebst folgenden Tagen, an welchem das Evangelium von der Heilung des Blindgeborenen verlesen wird. Die im Jahre 1886 aus-

geführte, in ihrem wissenschaftlichen Wert vielfach verdächtige erste Blindenzählung Rußlands stellte den Marienverein vor eine bisher ungeahnte Aufgabe, indem sie das Vorhandensein von 190 000 Blinden behauptete. Der Marienverein sucht sich nach vier Richtungen hin erfolgreich zu betätigen: durch die Erziehung blinder Kinder, die Ausbildung Erwachsener, die Unterbringung arbeitsunfähiger Blinden in Armenhäusern und Asylen resp. Unterstützung derselben und durch prophylaktische Maßregeln zur Verhütung der Blindheit. Der Verein unterhält 23 Blindenanstalten mit 638 Zöglingen. Die größte dieser Anstalten ist die Alexander-Marien-Blindenschule in Petersburg mit 124 Zöglingen in einem Gebäude, das nebst Inventar 270 000 Rbl. beansprucht hat. Die Anstalt ist fundiert durch ein Geschenk Kaiser Alexander III. in Höhe von mehr als einer Million Rubel, sowie durch die aus dem Verkauf eines geschenkten Landgutes erzielte Summe von 90 000 Rbl. — Da die Zahl der Augenärzte in Rußland, namentlich in den Provinzen verschwindend klein ist, es den Bewohnern auch vielfach an Aufklärung mangelt, führen heilbare Augenkrankheiten oft zur Erblindung. Diesem Übel sucht der Marienverein entgegenzuwirken, indem er Hospitäler und Ambulatorien für Augenranke gründet, in vorhandenen Kliniken Freibetten stiftet und alljährlich sogenannte „fliegende Kolonnen“ von Augenärzten in die entlegensten und von Augenkrankheiten am meisten heimgesuchten Ortschaften entsendet; jede zwei bis drei Monate tätige Kolonne besteht aus einem Augenarzt und einigen Gehilfen. Im Jahre 1897 sind 33 fliegende Kolonnen tätig gewesen, welche 53 828 Augenranke behandelt und 16 029 Operationen ausgeführt haben. — Außer den 36 Anstalten des Marienvereins gibt es noch 14, von anderen Privatgesellschaften unterhaltene Blindenanstalten.

Ostseeprovinzen. Auch in den Ostseeprovinzen findet die Erblindung noch ein weites Feld ihrer glückzerstörenden, arbeitötenden, kapitalvernichtenden Wirkung. Wenngleich die Provinzen in kultureller Beziehung viel Erfreuliches aufweisen, so geht doch der Bauernstand, dem die meisten Blinden entstammen, immer noch in den Kinderschuhen der Kultur. Ein greiser Pastor berichtete mir, daß er vor 50 Jahren, zur Spendung des Abendmahls an ein Krankenbett gerufen, auf Händen und Füßen ans Sterbebett gekrochen sei, weil er in der schornsteinlosen, rauchgefüllten Behausung stehend weder atmen noch sprechen konnte. Sind derartige Zustände heute auch ganz verschwunden, so stehen beim Volke Kurpfuscher und Wunderärzte doch noch in hohem Ansehen,

rationelle Krankenhäuser aber und Kliniken in verhängnisvollem Mißkredit. Die vielen pockennarbigen Gesichter Sehender und Blinder geben einen sichtbaren Beweis von der Abneigung des Volkes gegen das Impfen.

Wie die Griechen ihren Homer, die Schotten ihren Ossian, so haben — freilich *mutatis mutandis* — auch die Letten ihren blinden Sänger gehabt: den blinden Heinrich. In einer kurländischen Bauernhütte als Sohn eines Knechtes 1788 geboren, verlor Heinrich frühzeitig seinen Vater und in seinem fünften Lebensjahre durch die Blattern sein Augenlicht. Ein frommes Herz, ein fröhlicher Sinn, ein tiefes Sehnen nach dem, was nicht zum Staube des Menschen gehört, wuchs mit ihm heran und machte ihn zu einem bescheidenen, freundlichen, wißbegierigen Jüngling. Bete und arbeite — der kleine Heinrich verstand beides. In der Viehpflege und manchen anderen ländlichen Arbeiten war niemand so fleißig und treu wie er. Oft bis tief in die Nacht hinein hörten die Hausgenossen ihn mit Schuhmacher-, ja sogar mit Schneiderwerkzeugen emsig hantieren, das er nicht nur für sich, sondern auch für Fremde geschickt zu gebrauchen verstanden haben soll. Diese Eigenschaften würden sein Andenken nicht der Nachwelt erhalten haben, hätte er nicht noch eine besondere Gabe empfangen: der blinde Heinrich war ein Dichter, ja der erste uns bekannte Dichter des lettischen Volkes. Aus innerem Drange, ohne Kunstbewußtsein sang er, weil er singen mußte, ein echter Naturdichter. Der hochgebildete Pastor Karl Elversfeld und sein Küster nahmen sich des Jünglings in geistiger und leiblicher Pflege an, stillten seinen Wissensdurst und lehrten ihn die Elemente der Metrik. — Da zog die Liebe in des Dichters Herz und führte ihn in das Tal herben Schmerzes: nicht nur materielle Schwierigkeiten, auch böse Widersacher legten sich lähmend auf das junge Glück. Nachdem die Feinde zum Schweigen gebracht, entfernte Pastor Elversfeld die anderen Hindernisse durch Auflegung einer Subskriptionsliste auf Heinrichs Gedichte. Der Vize-Gouverneur, die Ersten des Adels bis herab zum Schmied und Kutscher sind auf der Liste vertreten. 1806 erschien bei Steffenhagen & Sohn in Mitau eine Gedichtsammlung unter dem Titel „die Kinder des blinden Heinrich“, und im nächsten Jahre stand Heinrich vor dem Traualtar. Mit dem 1819 erfolgten Tode Elversfelds verstummen die Nachrichten über ihn, bis auf eine kurze Notiz über sein Ende: am 12. Januar 1828 erlag der blinde Heinrich einem schweren Brustleiden.

Nach der 1886 zur Ausführung gebrachten Blindenzählung ist die

Zahl der Blinden in den Ostseeprovinzen eine sehr beträchtliche: sie betrug damals 4982 und zwar in Livland 2635, in Kurland 1639, in Estland 978. Der Nationalität nach gliedern sie sich in 2368 Esten, von denen 1432 in Livland lebten, in 2190 Letten, 150 Russen, 127 Deutsche, 95 Juden, 22 Litthauer, 21 Polen, 8 Schweden, 1 unbekannt. Im Alter bis zum 20. Jahre standen 210 Blinde, zwischen dem 20. und 40. Jahre 425, zwischen dem 40. und 60. Jahre 1404, zwischen dem 60. und 70. Jahre 1395, im Alter über 70 Jahre 1548. Mag diese Statistik auch auf unsicherer Basis ruhen — daß es in den baltischen Provinzen eine große Zahl bildungsfähiger Blinden gibt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Zu ihrer Ausbildung sind zwei Anstalten vorhanden: das Blinden-Institut zu Riga und die Blindenanstalt in Reval.

Reval. Im April 1882 vereinigten sich in Reval auf Initiative des Kammerherrn C. von Wistinghausen als örtlichen Bevollmächtigten des Marienvereins zwölf Männer zur Gründung einer estländischen Blindenanstalt und konstituierten sich als Verwaltungsrat. Nachdem die estländische Ritterschaft eine jährliche Subvention von 500 Rbl. bewilligt und anlässlich der Krönung Alexander III. ein Kapital von 10 000 Rbl. gestiftet; nachdem andere Schenkungen und die Aussicht auf jährlich wiederkehrende Kollekten und regelmäßige Beiträge seitens des Marienvereins die materielle Basis und die Hoffnung auf allseitige Unterstützung gestärkt hatten, konnte am 12. Dez. 1883 in einem Mietlokal die „Estländische Anstalt zur Erziehung blinder Kinder“ eröffnet und die Leitung derselben dem Fräulein Jenny v. Wistinghausen, welche einen sechsmonatlichen Informations-Kursus an der Dresdener Blindenanstalt absolviert hatte, übertragen werden. Bald erwiesen sich die Räumlichkeiten als zu klein für eine gedeihliche Entwicklung der Anstalt, so daß der Verwaltungsrat die Erbauung eines eigenen Hauses beschloß. Nachdem die Stadt einen geeigneten, in gesunder Gegend belegenen Bauplatz dargebracht und eine Jahresrente von 100 Rbl. bewilligt hatte, konnte mit Aufwendung des Grundkapitals im Sommer 1885 der Bau beginnen und am 1. September 1886 die Anstalt in ihr neues Heim übersiedeln. Im nächsten Jahre stieg die Zahl der Zöglinge auf 13, und immer dringender wurde die Notwendigkeit der Einführung eines Handwerks. Im September 1889 wurde eine Werkstube für Bürstenmacherei eröffnet und die Leitung derselben provisorisch einer in der Blesfigschen Blindenanstalt zu Petersburg ausgebildeten Blinden über-

tragen, welche zwei Jahre in durchaus zufriedenstellender Weise ihren Pflichten oblag, dann aber doch durch einen sehenden Meister ersetzt werden mußte. Außer in den Schulwissenschaften wird noch im Rohrstuhlflechten, Anfertigen von Teppichen und Dielenmatten, in Filetarbeit, Stricken, Nähen usw. unterrichtet. Im Jahre 1888 wurde durch private Spendung von 550 Rbl. der erste Grund zum „Fond zur Fürsorge für Entlassene“ gelegt. Die Anstalt unterrichtet zurzeit 20 Zöglinge. Wie an der Wiege, so hat auch in der ganzen ersten Jugendzeit der Anstalt Fräulein Jenny v. Wistinghausen mit sachkundigem Blick und liebevollem Herzen gewirkt als treue Förderin des Blindenwesens in Estland. Das Leben ihrer geliebten Anstalt ist auch ihr Leben, von dem sie erst scheiden will, wenn Gott sie durch Krankheit, äußere Verhältnisse oder den Tod abrufen sollte. Im September 1900 hat die 72jährige Blindenfreundin ihr Amt niedergelegt und in Fräulein Elisabeth v. Kawer eine warmherzige, arbeitsfrohe Nachfolgerin gefunden.

Riga. Das Verdienst der Gründung des Rigaschen Blindeninstituts gebührt der Hauslehrerin Fräulein Ida von Valentinowicz und dem damaligen Direktor der Reimerischen Augenheilanstalt Dr. med. C. Waldhauer. Unter dem Protektorat der litt. prakt. Bürgerverbindung eröffneten sie am 21. Februar 1872 in einem Miethause der Hagensberger Vorstadt eine kleine Blindenschule mit zunächst 2 Schülern. Als erste und einzige Lehrerin fungierte, nachdem sie sich vorher in der Königsberger Anstalt mit dem Blindenunterricht vertraut gemacht, Fräulein Ida v. Valentinowicz. Die Zahl der Zöglinge stieg im Gründungsjahr auf 5, 1874 auf 11, 1878 auf 14. Zwei Jahre nach Beginn des Unterrichts konnte die bewährte Lehrerin in der Wohnung des Dr. med. Waldhauer die erste öffentliche Prüfung mit ihren Zöglingen veranstalten, bei welcher Gelegenheit die Blinden ein beredtes Zeugnis ihres Fleißes und ihrer Bildungsfähigkeit ablegten. Diese Prüfungen sind im Laufe der Jahre unter steigender Teilnahme der Autoritäten, der Pädagogen und des Publikums und unter steten Fortschritten der Zöglinge oft wiederholt worden. Die wachsende Frequenz der Schule, die Abweisung zahlreicher Meldungen wegen Raummangels, die allseitig bekundete Teilnahme an dem jungen Unternehmen, die herzerfreuenden Leistungen der Zöglinge drängten dem, von der litt. prakt. Bürgerverbindung eingesetzt, von Dr. Waldhauer geleiteten Schulvorstand die Pflicht auf, der Weiterentwicklung des Blindenbildungswesens durch Schaffung einer breiteren und sicheren Basis die Wege zu ebnet und

die Blindenschule, welche bis dahin ihren Insassen nur Unterricht in den Schulelementarfächern und in der Anfertigung von weiblichen Handarbeiten angebeihen lassen konnte, einerseits dem steigenden Bedürfnis entgegenzuführen, andererseits aber sie den, namentlich auf Einführung und rationellen Betrieb von Handwerken hinielenden Forderungen der neueren Typhlopädagogik gerecht werden zu lassen. — Nach mancherlei Schwierigkeiten und Hemmnissen wurde die im Jahre 1875 nachgesuchte Bestätigung der Statuten eines „Vereins zur Ausbildung Blinden und Schwachsichtiger im Blindeninstitut zu Riga“ am 14. Mai 1877 von dem Minister des Innern erteilt. Gegenwärtig besitzt der Verein in fast allen Städten Livlands und Kurlands Zweigvereine. Am 18. Mai 1878 fand unter Auflösung des bisherigen Verhältnisses zur litt. prakt. Bürgerverbindung die konstituierende Generalversammlung des neuen Vereins statt und das von dieser Versammlung gewählte Direktorium stellte sich unter das Präsidium ihres, für die Blindensache bisher unermüdlich tätig gewesenen Mitgliedes Dr. med. Waldhauer. Ihm folgten im Laufe der Jahre als Präsidenten Schulrat Guleke, Dr. Gustav Poelchau, Oberpastor Th. Gaethgens, Stadthaupt R. Büngner, Geheimerat E. v. Bradke und seit 1901 bis zur Gegenwart Dr. med. J. Stavenhagen. Das neugewählte Direktorium räumte alsbald ein Haupthindernis der Weiterentwicklung des Blindenwesens aus dem Wege, indem es am 15. September 1878 die Anstalt aus dem engen, innerem wie äußerlichem Wachstum feindlichen Mietlokal in ein vom Verein käuflich erworbenes größeres Gebäude in der Friedenstraße überführte. Nachdem der Posten einer zweiten Lehrkraft freiert, wurde 1882 nach mehrfachem Wechsel im Personal Oscar Nothnagel als Lehrer und im folgenden Jahre als Leiter des Instituts angestellt. Durch Einführung eines rationellen Handwerkbetriebes, der Bürstenmacherei und der Korbmacherei, unter Anleitung fachmännisch gebildeter Meister wurde eine wesentliche Lücke im bisherigen Lehrplan ausgefüllt. Es folgten nun Jahre ungestörter innerer und äußerer Entwicklung, die wesentlich begünstigt wurde durch die hochherzige Schenkung der Frau Ratsherr Karoline Pyschlau, welche dem Verein ihr in Strasdenhof bei Riga belegenes, aus mehreren Gebäuden bestehendes Höfchen nebst Garten und Ackerland zur ewigen Nutznießung übergab. Am 28. September 1884 konnte die Anstalt ihr neues geräumiges, durch Umbau zweckdienlich eingerichtetes Heim beziehen, das still, freundlich und gesund, allen Anforderungen an ein Blindeninstitut genügte. Seit der Über-

siedlung nach Strasdenhof bis auf die Gegenwart ist unter den Zöglingen keine Infektionskrankheit zu verzeichnen.

Das Blindeninstitut zu Riga soll statutengemäß nur blinde Kinder aufnehmen. Aber wenn nun die Anstalt ihre Aufgabe an dem Kinde erfüllt hat, wenn sie es 6—8 Jahre lang erzogen, unterrichtet, gekleidet, genährt und zu einem brauchbaren Handwerker gemacht hat, dann ist die sorgenlose Zeit der Kindheit vorüber und der für den Blinden so unendlich schwere Kampf um das tägliche Brot beginnt. Wohin nun mit einem 18- oder 20jährigen Mädchen? Zu seinen Angehörigen aufs Land? Dort fehlt seinem Handwerk der Absatz. In die große Stadt? Hier ist das blinde alleinstehende Mädchen von vielen Fährlichkeiten umgeben. Und wird es ihr, blind, fremd, unerfahren, gelingen, mit ihren schwächeren Kräften in der Stadt festen Boden zu gewinnen, wo tausende an ihr vorüberhasten mit schnellen Füßen, gesunden Augen und starken Armen, wo zahlreiche geschäftsgewandte, ortskundige Konkurrenten das Feld behaupten? Der männliche Blinde hat im allgemeinen eine günstigere Lage. Im Besitze einer größeren Arbeitskraft, einer nachhaltigeren Kampfeslust, einer stärkeren Widerstandsfähigkeit bei allen Schwierigkeiten ringt er mit mehr Erfolg nach der Palme der Selbständigkeit. Aber das umdunkelte Auge macht auch seinen Fuß unsicher, daß er leicht zu Fall kommt; Krankheit, zeitweiliger Arbeitsmangel, Ausgaben für Führer, Hartherzigkeit mancher Menschen, die des Blinden Arbeit fast als Geschenk begehrt, legen ihm oft ein Übermaß von Lasten und Sorgen auf. Diese Erwägungen, sowie die schwerwiegende Tatsache, daß für die zahlreichen, nach dem Kindesalter erblindeten Personen unserer Heimat bisher eine Ausbildung nur in Ausnahmefällen möglich war, führten zur Gründung von Blindenheimen.

Im Jahre 1890 erfolgte der erste öffentliche Aufruf zur Darbringung freiwilliger Spenden für das neue Unternehmen. Im folgenden Jahre bildete sich ein, Livland und Kurland umspannender Damenkreis mit der Aufgabe, Geldmittel zum Bau und Unterhalt des Blindenheims aufzubringen. Der Gesangchor des Instituts veranstaltete zu gleichem Zweck Konzerte in Riga und den Provinzstädten. — Es ist ein schöner Beweis werktätiger Liebe zur Blindensache, daß bereits nach 3 Jahren, am 10. Mai 1893 die Einweihung und Eröffnung des mit einem Kostenaufwande von ca. 14 000 Rbl. erbauten Blindenheims erfolgen konnte, welches seitens der livländischen Ritterschaft in muuifizenter

Weise mit reichlichem Inventar aus der geschlossenen Birkenruher Landesschule ausgestattet worden war.

Schnell füllte sich das Haus und zahlreiche weitere Meldungen bekundeten, daß eine noch geräumigere Anstalt für Erwachsene einem dringenden Bedürfnis entsprechen würde. Hat die barmherzige Liebe das erste Heim in so kurzer Frist erstehen lassen, sollte sie nicht auch Kraft und Freude zu einem zweiten haben? Und wiederum — 1896 der erste Aufruf, 1900 am 9. Mai die Eröffnung des zweiten, mit ca. 17 000 Rbl. erbauten Blindenheims. „O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund!“

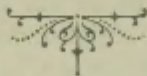
Mit diesem Bau, der auch die so notwendige Trennung der Geschlechter in einem Männerheim und in einem Frauenheim ermöglichte, hat die Erweiterung der Anstalten mit Rücksicht auf das Moment der Ausbildung ihren Abschluß gefunden. „Die Errichtung des zweiten für Männer bestimmten Heims wird endlich dem Komplex unserer humanitären Anlagen in Strasdenhof den lange erwünschten Abschluß geben und die Tätigkeit des Vereins in übersichtliche auf Erhaltung des Geschaffenen begrenzte Bahnen lenken, denn eine Erweiterung unserer Anstalt ist aus Gründen räumlicher und pekuniärer Natur für viele Jahre ausgeschlossen.“ Das Blindeninstitut kann nunmehr 90 Blinde aufnehmen und zwar 35 Kinder, 25 Frauen und 30 Männer. Einen erfreulichen Beweis der Produktionsfähigkeit der Blinden wie der Brauchbarkeit ihrer Arbeiten liefert der Handarbeitsbetrieb. In den Jahren 1883 bis inkl. 1899 sind bei jährlich gestiegener Produktion angefertigt worden 216 345 Bürsten, 7678 Korbwaren, 2441 Fußmatten im Gesamtwerte von 127 770 Rbl. Der Reingewinn dieses Betriebes wird zum Unterhalt der Anstalten mitverwendet. Durch einen eigenen Verkaufsladen in Riga, durch Kommissionsniederlagen in Tuckum, Mitau und Jurjew und durch direkte Engroslieferungen ein jährlicher Umsatz von jetzt ca. 26 000 Rbl. erzielt, welcher die Produktionskraft der Blinden leider bei weitem nicht erschöpft, so daß diese nicht selten Mangel an Arbeit leiden Kaufleute, Fabriken, Brauereien und das große Publikum könnten durch Bezug von Bürstenwaren aus dem Blindeninstitut einem täglich schwerer sich bemerkbar machenden Übelstand hier zu Nutz und Frommen der Blinden entgegenwirken, ohne irgendwelche Einbuße zu leiden oder irgendeines Vorteils verlustig zu gehen.

Aufgaben der Zukunft. Es gibt keine Blindenanstalt, die groß und reich genug ist, um alle Blinden ihres Bezirks für die ganze

Lebenszeit in sich ansammeln zu können. Ein Teil der Blinden, und zwar der an Körper, Geist und Geschicklichkeit stärkere Teil wird außerhalb der Anstalt arbeiten und leben müssen. Dieser an sich ganz normale Zustand wird über kurz oder lang auch bei der Rigaer Anstalt eintreten. Um nun die Existenz dieser Entlassenen sicher zu stellen, um sie in Zeiten der Krankheit, des Arbeitsmangels oder anderer Anfechtungen stützend und helfend über Wasser zu halten, wird ein Kapital zur Fürsorge für Entlassene gesammelt werden müssen. Alle ausländische Blindenanstalten, welche eine größere Zahl von entlassenen Blinden zu ihren Schutzbefohlenen zählen, können nur dank solcher Fonds für Entlassene die Fürsorge über sie ausüben.

Und wenn nun der Blinde 30, 40 oder 50 Jahre lang in treuer Arbeit dagestanden, oft noch mit der alten Mutter sein Brot geteilt hat, wenn seine Haare grau und seine Hände matt geworden sind und die Spannkraft des Geistes erlahmt, dann ist sein Tagewerk vollbracht und es läutet zum Feierabend. Wohin nun mit ihm? Die Eltern sind dahin, Kinder hat er nicht, Schwester und Bruder selbst grau und arm, können den alten Blinden nicht versorgen. — O wie köstlich, wenn er dann ein Asyl hat! Dann muß ein Blindenasyl, das der Rigaer Anstalt jetzt noch fehlt, ihm seine Thür öffnen. Hier kann er ausruhen und seinen Abend still verleben; er ist niemandem im Wege und niemand sieht ihn sauer an, bis er sein dunkles Auge ins Sterbekissen drückt, die Hände faltet und spricht: Herr, nun mache meine Augen hell.

„Der alles sieht und nicht gesehen werden kann
 Vergelte Dir die Liebe, die Du dem erweistest,
 Der gesehen wird und nichts sehen kann.“



Die Werke der inneren Mission und die ihr verwandten Bestrebungen auf der Insel Oesel.

Von General-Superintendent Lemm in Reval.

Ist die Innere Mission in der Entwicklungsgeschichte der evangelischen Kirche überhaupt erst jüngeren Datums, so ist sie es vollends in demjenigen Teile Livlands, der wegen seiner insularen Abgeschlossenheit in mancher Beziehung noch dem Festlande gegenüber im Rückstande sich befindet, nämlich auf Oesel.

Indessen sind auch bei uns schon Ansätze zur Betätigung der christlichen Nächstenliebe innerhalb der Gemeinden gemacht worden. Und einen kurzen Überblick über dieselben zu geben, soll der Zweck nachstehender Zeilen sein. Von einer chronologischen Reihenfolge dieser Veranstaltungen soll dabei abgesehen sein.

1. Die Taubstummenanstalt in Pyha.

Wir beginnen mit dem Hinweis auf diese Anstalt, weil dieselbe einem der dringendsten Bedürfnisse unserer bürgerlichen Inselbevölkerung entgegengekommen ist.

Die Anregung zur Gründung dieses Asyls ging von Pastor Grohmann in Pyha aus, welcher auch bis auf die Gegenwart am meisten für das Gedeihen der Sache gearbeitet hat. Eröffnet wurde die Anstalt im November 1893. Auch wurde ein Taubstummenverein ins Leben gerufen, welcher 1895 seine obrigkeitliche Bestätigung erhielt. Diesem Hauptverein trat bald ein Hilfsverein in Arensburg zur Seite, welcher namentlich durch Mitgliederbeiträge Mittel für die Sache zu beschaffen bestrebt ist.

Gleich zur ersten Aufnahme von taubstummen Kindern meldete sich im Jahre 1893 eine so große Anzahl von Aspiranten, daß nur ein Teil derselben ausgenommen werden konnte, nämlich 10 Kinder (3 Knaben und 7 Mädchen). Als Lehrer wurde ein Mann angestellt, der

bisher Volksschullehrer gewesen war, sich aber in Jennern die Kunst des Taubstummenunterrichts zu diesem Zwecke im Laufe eines Winters angeeignet hatte, in welcher er sich hernach noch in der Mitauer Anstalt einige Monate zu vervollkommenen Gelegenheit hatte.

Der Verein begann seine Tätigkeit, ohne im Besitze von Geldmitteln zu sein. Jedoch fand die Sache bei der Land- wie bei der Stadtbevölkerung einen so unerwartet großen Anklang, daß bei allen Veranstaltungen zum Besten dieser Anstalt die Mittel reichlich zusammenzufließen begannen.

Nachdem der Unterricht in einem gemieteten Nebenhause des Gutes Pichtendahl eröffnet worden war, konnte die Anstalt schon bald an den Bau eines eigenen Hauses denken und ein solches wurde auf dem Pastoratslande zu Pyha unweit der Kirche erbaut und bereits im Jahre 1895 bezogen. Im Jahre 1898 konnte die letzte auf demselben ruhende Bauschuld abgetragen werden, so daß das Haus mit all seinen Nebengebäuden gegenwärtig einen schuldenfreien Besitz des Taubstummenvereins repräsentiert, welcher auf etwa 4000 Rbl. geschätzt werden kann.

Die Zahl der Mitglieder des Hauptvereins war im Jahre 1898 von 80 auf 86 gestiegen und auch der Hilfsverein hatte einen Zuwachs von 17 Gliedern zu verzeichnen.

Im Jahre 1898, wie auch schon in den vorhergehenden Jahren, wurde im Laufe des Januars zum Besten der Anstalt eine öffentliche Weihnachtsfeier veranstaltet, an welcher die taubstummen Kinder indessen krankheitsshalber teilzunehmen verhindert waren; und im August ein Gartenfest im städtischen Parke. Beide Unternehmungen waren von erfreulichem pekuniärem Erfolge gekrönt. Auch wurde durch ein vor Weihnachten erschienenenes, von Pastor Grohmann verfaßtes estnisches Flugblatt das Interesse der Gemeinden für die Anstalt aufs neue belebt.

Der Unterrichtskursus ist auf sechs Jahre angelegt. Und wenn ein siebentes Jahr in mancher Beziehung auch wünschenswert wäre, so hat sich dasselbe zunächst doch noch nicht in Aussicht nehmen lassen, einmal um der größeren Mittel willen, die dann erforderlich wären, dann aber auch um deswillen, daß die in dem ersten Coetus aufgenommenen Kinder schon in einem zu vorgerückten Alter sich befanden. Am Johaunitage dieses laufenden Jahres (1899) wurde die Konfirmation der 10 Böglinge sowie ihre Entlassung aus der Anstalt vollzogen. Und zur neu bevorstehenden Aufnahme ist wiederum eine so

große Zahl von Kindern gemeldet, daß wiederum ein Teil derselben, namentlich der vom Festlande herandrängende, wird zurückgewiesen werden müssen. Mit dem Lehrer der Anstalt wurde der Kontrakt wiederum auf sechs Jahre erneuert, und zwar in einer für denselben günstigeren Weise, nachdem er sich nun als Taubstummenlehrer bewährt hat. Auch ist mit dem Pöhaschen Kirchenvorstande der Abschluß eines Kontraktes auf eine größere Anzahl von Jahren bezüglich des Grundstückes, auf dem die Anstalt erbaut ist, in Aussicht genommen.

2. Die Kleinkinderbewahranstalt der St. Laurentius-gemeinde in Arensburg.

Diese Anstalt wurde am 15. Januar 1885 gegründet und die Bestätigung ihrer Statuten durch den Minister erfolgte am 10. April 1890. Sie ist eine Stiftung der Frau Agnes von der Borg, die mit ihrem Manne zusammen die ersten Mittel zur Begründung dieses Unternehmens beschaffte. Das Asyl, welches von der Stifterin der St. Laurentiuskirche in Arensburg geschenkt wurde, hat laut Statut den Zweck, den Waisen sowie den Kindern von armen Einwohnern der Stadt Arensburg ohne Unterschied der Nationalität und des Bekenntnisses Unterkunft und Aufsicht zu verschaffen und den in die Anstalt aufgenommenen Kindern zur Entwicklung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte durch Beschäftigungen, welche ihrem Alter entsprechen, förderlich zu sein. In die Anstalt werden Kinder beiderlei Geschlechts im Alter von vier bis neun Jahren aufgenommen.

Sie besitzt gegenwärtig bereits ein schuldenfreies Haus nebst Garten im Werte von 3500 Rbl. sowie ein Baarvermögen von 10850 Rbl. Verwaltet wird die Anstalt von einem aus sechs Gliedern bestehenden Verwaltungsrate, dessen Präses der Oberpastor der St. Laurentiusgemeinde ist.

Am Schlusse des Jahres 1898 war die Anstalt von 40 Kindern (12 Knaben und 28 Mädchen) besucht worden und dieselbe erfreut sich eines immer steigenden Vertrauens unserer Gemeinde. Auch erkennen die Eltern es wohl, wie vorteilhaft es auch in materieller Beziehung für sie ist, ihre Kinder etwa acht Monate im Jahre für die Gesamtsumme von 8 Rbl. nicht nur pflegen, erziehen und mit Kenntnissen bereichern, sondern auch dreimal täglich speisen zu lassen.

3. Das Armenhaus und die mit demselben verbundene Volksküche in Arensburg.

Dieses Armenhaus ist eine der Stadt Arensburg gehörige Anstalt. Seine Gründung fällt bereits in frühere Jahrhunderte zurück, ohne daß Referent die Zeit derselben näher anzugeben vermöchte.

Die Anstalt ist in zwei Häusern untergebracht und es werden in ihnen zusammen 21 Arme (7 Männer und 14 Frauen) verpflegt. Außerdem erhalten 8 Arme, welche nicht in der Anstalt wohnen, eine jährliche Unterstützung in Gestalt von Korn.

Der Vorstand dieses Armenhauses besteht aus vier Gliedern, die von der Stadtverwaltung gewählt sind. Der Seelsorger der Anstalt ist der zweite Prediger der St. Laurentiusgemeinde.

Das Barvermögen des Armenhauses beträgt gegenwärtig ca. 10000 Rbl. und überdies besitzt es vier Häuser mit Nebengebäuden auf einem recht ansehnlichen Grundstück. Auch subventioniert die Deselsche Ritterschaft das Armenhaus jährlich mit 52 Tschetwert Korn.

Mit dem Armenhause ist eine Volksküche verbunden, welche auf Anregung und unter tatkräftiger Initiative des Apothekers Robert Fließ gegründet, in einem an das Armenhaus zu diesem Zweck angebauten Saale am 16. Juli 1895 eingeweiht wurde.

Bei Begründung derselben war es darauf abgesehen, daß aus einer gemeinsamen Küche nicht nur die Insassen des Armenhauses mit guter und doch wohlfeiler Speise versehen werden, sondern auch die arme städtische Bevölkerung die Möglichkeit habe für 5 Kop. ein Stof Suppe mit einem Stück Brot zu beziehen oder sich damit an Ort und Stelle speisen zu lassen. Zur Kontrolle des ganzen Betriebes kommt jeden Tag eine Dame aus einem Kreise von freiwilligen Helferinnen dazu, um die Austeilung der Speise zu überwachen. Leider hat diese Volksküche bei den Unbemittelten unter den Stadtbewohnern wenig Anklang gefunden, so daß täglich nur drei bis fünf Portionen von ihnen beansprucht werden. Das hat zu einem Teil gewiß auch darin seinen Grund, daß die Lage dieser Volksküche am Ende der Stadt leider keine günstige ist.

4. Der Mäßigkeitsverein in Arensburg.

Dieser Verein trat im Jahre 1891 ins Leben und wurde am 11. Juli desselben Jahres vom Minister als „Deselscher Mäßigkeitsverein“

bestätigt. Derselbe ist nur ein Mäßigkeits- und nicht ein Enthaltensverein. Seine Glieder werden darum durch den Beitritt zu demselben nur zur Mäßigkeit, also zum Kampfe gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke verpflichtet, nicht aber zur völligen Entsaugung. Und zwar hat Verfasser dieses gerade darauf hingewirkt, daß die Statuten dieses Vereins in diesem Sinne abgefaßt wurden, weil derselbe dies für das Richtigere hält.

Die Zahl der Mitglieder dieses Vereins beträgt gegenwärtig etwa 60 und zwar sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts. Die Männer zahlen 1 Rbl., die Frauen 70 Kop. an jährlichem Mitgliedsbeitrag.

So lange der Verein noch keine eigene Wohnung hatte, sondern sich in der Gemeindeschule am Sonntag Nachmittage versammelte, wurden auch kurze Vorträge mit sich daranschließenden Diskussionen gehalten, welche oft ganz animiert waren. In den letzten Jahren sind diese Vorträge indessen nicht mehr gehalten worden und es findet nur dann und wann einmal eine dramatische Vorstellung in dem nunmehr vom Verein gemieteten Lokale statt.

Das Leben dieses Vereines hat gegenwärtig leider einen recht matten Pulsschlag, denn es bewährt sich auch hier die alte Erfahrung, daß ein Verein, sei er welcher Art er immer sei, von einer bloßen Negation nicht sein inneres Leben zu fristen vermag. Die Glieder desselben müssen eben auch etwas Positives betreiben; es muß ihnen eine Beschäftigung, eine Unterhaltung geboten werden. Der gegenwärtige Vorstand aber gehört nicht dem intelligenten Teile unserer Stadtbevölkerung an, sondern den niederen Ständen und es zeigt sich dabei, daß zur Führung einer solchen Sache der gute Wille allein nicht auszureichen vermag. Gegenwärtig ist das vom Verein gemietete Lokal zugleich Teehaus, welches den Gliedern desselben als Versammlungsstätte für die Freistunden des Tages dienen soll und in welchem ihnen Speise und alkoholfreier Trank dargereicht werden kann. Doch wird das Lokal zu diesem Zwecke sehr wenig in Anspruch genommen.

Der Verein geht indessen mit der Absicht um, sich ein Haus zu kaufen, um zugleich seine Tätigkeit in der Weise erweitern zu können, daß er dasselbe auch als Nachtherberge für Landbewohner offen hält, wodurch er mehr Anziehungskraft und Einfluß auf die Bevölkerung glaubt ausüben zu können.

5. Der Enthaltſamkeitsverein im Kirchſpiel Kiekkond.

Derſelbe wurde im Jahre 1893 gegründet und heißt der „Lümmannſche Enthaltſamkeitsverein, Ehe“ (der Schmuck). Die Zahl ſeiner Mitglieder betrug 1898 nur 15. Der Präſes derſelben iſt gegenwärtig ein Schulmeiſter aus dem Kirchſpiel Anſeküll.

Der Verein fordert von ſeinen Gliedern absolute Enthaltſamkeit gegenüber allen alkoholischen Getränken. Im Laufe des Jahres 1898 wurden zwei Vereinsſitzungen und ein Vortragsabend veranſtaltet. Es war für den Verein das ungünſtigſte Jahr, ſofern der Verein durch ſeinen früheren unwürdigen Präſes in Mißkredit gekommen war.

An Kapital beſaß der Verein nur 91 Rbl. und verausgabte davon zur Anſchaffung einer Bibliothek 50 Rbl. Die Jahreseinnahmen beliefen ſich auf 26 Rbl., die Ausgaben auf 23 Rbl.

Die Tätigkeit dieſes Vereins beſtand in der Verbreitung von 20 Broſchüren, die ſich auf die Enthaltſamkeitsſache bezogen, ſowie in der Verleihung ſeiner Bücher aus der Bibliothek. Seine Hauptbedeutung aber liegt nach dem Urtheil des Ortspredigers in ſeinem Daſein, indem er durch dasſelbe ſchon als ſtiller Mahner auf die Bevölkerung wirkt.

Seit Beginn der Mäßigkeitſbewegung auf Deſel im Jahre 1887, welche durch einen Aufſaß von Paſtor Maſing-Kiekkond in Nr. 49 des „Arensbürger Wochenblattes“ von 1887 eröffnet wurde, ſind im Kirchſpiel Kiekkond von 15 Krügen bereits 9 geſchloſſen worden. Und auf ganz Deſel wird in den letzten 12 Jahren etwa die Hälfte aller bis dahin vorhanden geweſenen Krüge eingegangen ſein.

6. Die kirchliche Armenpflege in Arensburg.

Dieſelbe wird unter der Leitung des Oberpaſtors von einem Kreiſe von Damen in der Weiſe geübt, daß die Gaben, welche bei erſterem zum Beſten der Gemeindearmen einlaufen, jeden Monat einmal den Helferinnen zugeſtellt werden, welche ihrerſeits dieſelben an beſtimmte Arme auſteilen, die ſie zu pflegen übernommen haben. Auf dieſem Wege wird der Bettel unter den ſtädtiſchen Nothleidenden ziemlich erfolgreich bekämpft. Das Vermögen der Armenpflege betrug am Schluſſe des Jahres 1898 etwa 2128 Rbl. und zum Beſten der Bedürftigen wurde jährlich die Summe von 500 bis 600 Rbl. verwandt. Überdies iſt es althergebrachte Sitte innerhalb der Gemeinde, daß der Gemeindefollekteur im Auftrage des Oberpaſtors vor Weihnachten von Haus zu

Haus geht, um abgelegte Kleidungsstücke zum Besten der Armen zu sammeln, welche an einem bestimmten Tage im Pastorat ausgestellt, von den Helferinnen für die ihnen anvertrauten Armen je nach Bedarf ausgewählt und an dieselben verteilt werden. Auch werden die Armen sonst noch vor Weihnachten mit Gaben von seiten der Armenpflege beschenkt.

7. Das Gefängnis in Arensburg.

Dem Oberpastor in Arensburg liegt auch die geistliche Pflege der im Kreisgefängnis Internierten ob. Demzufolge hält derselbe etwa alle drei Wochen am Sonntag im geräumigen Korridor des Gefängnisses einen estnischen Gottesdienst, an welchen er eine Unterredung mit den einzelnen Gefangenen unter vier Augen zu schließen pflegt, namentlich mit den neu Hinzugekommenen. Auch pflegt er das estnische Sonntagsblatt oder Broschüren geistlichen Inhalts unter die evangelischen Insassen des Gefängnisses zu verteilen. Überdies ist von seiten des Gefängnis Komitees aus, dessen Mitglied der Oberpastor auch ist, zum Besten der Gefangenen eine kleine Bibliothek gegründet worden, welche von dem Hauptschließer der Strafanstalt verwaltet wird und jedem Gefangenen zu Gebote steht. Auch befindet sich in jeder Zelle des Gefängnisses ein estnisches Neues Testament. Die tägliche Andacht halten die Gefangenen selbst unter sich, indem einer derselben das zu diesem Zweck angeschaffte Andachtsbuch vorliest und die Gefangenen gemeinsam miteinander ein geistliches Lied singen.

Die Lust zu lesen ist unter den Gefangenen, die indessen auch zur Arbeit angehalten werden, zumeist eine sehr rege.

8. Das Hospital in Arensburg.

Auch die geistliche Bedienung des Hospitals liegt dem Oberpastor ob. Es ist dies seit zwei Jahren vereinigte Land- und Stadthospital in dem renovierten Gebäude des bisherigen Landhospitals. Dasselbst beschränkt sich die Tätigkeit des Oberpastors allerdings auf die Spendung des heiligen Abendmahls an die Kranken, die darum nachsuchen, sowie auf das gelegentliche Vorlesen und Verteilen von Krankenblättern an dieselben, wenn er die Krankensäle besucht. Der Küster aber hat die Aufgabe, des Sonntags den Kranken eine Predigt vorzulesen, was jetzt indessen insofern etwas erschwert ist, als die Krankensäle jetzt nicht mehr, wie früher, miteinander in Verbindung stehen. Der Küster muß jetzt seinen Standort im Korridor haben, wenn er daselbst den Gottes-

dienst hält, während die Türen zu den einzelnen Krankenzimmern geöffnet stehen.

9. Die Bibelabende und Andachtsversammlungen auf Desel.

Der Bibelabend in der deutschen Gemeinde von Arensburg wird in einem Kreise von Männern dieser Gemeinde in den Wintermonaten des Dienstags von 6 bis 8 Uhr abends von Haus zu Haus von dem Oberpastor gehalten. Dieser Abend ist bereits 1869 ins Leben getreten und hat den Zweck, einen Kern von männlichen Gemeindegliedern in die Heilige Schrift tiefer einzuführen und dadurch bibelfest zu machen, wodurch das geistliche Leben seiner Glieder gefördert und gestärkt werden soll. Dieser Abend besteht nicht in Gestalt eines organisierten Vereins, sondern einer freien geselligen Vereinigung, an der auch Gäste gern gesehen werden. Etwa 20 Glieder gehören mehr oder minder zu diesem Kreise, jedoch finden sich durchschnittlich nur etwa 14 oder 15 in jeder Woche zusammen. Es wurden in den 13 Wintern, in welchen der gegenwärtige Oberpastor diesen Abend geleitet, ganze Bücher des Neuen Testaments (sowohl Evangelien als auch Apostelbriefe) durchgegangen und einer freien Besprechung unterzogen; in einem Winter auch der erste Band von Luthardts Apologetischen Vorträgen. In den beiden letzten Wintern lag die Offenbarung Johannis zur Besprechung vor.

Mit Gliedern der estnischen Gemeinde von Arensburg hält seit dem Sommer 1898 der Pastor diaconus einen wöchentlichen Bibelabend und diese Versammlung verfolgt den gleichen Zweck an den estnischen Männern, wobei hier noch die Aufgabe hinzukommt, ein Gegengewicht herzustellen gegen das Eindringen von baptistisch-methodistischen oder überhaupt sektiererischen Einflüssen, denen unsere estnische Stadtgemeinde bereits seit Jahren von Dago sowie vom estländischen Festlande her ausgesetzt ist. Es wurde im ersten Jahre der 1. Korintherbrief besprochen und etwa 12 bis 18 Männer fanden sich zu diesen Abenden ein, welche anfangs am Montag, jetzt aber am Donnerstag von 6 bis 8 Uhr gehalten wurden.

Ferner besteht seit Jahrzehnten schon innerhalb der estnischen Gemeinde eine Andachtsversammlung in Arensburg, die von Gemeindegliedern geleitet wird. Ihre Begründung geht auf den Einfluß Herrnhuts zurück und dieselbe fand bis vor etwa fünf Jahren in der kleinen Wohnung eines Hausknechts statt. Dann aber räumte der

Oberpastor den Saal der Gemeindefchule dieser Versammlung ein und setzte drei und später noch zwei Vorleser für dieselbe ein, welche sämtlich vom Konsistorium bestätigt wurden. Diese Versammlungen finden am Sonntag Abend um 6 Uhr, neuerdings aber auch am Sonnabend Abend um 7 Uhr statt, und es steht zu hoffen daß die Teilnehmer durch dieselbe immer mehr in einem lebendigen und gesunden Erfassen des Heils gefördert werden, was ja das Ziel all unserer Arbeit an unseren Gemeinden ist und was in der Kraft Gottes auch erreicht werden kann und soll.

Auch in den Landgemeinden Desels gibt es Andachtsversammlungen wohl in allen Kirchspielen, die unter der Aufsicht der betreffenden Prediger stehen. Und die Bethäuser auf dem flachen Lande, welche früher der Brüdergemeinde gehörten, jetzt aber, nachdem der letzte Diakonus derselben schon vor Jahren Desel verlassen hat, in den Besitz der Kirche übergegangen sind, bilden Stätten, von denen gewiß ein verborgener geistlicher Segen auf die Gemeinden ausströmt. Ja sie sind, im rechten, gesund evangelischen Geiste geleitet, um so unentbehrlicher, je mehr in der Gegenwart unser Land von geistlichen Wüsten überflutet zu werden droht, welche allerlei Wind sektiererischer Lehre herbeiführen, der für uns Prediger im einzelnen kaum kontrollierbar ist, dennoch aber das geistliche Leben unserer Gemeindeglieder in durchaus krankhafte Gestaltungen hineinzuzerren droht.

10. Die Verbreitung der Bibel auf Desel.

In Arensburg besteht seit dem 23. April 1814 das am 30. November genannten Jahres bestätigte Deselsche Sektionskomitee der Evangelischen Bibelgesellschaft in Rußland, dessen Präses gegenwärtig der Landrat H. von zur Mühlen und dessen Geschäftsführer der Arensburgische Oberpastor ist. Die Tätigkeit dieser Sektion besteht in der Anschaffung und Verbreitung der Heiligen Schrift in allen evangelischen Gemeinden des Deselschen Sprengels, und zwar durch Lokalkomitees, die indessen nur in der Person der betreffenden Pastoren bestehen. Der Absatz der Deselschen Sektion betrug im Jahre 1898 ca. 900 Exemplare heiliger Schriften und Biblischer Geschichten in deutscher und hauptsächlich in estnischer Sprache, und den Besitz der Kasse bildete am Schlusse des genannten Jahres die Summe von 1248 Rbl. 16 Kop. sowie an ausstehenden Rechnungen und an Bücherinventar 465 Rbl. 2 Kop., in Summa ein Wert von 1713 Rbl. 18 Kop.

Was die Anregung zum Lesen der Heiligen Schrift betrifft, so hat

der Oberpastor in Arensburg mit der Verteilung von Bibellesekalendern in der deutschen Gemeinde begonnen und beabsichtigt, dieselbe in erweitertem Maße fortzusetzen. Jetzt ist auch dieser Kalender ins Estnische übersetzt worden.

11. Das Werk der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden.

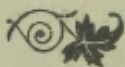
Dasselbe besteht, wie für das gesamte russische Reich, so auch für die Insel Desel seit dem Jahre 1858, und sein bekannter Zweck ist der, für das geistliche Leben unserer Glaubensgenossen durch Beschaffung von Mitteln sorgen zu helfen, sofern dieselben dessen bedürftig sind. Das Deselsche Bezirkskomitee besteht unter Vorsitz des Landrats H. von zur Mühlen aus ganz denselben Gliedern, wie das Deselsche Sektionskomitee der Bibelgesellschaft, so daß die Sitzungen desselben beide Zwecke nacheinander verfolgen können, was für alle Beteiligten eine Zeitersparnis bedeutet. Nur ist der Geschäftsführer der Unterstützungskasse hier ein anderer als im Sektionskomitee der Bibelgesellschaft, nämlich der Oberlehrer Nagel. Im Jahre 1898 hat das Deselsche Bezirkskomitee die Summe von 655 Rbl. 47 Kop. eingenommen und 538 Rbl. 02 Kop. verausgabt. Es wurden die Schulen auf Mohn, der Küsterlehrer in Arensburg, der Vorleser im Bethause zu Maksküll und das Pastorat Anseküll (letzteres durch ein Darlehn zur Errichtung eines Gebäudes) unterstützt.

12. Die Sache der Sonntagsruhe.

Nachdem es dem Arensburgschen Oberpastor schon seit Jahren schwer aufs Herz gefallen war, den Sonntagshandel in den kaufmännischen Geschäften der Stadt sich von 12 Uhr mittags bis 4 Uhr nachmittags so breit machen zu sehen, veranlaßte derselbe Ende Januar 1898 eine vom Gouverneur bewilligte Zusammenkunft aller Glieder der Arensburgschen Kaufmannsgilde sowie der städtischen Kleinhändler, bei welcher derselbe die Versammelten auf den Segen der Sonntagsruhe hinwies und sie dazu aufforderte, durch einen gemeinsamen Beschluß der bisherigen diesbezüglichen Praxis ein Ende zu machen. Die Anwesenden gingen nach kurzer Debatte darauf ein und faßten den einstimmigen, schriftlich formulierten Beschluß, den Sonntagshandel mit alleiniger Ausnahme zweier in die Jahrmaktszeit fallenden Sonntage völlig einzustellen. Und im Laufe des folgenden

Winters wurde der Oberpastor auch von einem Barbier der Stadt darum angegangen, unter seinen Fachgenossen den gleichen Beschluß zu Wege zu bringen; und nachdem die drei Vertreter dieses Gewerbes im Pastorate zu diesem Zwecke versammelt worden waren, wurde auch unter ihnen eine schriftliche Einigung in bezug auf die vollständige Einstellung der Sonntagsarbeit erzielt. Seitdem trägt unsere Stadt des Sonntags in weit entsprechenderer Weise das Gepräge einer den Ruhetag in Ehren haltenden Stadt und Kaufleute wie auch Kommiss haben seitdem zu wiederholten Malen ihre Freude an diesem Stande der Sache zum Ausdruck gebracht. —

Aus allem oben Dargelegten ist zu ersehen, daß die Werke der Inneren Mission sowie ihrer Grenzgebiete auf der Insel Ösel vielfach erst in den Anfangsstadien ihres Daseins sich finden, aber eben doch schon vorhanden sind und sich des Segens unseres Herrn in vielfach sichtbarer Weise erfreuen. Darum wollen wir an denselben weiterarbeiten und nicht müde werden. Den Erfolg aber wollen wir dem anheimgeben, welchem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist und der da herabschaut auch auf die Werke unserer schwachen Hand! —



Druckfehler und Berichtigungen.

Obſchon wegen Entfernung des Herausgebers vom Druckort die Durchſicht der Korrekturen in Deutschland freundlichſt übernommen war, ſo hat ſich doch leider eine Reihe von Druckfehlern eingeschlichen, welche der Leſer aus obigem Grunde gütigſt entſchuldigen wolle.

Seite	19,	Zeile	7 v. ob.	lieſ	Maſſen	ſtatt	Meſſen.
"	20,	"	9 v. ob.	lieſ	Volkſkirche	ſtatt	Volkſkraft.
"	22,	"	5 v. ob.	lieſ	die Privatbeichte	ſtatt	der Privatbeichte.
"	23,	"	2 v. ob.	lieſ	werde	ſtatt	wird.
"	27,	"	7 v. ob.	lieſ	andere	ſtatt	anderen.
"	27,	"	13 v. ob.	lieſ	er kann	ſtatt	ſie können.
"	32,	"	12 v. ob.	lieſ	zunimmt	ſtatt	zurennt.
"	38,	"	17 v. unt.	vor verſprechend	„viel“	einzuſchalten.	
"	39,	"	9 v. unt.	lieſ	daſ	ſtatt	daß.
"	40,	"	9 v. unt.	nach berühren	„ſich“	einzuſchalten.	
"	41,	"	5 v. ob.	lieſ	die	ſtatt	dieſe.
"	44,	"	5 v. unt.	lieſ	von Chriſtlichem	ſtatt	vom Chriſtlichen.
"	45,	"	12 v. ob.	von hygieniſchem	ſtatt	vom hygieniſchen	
"	59,	"	7 v. ob.	lieſ	einzelne	ſtatt	einzelnes.
"	65,	"	12 v. ob.	lieſ	nur einmal	„der“.	
"	66,	"	7 v. ob.	lieſ	nur einmal	„der“.	
"	119,	"	18 v. ob.	lieſ	tue	ſtatt	tu.
"	121,	"	8 v. unt.	lieſ	ſie	ſtatt	er.
"	122,	"	10 v. unt.	lieſ	Ausſägigen	ſtatt	Ausſaßſägigen.
"	123,	"	17 v. ob.	lieſ	Zamburg	ſtatt	Zamburg.
"	129,	"	11 v. ob.	lieſ	205679 Rbl. 78 Kop.	ſtatt	208580 Rbl. 19 Kop.
"	131,	"	12 v. unt.	lieſ	Anſtaltſordnung	ſtatt	Anſtaltsordnung.
"	132,	"	15 v. ob.	lieſ	ſich hüten	ſtatt	hüten.
"	140,	"	16 v. ob.	lieſ	1902	ſtatt	1901.
"	142,	"	7 v. unt.	lieſ	Benige	ſtatt	wenig.

Im Inhaltsverzeichnis iſt der Name des Verfaſſers hinzuzufügen bei den Artikeln: „Kirchliche Siechenhäuſer auf dem Lande“ und „Alkoholismus und Branntweinſmonopol“ von Paſtor Ernſt Schilling, Edwahlen.

Der Artikel „Zur Krüppelpflege“ von Paſtor Fliedner, Mitau.